

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

Vol. 7

1959

No. 1-6

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Redaktion: Henryk Keisch (Chefredakteur)

Helmut Hauptmann, Helmut Kaiser, Christa Wolf

Achim Roscher (Sekretär)

Beirat: Willi Bredel, Wieland Herzfelde, Wolfgang Joho

Hans Koch, Eva Strittmatter, Max Zimmering

INHALT

Die Heimkehr / <i>Willi Bredel</i>	3
Karl Liebknecht / <i>Hans Lorbeer</i>	31
An Liebknechts erstem Todestag / <i>Alfred Kurella</i>	32
Wir sind nicht zu verbieten / <i>Karl Liebknecht</i>	35
März 1920 / <i>Hans Marchwitza</i>	36
Saatzeit / <i>Hans Schönrock</i>	52
Ich schlief auf Dynamit / <i>Paul Körner-Schrader</i>	65
Das kosmische Zeitalter / <i>Stefan Heym</i>	72
In diesem Jahre / <i>Heinz Czechowski</i>	101
Ein Tag in Tokio / <i>Heinz Willmann</i>	102
Aus der Göttinger Kantate / <i>Günther Weisenborn</i>	106
Szenen gegen den Atomkrieg / <i>Christoph Hamm</i>	109
Franz Mehring / <i>Hans Koch</i>	113
Ein Drama von Sudermann / <i>Franz Mebring</i>	116
War „Die Korrektur“ korrekturbedürftig? / <i>Heiner Müller,</i> <i>Hans Dieter Mäde</i>	120

NEUE BÜCHER

Hans Jürgen Geerds: Volkstümliche Erzählkunst (Irma Harder, „Ein unbeschriebenes Blatt“), S. 128; *Gerd Hillesheim*: Die „Kämpfer im Nebel“ und ihre Henker (Stefan Heym, „Der Fall Glasenapp“), S. 131; *Eduard Klein*: Junger Autor zwischen den Stühlen (Wolf D. Brennecke, „Peter zwischen den Stühlen“), S. 134; *Dieter Schlenstedt*: Neue Lyrikbände (Jürgen Listreker, „Ich war allein“; Armin Müller, „Schwarze Asche, weiße Vögel“; Walter Werner, „Dem Echo nach“), S. 136; *Ilse Ploog*: Lehrer schreiben Kinderbücher (Alfred Wellm, „Igel, Rainer und die anderen“; Karl Neumann, „Frank“), S. 141; *Günter Ebert*: Literarische Seifenblase (Benno Pludra, „Jakob sucht Liebe“), S. 143; *Werner Ilberg*: Unterhaltungsromane (Doris Brehm, „Eine Frau zwischen gestern und morgen“; Rudolf Hirsch, „Das gestohlene Logbuch“; Walter Basan, „Geliebte Feindin“; Günther Hofé, „Rivalen am Steuer“; Otto Horn, „Das Wiener Probejahr“; Bernhard Faust, „Die Dongbatänzerin“), S. 144.

UMSCHAU

Heinz Kablau; *J. C. Schwarz*: Kohle hilft Kunst, S. 147; *Gertrud Meyer-Hepner*: Neues über Bettina, S. 148; *Lotbar Kusche*: Herrn Zadeks Ausflug ins unsägliche Grauen, S. 153; *Erwin Müller*: Umkrepelung eines Rundfunkhörers, S. 155; *Günther Deicke*: Die armen Unternehmer oder Besitz macht nicht glücklich, S. 157; *Gerhard Branstner*: Geschichten von Nepomuk, S. 158 u. a.

DIE HEIMKEHR

Der Oberst hatte in allen Räumen Licht. Aus dem Lautsprecher dröhnte schmetternd die „Ouvertüre 1812“. Die Marseillaise zuckte auf und erstarb in einem grandiosen Glockengeläute – Glocken Moskaus, Siegesglocken des russischen Volkes.

Der Oberst ging von einem Zimmer ins andere, immer wieder, hin und her; in ihm wogten Erinnerungen – zurück bis in die Jahre des Bürgerkrieges, bis zu seinem ersten Kampf, seiner Feuertaufe in dem Steppendorf an der Wolga. Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren war er Soldat, ein Soldat der Revolution. War nicht der Triumph der Oktoberrevolution erst durch diesen Sieg über den deutschen Imperialismus endgültig gesichert? Die ersten Monate des Krieges – welch schwere Zeit! Wieviel Schläge mußten damals hingenommen werden, bis sie siegen lernten. Wo aber gab es noch einen Staat, der nach solchen Rückschlägen und Niederlagen in die Offensive hätte gehen können, der fähig gewesen wäre, den Feind von der Wolga über tausend Kilometer bis an die Elbe zurückzutreiben und ihn zu Boden zu werfen? Stolz war der Oberst auf sein Land und auf die Leistungen seines Volkes. Er war glücklich, diesen Sieg zu erleben und sein Teil dazu beigetragen zu haben. Aber auch einsam war er, unendlich einsam. Sein einziger Sohn, Kyrill, war in den Kämpfen bei Leningrad gefallen; Tanja, seine Frau, hatte er schon im Jahre neunundzwanzig verloren ... Er verhielt, sah blicklos durchs Zimmer. Er hatte sich auf einer Dienstreise befunden, als die Cholera sie hinwegraffte. Die Bahnfahrt ... An die Bahnfahrt dachte er, die qualvolle, sich endlos hinziehende Bahnfahrt vom Ural nach Leningrad. Als er ankam, hatte man sie schon begraben.

Was sollten diese Erinnerungen! Schon wollte er nach dem Wagen läuten und zu seinen Soldaten fahren, um an der Siegesfeier teilzunehmen. Aber er überlegte, daß die Stunde vorgeschritten war – und die Stimmung gewiß auch. Nun wünschte er, Pawel Iwanowitsch noch ein gutes Wort zu sagen. Er hatte den Telefonhörer schon in der Hand, jedoch er legte ihn wieder auf die Gabel. Es drängte ihn, dieses zu tun und jenes, und er tat nichts. Er nahm seinen unruhigen Gang durch die Zimmer wieder auf. Aus dem Radio klang das von Leidenschaft und Entsagung erfüllte Schlußduett aus „Eugen Onegin“.

Dem Oberst fiel ein, daß es gut wäre, den deutschen Genossen anzuläuten, der vorgestern angekommen war, den politischen Instrukteur. Er dachte an

sein Gespräch mit Kowalenko über diesen Genossen. Pawel Iwanowitsch war nicht sonderlich begeistert von ihm. Er hielt ihn für arrogant. Schriftsteller war er – Kowalenko hatte das Wort nicht gerade mit Hochachtung ausgesprochen. Schriftsteller? Sie brauchten einen Politiker, einen Organisator. Möglichst einen mit Erfahrung. Der Oberst verstand Kowalenkos Unwillen recht gut. Ihre eigene Arbeit hing zu einem guten Teil von der Hilfe der deutschen Genossen ab. Nun hatte Berlin einen Schriftsteller geschickt.

Der Oberst trat an den Schreibtisch. Er zog unter der ledernen Schreibmappe einen grauen Bogen hervor, die Personalakte dieses deutschen Kommunisten. Stehend las er: „Boisen, Peter Karlowitsch. Geboren 1905 in Itzehoe.“ Seltsamer Name für eine Stadt. Ein Vierziger also. Gutes Alter. „Beruf: Buchdrucker.“ Wieso? Also doch nicht Schriftsteller? „Organisiert seit 1920. Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend. Seit 1924 Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands.“ Was will denn Pawel Iwanowitsch? Mit vierzig seit zwanzig Jahren organisierter Kommunist – das ließ sich doch hören. „Von 1927 bis 1933 Redakteur an der Tageszeitung der Kommunistischen Partei Hamburg. Von 1934 bis 1936 Agitationsarbeit im Saargebiet. Auch schriftstellerisch tätig.“ Aha, da ist es. „Von 1936 bis 1939 in Paris. Mitarbeit im Thälmann-Befreiungskomitee. Seit August 1939 in Moskau. Im Vaterländischen Krieg Lehrer an Kriegsgefangenschulen. Frontarbeit im Auftrag des Nationalkomitees ‚Freies Deutschland‘.“

Nicht übel. Dem Oberst gefiel diese Personalakte. Sie war klar und übersichtlich, und man durfte erwarten, in diesem Boisen keinen weltfremden Sonderling zu finden.

Der Oberst durchschritt nachdenklich das Zimmer. Er machte sich eine Vorstellung von diesem deutschen Genossen: groß, kräftig, mit vollem, männlichem Gesicht, nicht blond, eher dunkel, ein wenig grüblerisch vermutlich, sicher gut belesen ... Vor wenigen Tagen war der noch in Moskau gewesen. Er konnte gewiß mancherlei Neues erzählen.

Er rief bei der Kommandantur an und erhielt die Auskunft, Genosse Boisen befinde sich beim Oberbürgermeister Weiß.

Thomas Weiß hatte an diesem Abend Peter Boisen, das Ehepaar Wahlke, Johannes Schaber und Greta Wächter zu sich eingeladen. Man tauschte Erinnerungen aus, dann sprach man über die aktuellen politischen Fragen. Als der Oberst anrief, wurde gerade wieder über Diktatur des Proletariats oder antifaschistisch-demokratische Ordnung diskutiert. Boisen brachte das Problem auf die kürzeste Formel, als er erklärte:

„Wir müssen die politische Macht ausbauen und festigen, die Kräfte der Arbeiterklasse sammeln und einigen und so die Voraussetzungen schaffen für den Aufbau eines Arbeiter-und-Bauern-Staates.“

Johannes Schaber machte Wahlke bittere Vorwürfe, weil der sich hartnäckig weigerte, in die Stadtverwaltung einzutreten.

Thomas war an den Apparat gegangen. Jetzt rief er den anderen gedämpft zu: „Pst! Ruhe! Der Kommandant!“ Er sprach dann Russisch weiter. Es klang ungewollt pathetisch, weil er die Worte mühsam suchen mußte: „Genosse Kommandant . . . Ich beglückwünsche Sie . . . nochmals . . . zu diesem großen Sieg über . . . über das . . . deutsche Faschismus . . . und zum Frieden!“

„Über *den* deutschen Faschismus“, korrigierte Greta Wächter.

Thomas winkte ärgerlich ab. Er horchte angestrengt in die Hörmuschel, dann fragte er, ob die Genossin Wächter, die Dolmetscherin, auch mitkommen dürfe.

„So was, um Mitternacht noch dolmetschen“, rief Greta dazwischen. Thomas verzog schmerzvoll das Gesicht, weil sie ihn wieder störte. Dann antwortete er ins Telefon: „Jawohl, Genosse Oberst. Wir brechen sofort auf!“

Der Oberst kam, umhüllt von einem langen schwarzen Kosakenumhang, der wie ein Panzer über seinem Körper lag, die Stufen des beleuchteten Hauseingangs herab. Der Komtur aus „Don Giovanni“, dachte Boisen. Im Gesicht des Obersts lag aber nichts Bitteres oder Schmerzliches mehr, sondern zufriedene Gelöstheit. Er lächelte, als er Boisen die Hand reichte. Der sah wahrhaftig so aus, wie er ihn sich vorgestellt hatte, nur war er nicht ganz so groß und breit. Aber dunkeläugig und schwarzhaarig war er, und auch eine dunkelgetönte, allerdings graue Gesichtsfarbe hatte er. Das konnte jedoch an der Beleuchtung liegen.

Auf dem Tisch standen Gläser um eine Flasche kaukasischen Weins und eine Karaffe mit Wodka, in der kleine Stückchen Zitronenschale schwammen.

„Ein schönes Haus“, sagte Boisen.

„Hier wohnte ein Konsul“, bemerkte Thomas Weiß.

Der Oberst nickte. Aber man merkte, daß es ihn wenig interessierte, wer vor ihm hier gewohnt hatte. Boisen beglückwünschte ihn noch einmal zu dem geschichtlichen Sieg über den Faschismus. Ja, erwiderte der Oberst, und das sei ein guter Grund, die Gläser zu erheben. Er goß Wodka ein. Sie tranken auf ihren gemeinsamen Sieg über den gemeinsamen Feind.

Zwanglos setzten sie sich nieder. Aber der Oberst erhob sich bald. Während Boisen von den letzten Tagen seines Aufenthalts in Moskau erzählte, ging er rastlos im Zimmer auf und ab. Boisen sprach von dem Befehl, den Genosse Stalin in den schwersten Tagen des Krieges erlassen hatte und in dem es hieß: „Auch unsere Straßen werden wieder im Festschmuck prangen!“ Genauso war es gekommen, Moskaus Straßen prangten im Festschmuck des Sieges . . .

Wer hätte nicht gewußt, dachte der Oberst, daß dieser Tag kommen

würde, wer aber hätte in den zurückliegenden Jahren gewagt zu sagen, daß er ihn erleben werde? Auch Kyrill hatte ihn miterkämpft, und jetzt war er tot – wie Millionen Sowjetbürger, wie ein großer Teil der Jugend, der Blüte des Landes.

Peter Boisen hob sein Glas. Als hätte er die Gedanken und Gefühle des Oberst erraten, sagte er: „Trinken wir auf alle, die ihr Leben hingegeben haben für diesen Sieg!“

Der Oberst trank. Dann aber wandte er sich ab und verließ das Zimmer. Betroffen sahen die drei sich an. Boisen fragte leise, ob er einen Fehler gemacht habe. „Ich glaube“, erwiderte Thomas, „auf Tote trinkt man nicht.“

Dann kam der Oberst wieder herein. Er hatte den Umhang abgelegt. In der Paradeuniform mit den Ordensspangen sah er nicht minder stattlich aus. Er schien durchaus nicht ungehalten oder gar erzürnt. „Aber trinkt doch!“ rief er. „Heute muß man trinken. Ein Tag wie dieser kehrt in unserm Leben nicht wieder.“

An diesem Abend wechselte das Gesprächsthema oft. Thomas Weiß benutzte die Gelegenheit, dem Oberst von seinen ersten Maßnahmen beim Aufbau der Stadtverwaltung zu berichten. Er vermutete – und wohl nicht zu Unrecht –, daß nur Kowalenko seine schriftlichen Berichte las. Er sprach lebhaft; mitunter riß es ihn vom Stuhl und er stellte sich in gebeugter Haltung vor den Oberst. Mit dem Russischen hatte er Schwierigkeiten; Greta mußte häufig eingreifen. Schließlich sprach er nur noch Deutsch, und sie übersetzte.

Thomas erzählte, er habe alle ehemaligen Angestellten der Stadtverwaltung, von den Putzfrauen und Straßenreinigern bis zum Direktor der Wasserwerke und zu den Professoren des Städtischen Krankenhauses, im Rathaus zusammengerufen, ihnen eine kurze Ansprache gehalten und sie samt und sonders in Anbetracht der veränderten politischen Situation entlassen. Er habe jedoch hinzugefügt, daß er mit denen, die gewillt seien, beim Neuaufbau mitzuarbeiten, einzeln verhandeln werde. „Fast alle erklärten sich bereit“, berichtete er schmunzelnd. Selbstverständlich habe er sich inzwischen, soweit Unterlagen vorhanden waren, über die politische Vergangenheit und das fachliche Können eines jeden unterrichtet und vorerst nur einen kleinen Teil – und auch den nur provisorisch – wieder eingestellt, beziehungsweise zur Mitarbeit herangezogen.

„Es geht also gut vorwärts?“ fragte der Oberst.

Thomas verkniff den Mund, drehte und wendete den Kopf. Das zu behaupten, meinte er, hieße übertreiben. Aber schließlich, er habe ja eben erst begonnen. Die Verwirrung sei noch sehr groß. Viel Arbeit werde es kosten, politische Klarheit in die Köpfe zu bringen. Die vor allem fehle nämlich. Wie könne da eine Stadtverwaltung gleich richtig arbeiten?

Der Oberst hörte geduldig zu, nickte, lächelte, wenn Thomas in seinem Eifer nah auf ihn zutrat und sich anstrenzte, möglichst anschaulich zu erzählen. Schließlich forderte er Boisen zum Sprechen auf. Peter überlegte lange.

„Genosse Oberst“, begann er, „ich war gestern bei einem alten Rostocker Kommunisten, einem Genossen Wahlke. Der hat eine Tochter von etwa zwölf Jahren. Wahlke und ich betrachteten die Karte von Deutschland. Die Kleine stand dabei. Ich erklärte, wie die sowjetische Besatzungszone verläuft, wie die englische, die amerikanische und die französische Zone. Da fragte das Kind: ‚Und wo liegt die deutsche Zone?‘ Ich glaube, diese Frage werden viele in Deutschland stellen, und nicht nur Kinder. Ich habe – bitte mißverstehen Sie das nicht, Genosse Oberst –, ich habe etwas Angst angesichts der Größe und Kompliziertheit der Aufgabe, die vor uns steht und die wir lösen müssen. Die sozialistische Revolution in Deutschland ist ausgeblieben; die Befreiung vom Faschismus ist den deutschen Arbeitern, dem ganzen deutschen Volk, durch den Kampf und den Sieg der Roten Armee gebracht und, ich wähle jetzt absichtlich das Wort: geschenkt worden. Das aber wirft neue, bisher unbekannte Probleme auf. Die militärische Besetzung Deutschlands wird sich wahrscheinlich über Jahre hin erstrecken. Wir werden wiedergutmachen müssen, was die Faschisten im Namen des deutschen Volkes in der Sowjetunion und sonst in der Welt angerichtet haben. Das wird unsern eigenen Wiederaufbau verzögern und womöglich neuen Konfliktstoff schaffen, denn es kann sein, daß die Ursache dieser Reparationen vergessen und nur noch die Auswirkung gesehen wird. Besonders aber fürchte ich, daß zwischen den recht ungleichen Siegermächten Gegensätze aufbrechen und ein Teil von Deutschland gegen den andern Teil ausgespielt wird. Wir werden klug, sehr bestimmt und sehr beweglich vorgehen müssen. Denn – das möchte ich noch sagen! – was das Klassenbewußtsein und die Moral der Arbeiter in Deutschland betrifft, so ist schließlich bekannt, daß ein Jahrzehnt faschistischer Demagogie nicht ohne Spuren vergangen ist. In den Köpfen vieler, auch vieler deutscher Arbeiter, sieht es nicht anders aus als in unseren Städten und Dörfern. Selbst das Leichengift des verendeten Naziregimes richtet noch Unheil an. Und wie sehr die Kader der deutschen Arbeiterklasse im letzten Jahrzehnt zusammengeschrumpft sind, das sehe ich in seinem ganzen Ausmaß erst jetzt, wo wir die alten Genossen zusammenfassen, wo die Partei aus der Illegalität hervorkommt.“

Boisen, der sonst dazu neigte, Schwierigkeiten und Gefahren leichter zu nehmen, als sie waren, und ihnen mit naivem Selbstvertrauen entgegenzutreten pflegte, hatte einen Ton angeschlagen, über den er selbst staunte. Und schon spürte er das Bedürfnis, einzuschränken, eine den Ernst und die Schärfe seines Wortes abschwächende Bemerkung zu machen. Er hatte deutsch gesprochen, Greta Wächter hatte dem Oberst flüsternd Satz für Satz übersetzt.

Der Oberst ging, verfolgt von den Blicken der drei Deutschen, wieder im Zimmer auf und ab. Ohne jemand anzublicken, begann er zu sprechen: „Ich bin ein Kommunist, erzogen von der Partei der Arbeiterklasse, und das heißt: erzogen im Geist des sozialistischen Patriotismus und der internationalen Solidarität. Genosse Stalin hat heute in seiner Ansprache gesagt: ‚Die Sowjetunion feiert den Sieg, wenn sie sich auch nicht anschießt, Deutschland zu zerstückeln oder zu vernichten!‘ Das ist es. Den deutschen Faschismus haben wir zerschlagen, dem deutschen Volk werden wir helfen beim Aufbau eines neuen, friedlichen Lebens. Das ist es . . .“

Während er dies sagte, dachte er eine flüchtige Sekunde lang daran, daß ihm gestern mitgeteilt worden war, demnächst würden Demontage-Beauftragte kommen, die er in ihrer Tätigkeit unterstützen sollte.

Natürlich, fuhr er fort, erschwere es den demokratischen Neuaufbau, daß die Wiedergutmachung Vorrang besitzen müsse. Die von Deutschen angerichteten Schäden müßten, soweit dies überhaupt möglich sei, durch Deutsche wiedergutgemacht werden. Was das Klassenbewußtsein und die Klassenmoral der deutschen Arbeiter angehe, so habe er Vertrauen in ihren gesunden Kern. Manches könne die jüngste Vergangenheit verschüttet haben, aber das würde rasch wieder hervortreten und sich behaupten. Man solle nicht vergessen, daß die deutschen Arbeiter einmal die vorbildlichsten und bestorganisierten gewesen seien, auch nicht, daß es das deutsche Volk war, das der Menschheit Karl Marx und Friedrich Engels und schließlich auch August Bebel, Karl Liebknecht und Ernst Thälmann gegeben habe.

„Ja, das ist es . . . Hat es wirklich in Deutschland keine Revolution gegeben? Sozialistische Revolutionen haben in unserer Zeit nicht nur den, sagen wir, klassischen Charakter der Oktoberrevolution. Gesellschaftliche Umwälzungen werden nicht nur auf Barrikaden erkämpft, sondern auch im unterirdischen Kleinkampf, in Konzentrationslagern und auf dem Schafott.“

Nicht in der Manier eines Agitators sprach der Oberst, noch weniger mit der Gewandtheit eines erfahrenen Redners. Um jeden Gedanken rang er, ehe es ihm gelang, ihn in Worte zu prägen. Er legte zwischen den Sätzen lange Überlegungspausen ein. Gerade das aber machte seine Ausführungen nur noch bezwingender. Er trat an den Tisch und ergriff sein Glas.

„Als wir vor achtundzwanzig Jahren unsere Oktoberrevolution machten und darangingen, den Sozialismus aufzubauen, konnten wir zwar mit der Solidarität der aufgeklärten Arbeiter in allen Ländern rechnen, wir waren aber umringt von einer Welt von Feinden. Wir waren rückständig, schwach, unser Land war verwüstet, und wir mußten einen noch nie beschrittenen Weg, einen Weg in historisches Neuland antreten. Ihr deutschen Arbeiter könnt auf unsere Erfahrungen zurückgreifen. Ihr habt unsere Erfolge vor Augen. Ihr braucht die Fehler, die uns unterliefen, nicht zu wiederholen. Und

außerdem: unser Sowjetland ist inzwischen eine Großmacht geworden. Meint ihr nicht, daß wir mit vereinter Kraft imstande sein werden, alle Widerstände und alle Schwierigkeiten zu überwinden?“

Hochgestimmt gingen Peter Boisen und Thomas Weiß, Greta Wächter untergehakt, durch die menschenleeren, nachtdunklen Straßen. Der Oberst, fand Greta, wirke eigentlich im ersten Augenblick täppisch, ja unbeholfen.

Das liege wohl am Alter, erwiderte Thomas. Übrigens sei gerade das allgemein sympathisch. Er habe ein eingefleischtes Mißtrauen gegen die Aalglatten und Zungengewandten.

Soldaten kamen ihnen entgegen. Sie sangen, und nicht jeder das gleiche Lied.

„Gehen wir zur Seite“, bat Greta.

Sie traten ins Dunkel eines Hauseingangs. An die Steinwand gedrückt, lächelte Boisen zu den Soldaten hin. Es war ein etwas melancholisches Lächeln. In den Kriegsjahren hatte er mit diesen Männern Not, Leid, Entbehrungen und Gefahren geteilt. Er war kein Fritz, er war ihr Kamerad gewesen, ein deutscher Antifaschist, ein Genosse, ein Kampfgefährte. Und jetzt? Ein „Fritz“ ...

Oberst Pernikow ging, obwohl Mitternacht längst vorüber war, noch immer durch die Zimmer seines Hauses. Die drei Deutschen, die an diesem Tag des großen Sieges seine Gäste gewesen waren, hatten ihm gefallen. Auch der Schriftsteller und Politinstrukteur. Er ließ sich die Gespräche noch einmal durch den Sinn gehen ...

Natürlich war das richtig: Das Fehlen einer Revolution erschwerte den geistigen Erziehungsprozeß. Klassenstolz und Selbstbewußtsein hätten jeden Arbeiter erfüllt, stünde er mit der Waffe in der Hand als Sieger da. Der Klassenfeind fühlte sich nur von außen her geschlagen, nicht von innen. Er würde sich vom Schock seiner Niederlage erholen und erneut seine gefährlichen Fäden spinnen. Den deutschen Arbeiter auch ohne Revolution auf den revolutionären Weg zu bringen, das war die Aufgabe, und dabei würde er sich auch das Selbstbewußtsein, das Vertrauen in die eigene Kraft erwerben ... Die objektiven Voraussetzungen hierfür mußte man schaffen. Die subjektiven freilich lagen in ihm ... Der Oberst blieb stehen. Als müßte er sich vor sich selber rechtfertigen, dachte er: Es war richtig, was ich geantwortet habe. Meine ehrliche Überzeugung. Ich glaube an die revolutionäre Kraft des gesunden, guten Kerns in der deutschen Arbeiterklasse. Wir werden Verfälschtes als falsch entlarven, Verschüttetes vom Schutt befreien ...

Der Oberst blickte auf die leeren Stühle. Zwanzig Jahre jünger müßte man sein. Aber sogleich wies er diesen Gedanken von sich: Unsinn! Das übliche

Gefasel der Altgewordenen! Sollen diese Jungen zeigen, was sie können. Besonders hier!...

Peter Boisen hatte den Plan gefaßt, eine öffentliche Versammlung abzuhalten. Er gelangte rascher und reibungsloser ans Ziel, als er erwartet hatte.

Kowalenko empfing ihn recht offiziell. Während des Gesprächs fixierte er ihn gründlich. Was Boisen als erstes zu tun gedenke, fragte er. Boisen bat, eine öffentliche Versammlung zu genehmigen.

Kowalenko antwortete nicht gleich; er kniff die Augen zusammen und dachte nach. „Eine Versammlung“, wiederholte er. „Ist es nicht zu früh dazu? Wer soll sie einberufen? Parteien und Organisationen sind noch nicht zugelassen.“

„Genosse Oberstleutnant, an solchen Formalitäten darf es doch nicht scheitern.“

Kowalenko blieb nachdenklich. Aus seinen Gedanken heraus fragte er: „Worüber soll denn auf dieser Versammlung gesprochen werden?“

„Über das, was werden soll. Was gemacht werden muß. Und auch“, Boisen stockte, „auch über das, was war. Und über die Lehren daraus.“

„Und was versprechen Sie sich davon?“

„Die Menschen aufzurütteln, sie aus ihrer Lethargie zu befreien. Den Fatalismus, der sich breitgemacht hat, zu überwinden. Ihnen einen Halt geben, eine Perspektive.“ Boisen hatte sich in Erregung gesteigert, und als er Kowalenko jetzt lächeln sah, ägerte ihn das. Er begriff, daß er töricht gewesen war. Dieser Oberstleutnant, dem gewiß Leidenschaftlichkeit nicht fremd war, hatte einige Jahrzehnte sowjetische Schulung hinter sich und gelernt, kühl zu wägen, bevor er kühn wagte.

Aber Kowalenkos Lächeln war nicht geringschätzig gemeint gewesen. Etwas Ironie freilich war dabei, wie aus seiner Frage hervorging:

„Das alles glauben Sie mit einer Versammlung zu erreichen?“

„Nein“, bekannte Boisen. „Aber was in einer solchen Versammlung gesagt wird, und in einer Situation wie der gegenwärtigen, spricht sich rascher herum und zieht größere Kreise, als man denkt.“

„Möglich! Durchaus möglich!“

„Und schließlich muß doch ein Anfang gemacht werden. Sehen Sie, Genosse Oberstleutnant, ich habe auch folgendes im Auge. Ich hoffe, durch eine öffentliche Versammlung leichter die Verbindung mit den Arbeitern zu bekommen, die früher organisiert waren, Kommunisten wie Sozialdemokraten. Wo sollen die sich melden? Auf der Kommandantur? Viele scheuen sich. Sicher hat mancher herzlich wenig oder gar nichts beigetragen zum Sturz des Hitlerfaschismus, und nun haben sie ein nicht gerade unbeschwertes Gewissen.“

„Haben auch Ursache, in sich zu gehen“, warf Kowalenko ein.

„Natürlich, Genosse Oberstleutnant! Aber die jetzt kein gutes Gewissen haben und bereit sind, in sich zu gehen, sind doch nicht die Schlechtesten. Auch an sie möchte ich durch eine Versammlung herankommen.“

Kowalenko hatte keine Anweisung, Versammlungen zu genehmigen, aber auch keine, sie zu verbieten. Hatte nicht in Berlin sogar schon am Ersten Mai eine deutsche Kundgebung stattgefunden, während noch gekämpft wurde? Ihn freute, daß dieser deutsche Kommunist, kaum angekommen, sich so aktiv zeigte. Eine öffentliche Versammlung konnte in der Tat sehr nützlich sein. Schon um festzustellen, wie viele kamen und wer kam. Kowalenko fragte sich, was der Oberst zu einem solchen Experiment sagen würde. Er konnte sich nicht sogleich entschließen, zuzustimmen, und gab dem Gespräch eine andere Wendung.

„Sie haben sich die Stadt angesehen? Viel Erfreuliches gibt's vorläufig nicht zu sehen, was?“

Sie sprachen noch eine Weile, dann fragte Kowalenko: „Haben Sie noch etwas, Genosse Boisen?“ Zum erstenmal sprach er seinen Besucher mit Genosse an.

„Ja, Genosse Oberstleutnant“, entgegnete Boisen. „Wie ist es mit der Versammlung?“

Kowalenko konnte ein Lächeln nicht verbeißen. „Einverstanden! Machen Sie Ihre Versammlung!“

Am Nachmittag noch traf Boisen seine Vorbereitungen. August Wahlke kannte eine Druckerei. Der Text war schnell entworfen. Am nächsten Morgen schon hingen die ersten Plakate an Häusern und Ruinen.

Ein abscheuliches Lampenfieber hatte Boisen gepackt. Nur ein Gedanke beschäftigte ihn: Würde er den richtigen Ton finden, damit das Gesagte Eingang fände? Immer wieder holte er seine Rededisposition hervor, las, las noch einmal, korrigierte, änderte, stellte um, strich. Viele Jahre hatte er nicht öffentlich gesprochen, es war seine erste Rede nach dem Exil. Würde es ihm gelingen, die Herzen zu bewegen und die Köpfe zum Nachdenken anzuregen? Klarheit zu geben und neuen Mut?

August Wahlke, der die Vorbereitung der Versammlung übernommen hatte und sich dieser Aufgabe mit der ihm eigenen Bedächtigkeit, aber nicht ungeschickt entledigte, trat aufgeregt ins Zimmer. „Das Volkstheater ist zu klein! Es gibt eine Massenbeteiligung! Wo kriegen wir Räume her?“

„Nanu“, wunderte sich Boisen. „Eine Massenbeteiligung?“ Er trat nahe an Wahlke heran. „Und wenn die halbe Stadt kommt, zu viele können es nie werden!“

„Aber Räume? Wo wollen wir die Leute unterbringen?“

„Und wenn wir aus den Ruinen zu ihnen sprechen. Übrigens – kein übler Gedanke. Das wäre die passende Szenerie.“

Thomas Weiß teilte durchs Telefon mit, daß der Ufa-Palast für eine Parallelversammlung hergerichtet werde.

„Heißt der noch Ufa-Palast?“ fragte Boisen.

„Fang du auch noch so an“, begehrte Weiß auf. „Ich kann doch nicht alles über Nacht ändern.“

Zur selben Zeit berichtete Oberstleutnant Kowalenko dem Kommandanten über die Sicherheitsmaßnahmen, die er getroffen hatte. Er markierte auf der Karte die Punkte in der Nähe des Volkstheaters und des Ufa-Palastes, die militärisch gesichert waren. Fünf Offiziere in Zivil sollten ins Volkstheater gehen, fünf weitere in den Ufa-Palast.

„Danke, Pawel Iwanowitsch! Halten Sie mich auf dem Laufenden.“

Vom Meer zog ein dunkle Gewitterwand heran. Dunstiges Grau schob sie vor sich her, das sich auf die Stadt legte. Die Konturen der Ruinen verschwanden. Die wenigen Lampen, die in der Stadt brannten, schwammen verloren im Nebel. Boisen und Weiß standen lange vor Versammlungsbeginn im Steingeröll einer Ruine, dem Theatereingang gegenüber. Beide waren bestürzt über das ungünstige Wetter. Trotzdem klapperte es über das Pflaster, als gingen viele Menschen die Straße entlang. Mitunter hatten sie sogar den Eindruck, es handle sich um Marschierende. Es klang, als zögen Formationen im Gleichschritt dahin. Dann und wann kamen Schatten greifbar nahe an ihnen vorbei.

„So ein Pech!“ murmelte Boisen.

„Ich bild mir ein“, flüsterte Thomas, „das sind alles nette, wißbegierige Versammlungsbesucher.“

„Ob es im Ufa-Palast auch so voll sein wird? Wie lange wirst du reden?“ fragte Boisen. „Vielleicht komme ich noch hin, wenn ich hier fertig bin.“

„Nach mir soll noch Schaber sprechen.“

„Geh jetzt!“ drängte Boisen.

Thomas verschwand in der Dunkelheit. Boisen wartete und lauschte. Deutlich hörte er hinter den Ruinen den Motor von Thomas' Wagen anlaufen. Als nichts mehr zu hören war, ging er, die Straße überquerend, auf das Theater zu.

Der Zuschauerraum war überfüllt. Im Vestibül drängten sich die Menschen. Einfach gekleidete Leute, größtenteils Arbeiter, kleine Geschäftsleute, offenbar auch viele Flüchtlinge, überwiegend Männer.

Mit einiger Mühe erreichte Boisen die eisenbeschlagene Tür zur Bühne, die ein Arbeiterordner bewachte. Boisen wurde erst durchgelassen, als August Wahlke kam und ihn legitimierte. „Hab ich recht gehabt?“ fragte Wahlke. „Wir hätten fünf Theater gefüllt.“

Alles Gutwillige? dachte Boisen. Er hütete sich aber, diesen Gedanken auszusprechen. Er war überzeugt, daß es ohne Provokation nicht abgehen würde. Ob Wahlke an eine solche Möglichkeit gedacht hatte? Ihn danach zu fragen wäre dumm und auch sinnlos gewesen, nur geeignet, Unsicherheit und Unruhe hervorzurufen.

Es war kalt hinter der Bühne. Von den seitwärts abgestellten oder über der Bühne hängenden Dekorationsstücken und Kulissenwänden ging ein muffiger, modriger Geruch aus.

Am Vorhang standen einige Männer um einen mit rotem Stoff bedeckten Tisch. August Wahlke, in blauer Schifferjacke und offenem Hemdkragen, stellte Boisen einer Gruppe Arbeiter von den Werften und aus den städtischen Betrieben vor. Ein Bauingenieur hatte sich dazugesellt. Zu Boisens Überraschung war auch der Rektor der Universität gekommen, ein älterer, weißhaariger Herr mit starken, buschigen Augenbrauen, ferner ein Priester in schwarzem Rock und steifem Kragen, der Hauptprediger an der Marienkirche, und ein Medizinalrat, ein unersetzter Mann mit kahlem Schädel.

Peter Boisen nahm am Tisch neben August Wahlke Platz, der die Versammlung eröffnen und leiten sollte. „Die Leitung fest in der Hand behalten“, flüsterte er ihm zu.

Als der Vorhang sich öffnete, nahm im ersten Augenblick die Unruhe im Zuschauerraum eher zu als ab. Ein tausendfaches Gessumm und Gebrumm. Arme reckten sich. Man zeigte auf den Geistlichen, der am Ende des Tisches saß, die Hände gefaltet.

Boisens Blick glitt über die vielen Gesichter. Das Atmen wurde ihm schwer. Er spürte Hunger. Ja, flau war ihm plötzlich, als hätte er seit langem nichts gegessen. Was sind das für Menschen, fragte er sich wieder. Wie viele von ihnen mochten Anhänger oder zumindest Mitläufer der Nazis gewesen sein? Wenig Jugend sah er . . . doch, dort im ersten Rang saß eine Gruppe Jugendlicher. Auch im Parkett waren einige junge Menschen beisammen. Waren die nicht Soldat gewesen? Erinnerungen an seine erste Begegnung mit deutschen Kriegsgefangenen in einem Lager bei Moskau kamen Boisen. Er sah die Gesichter noch deutlich vor sich, in denen Furcht und Angst und ein schlechtes Gewissen geschrieben standen. Wie sie ihn, den Landsmann, angestarrt hatten!

Er wurde aus seinen Gedanken aufgeschreckt; August Wahlke hatte seinen Namen genannt. Boisen erhob sich, er trat ans Rednerpult. Wieder gab es ein vielstimmiges Gessumm. Aber keine Hand rührte sich, ihn zu begrüßen. Während er sein Manuskript vor sich ausbreitete, überlegte er noch, wie er seine Zuhörer ansprechen sollte. Er begann ohne Anrede:

„Ich stelle ein Wort Goethes voran: „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Kot getreten.““

Er blickte auf. Ihm schien, als hätten die tausend Menschen vor ihm aufgehört zu atmen, so still war es. Er fuhr fort:

„Was wird aus uns? Was soll nun aus unserm Volk werden? Haben wir Deutsche nach diesem Krieg noch Aussicht auf bessere Tage? Millionen Menschen in unserem Land stellen sich in banger Sorge diese Frage. Sie wissen keine Antwort. Viele resignieren, geben alles auf, weisen jeden Rat von sich, haben jede Hoffnung verloren.“

„Wie wahr!“ rief der Pastor. Im Zuschauerraum entstand Unruhe. Aber sie verebbte sogleich, als Boisen fortfuhr:

„Nur wer das Vergangene erkennt, kann das Künftige voraussehen. Nur wer den Mut hat, zu sehen, was war und was ist, und den ehrlichen Willen, aus der Erfahrung die Lehren zu ziehen, der gewinnt die Kraft, das Leben zu meistern. Für den einzelnen Menschen, auch für ein Volk, kommt der Augenblick, wo an einem Wendepunkt Rechenschaft abgelegt werden muß über das Bisherige, um Klarheit zu schaffen für das Künftige. Dieser Wendepunkt ist für uns gekommen. Erweisen wir uns zu schwach, verspielen wir unsere Chance, dann haben wir in des Wortes tiefstem Sinn für lange Zeit verspielt. Erkennen wir aber die Bedeutung dieses historischen Augenblicks und wissen ihn zu nutzen, so braucht uns selbst angesichts der schrecklichen Katastrophe, in die der Hitlerfaschismus uns gestürzt hat, vor der Zukunft nicht bange zu sein.“

„Du hast doch mitgeholfen, daß es so gekommen ist!“ gellte eine Stimme durchs Theater. Alle sahen hinauf nach dem Rang, von wo der Ruf kam. Viele sprangen von den Sitzen. Oben entstand ein Tumult. Ist das der Anfang? dachte Boisen. Er sah Arbeiter einen jungen Burschen aus der Menge herauszerren. Sie packten unsanft zu, und die Umstehenden halfen ihnen. Die Unruhe hielt noch an, als Boisen mit gesteigerte Stimmkraft von neuem zu sprechen begann. Seine Worte waren eine Antwort auf den Zwischenruf.

„Der Hitlerfaschismus liegt zerschlagen am Boden. Das Reich der modernen Barbaren, das tausend Jahre bestehen sollte, existiert nicht mehr. Nicht der Faschismus, seine Gegner haben gesiegt. Und es haben nicht nur die fremden Völker gesiegt, die der Faschismus überfallen hatte, sondern gesiegt haben auch die deutschen Antifaschisten, jene tapferen Männer und Frauen unseres Volkes, die grausam verfolgt, in die Konzentrationslager geworfen und aufs Schafott getrieben wurden, die aber nie aufgehört haben, den Kampf gegen die Verderber unseres Volkes weiterzuführen, bis die blut- und schmutzbesudelte Tyrannei vernichtet war. Ich weiß, in dieser Versammlung sind nicht wenige, die diesen Sieg miterkämpft haben, die diese Stunde mit heißem Herzen herbeisehnten, die nur widerwillig das Joch der braunen Mordbuben ertragen haben. Arbeiter vor allem, aber auch viele aufrechte und anständige Menschen aus allen Schichten. Auch sie sind Sieger! Wir

haben . . .“ Beifall brach aus. Boisen hob die Hand, um sich Gehör zu verschaffen, und steigerte die Stimme: „Wir haben die Mörder der Besten unseres Volkes, wir haben die Zerstörer unserer Städte, wir haben unseren Todfeind besiegt!“

Das Lampenfieber war verflogen. Er schob die Blätter seines Manuskripts zusammen und ging auf seinen Platz zurück.

Hinten im Parkett, unter einer roten Notlampe, standen zwei Arbeiter.

„Also Sieger sind wir. Hast du gehört?“ sagte der eine in gedämpftem Ton.

„Etwa nicht?“ fragte der andere.

„Ich denke, Deutschland hat verloren?“

„Hat es auch.“

„Und wir sind Sieger? Auch du und ich?“

„Eben du und ich. Von Dialektik hast du wohl nie was gehört, he?“

„Was hat das damit zu tun?“

„Mensch, sag mal, warst du denn für Hitler?“

„I-ich? Gott-soll-mich-bewahren!“

„Na, und den sind wir los, nicht wahr? Mit seinem ganzen Gesindel. Ist das nun ein Sieg oder nicht? Wer also ist Sieger? Er oder wir?“

„Schon richtig. Aber weißt du, da hängt doch noch mehr dran.“

Im Mittelrang der ersten Reihe saßen ein paar frühere Sozialdemokraten um den ehemaligen Redakteur ihrer Parteizeitung Jakob Kodahl. Der hatte ein Opernglas vor sich liegen, wie bei einer Theateraufführung. Ihm kam es entscheidend auf die Physiognomie eines Redners an, hatte er vor Beginn der Versammlung erklärt. Worte könnten lügen, die Physiognomie nicht.

Einer seiner Platznachbarn murmelte: „Gut gesprochen hat er, muß man sagen, nicht wahr, Jak? Wenig Phrasen.“

„Moskauer Schule“, erwiderte Kodahl.

„Ich denk, die basiert auf Phrasendrusch?“

„Nee, auf Überraschungen“, kicherte Kodahl.

Der Universitätsprofessor trat ans Rednerpult. Er sprach über die Haltung der deutschen Intelligenz. Er klagte sie an – sich selbst schloß er ein –, unter der Herrschaft der Dämonen ihre Aufgabe, die Zeichen der Zeit nicht verstanden zu haben. Alles, was ihr einmal lieb und teuer gewesen sei, habe sie feige aufgegeben, nur um nicht mit der Macht, die in bösen Händen gelegen habe, in Konflikt zu geraten. Jetzt stehe das deutsche Volk am Rande des Abgrunds. Die Männer des Geistes, so rief der Professor, hätten aber noch einmal Gelegenheit, sich zu bewähren und in der Notstunde ihres Volkes dessen willige Diener zu sein. Notwendigerweise werde eine Proletarisierung der Intelligenz kommen. Aber das müsse in Kauf genommen werden, um von ganz unten neu zu beginnen.

Boisen hatte große Lust, dem Professor zu widersprechen. Was der von

der Proletarisierung der Intelligenz sagte, war dasselbe, was die Nazis jahraus, jahrein verbreitet hatten, um die Intelligenz von der Arbeiterklasse zu trennen und gegen sie aufzubringen. Er bemerkte aber, daß die Versammlungsteilnehmer es nicht so auffaßten: Der Professor erhielt starken und herzlichen Beifall. Übrigens hatte er wohl nichts Schlechtes sagen wollen, sich nur unglücklich und mißverständlich ausgedrückt. Ja, dachte Boisen, man muß sehr viel nachsehen und Geduld haben. Sinn und Inhalt der Begriffe haben sich hierzulande in der Nazizeit gewandelt, und Redensarten hängen den Leuten an, bei denen sie sich etwas ganz anderes denken als unsereiner.

August Wahlke schloß die Versammlung mit einem Appell an alle Gutwilligen, die Antifaschisten, die die Leitung der Stadt in ihre Hände genommen hatten, tatkräftig zu unterstützen. Er erinnerte an den schweren illegalen Kampf gegen das Hitlerregime und ermahnte besonders die Arbeiter, ihre Stadt vor einem Chaos zu bewahren.

Am Eingang zur Seitenbühne traf Boisen auf einen Mann in Zivil. Es war Leutnant Schumanin, der ihn ansprach: „Einen Augenblick, Genosse!“

„Ich muß zum Ufa-Palast!“

„Dort ist die Versammlung auch zu Ende“, erwiderte Schumanin.

Schon zu Ende? dachte Boisen erschrocken. Habe ich so lange gesprochen? Er ging zurück auf die Bühne, zu den anderen. Man dankte ihm nochmals für seine Rede. Besonders der Pastor sagte ihm viel Schmeichelhaftes. Aber er warnte Boisen vor Übereifer. Man dürfe nicht gleich zuviel erwarten. Aus Niedergerissenem etwas Neues zu bauen, das erfordere vor allem Geduld.

Schumanin gab Boisen ein Zeichen. „Wir können jetzt gehen. Ich soll Sie zum Wagen des Oberstleutnants bringen.“

Boisen tappte hinter dem Leutnant in die pechschwarze Nacht hinaus. So sehr er seine Augen anstrengte, sie wollten sich nicht an die Dunkelheit gewöhnen. Leer war es auf der Straße, aber man hörte Pfiffe. Ihm schien, als bewege sich etwas in den Trümmern. Tatsächlich waren Steine ins Rutschen gekommen und kollerten irgendwo herunter. Plötzlich zuckte Boisen zusammen: Scheinwerfer blendeten auf, und in dem Lichtkegel sah er Sowjetsoldaten mit Maschinenpistolen in den Ruinen klettern.

„Was ist denn hier los, Genosse Leutnant?“

„Nichts Besonderes“, erwiderte Schumanin. „Es treiben sich ein paar verdächtige Gestalten herum.“

Sie überquerten die Straße. Hinter der nächsten Ecke stand die Limousine des Oberstleutnants. Kowalenko streckte Boisen die Hand entgegen. „Meinen Glückwunsch“, sagte er. „Ein voller Erfolg.“

Von acht Uhr früh bis mittags zwölf hielt Thomas Weiß in seiner Eigenschaft als Oberbürgermeister Sprechstunde ab. Es war oft unmöglich, alle

abzufertigen, die kamen. Wem er nicht sofort helfen konnte, für den hatte er ein mitfühlendes, tröstendes Wort. Mancher ging mit einem solchen Wort im Ohr schon beglückt davon. So gewann er mit fast leeren Händen Vertrauen. Selbst wenn wichtige Besprechungen auf ihn warteten und Ungeduld ihm das Blut kribbeln machte, blieb er ruhig und tat, als habe er viel Zeit. Dabei verstand er es meisterlich, unwichtige Gespräche auf ein Minimum zu beschränken, ohne den Besucher zu kränken. Bei ernstesten Angelegenheiten klingelte er nach seiner Sekretärin Fräulein Wedel und diktierte sogleich eine Notiz, oft schon mit dem Hinweis, wer in der Stadtverwaltung die Sache bearbeiten sollte. Das tat er gewöhnlich in Anwesenheit des Antragstellers oder Beschwerdeführers. Bei hoffnungslosen Anliegen scheute er sich aber auch nicht, offen auszusprechen, daß er nichts veranlassen konnte oder wollte. Dabei blieb er konzilient und bemühte sich, den Grund zu erklären.

Thomas kam sich inmitten der heillosen Unordnung, die in Verwaltung und Wirtschaft der Stadt herrschte, wie ein Verkehrspolizist vor; sein ganzes Bemühen war darauf gerichtet, jeden zu ermahnen, sich an Ordnung und Disziplin zu halten. Bald mußte er diesem, bald jenem gut zureden, einen dritten mußte er zurechtweisen, und immer wieder legte er selber mit Hand an. Er war unermüdlich. Es schien sogar, als machte ihm diese Aufgabe, die auf den ersten Blick einer Sisyphusarbeit glich, wirkliche Freude. Er behielt seinen klaren Kopf und auch seinen Humor. Noch waren die meisten Amtsräume im Rathaus geschlossen, denn von den früheren Angestellten waren vorläufig nur einige Sachbearbeiter übernommen worden; den Hauptandrang hatte das Zimmer des Oberbürgermeisters. Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Fräulein Wedel, die in der Fensterecke des Vorzimmers ihren Schreibtisch hatte, stand oft ratlos da, wenn der Besucherstrom die von ihr vorsorglich errichteten Dämme zu überfluten drohte.

Mitunter mußte Thomas, um eine Entscheidung treffen zu können, die Einwilligung der Kommandantur erwirken. In solchen Fällen benutzte er einen kleinen Hinterausgang, durch den er unbemerkt entweichen konnte. Es gab Vormittage, an denen er mehrere Male zwischen Rathaus und Kommandantur hin und her pendelte.

Unten auf dem Rathausmarkt lagerten die Flüchtlingstrecks, die auf Verpflegung und Zuweisung von Unterkünften warteten. Arbeiterdelegationen kamen, die Materialien brauchten, um die Fabriken wieder instand setzen zu können. Feuerwehrleute berichteten verzweifelt, Soldaten hätten ihnen ihre letzten Benzinreserven weggenommen, und sie seien im Ernstfall nicht einsatzfähig. Sie verlangten auf schnellstem Wege neuen Treibstoff. Der stellvertretende Direktor der Elektrizitätswerke wartete schon den zweiten Tag im Vorzimmer auf die Zusicherung sofortiger Kohlenlieferungen. Der Dezer-

nent des Ernährungsamtes, ein älterer Angestellter der Stadtverwaltung, berichtete mit gleichmütigem, säuerlichem Gesicht, der Kommandant von Ribnitz habe die Milchzufuhr gesperrt und den letzten Transport beschlagnahmt, weil die Bevölkerung seines Kreises seit Tagen keine Milchzuteilung erhalten habe; es könne auch für Kleinstkinder keine Milch ausgegeben werden. Ein Offizier der Kommandantur forderte, daß spätestens bis morgen an der Hauptverkehrsstraße, die gestern in Joseph-Stalin-Straße umbenannt worden war, die neuen Schilder angebracht würden. August Wahlke beschwerte sich, weil immer noch keine Maßnahme gegen die Warenhamsterei ergriffen waren. Ein älterer Mann trat forsch zu Thomas ins Zimmer, grüßte militärisch und wies sich als Oberst und Ritterkreuzträger aus. Nach der Offiziersrevolte vom 20. Juli habe er im Zuchthaus Bützow gegessen und sei von den Sowjettruppen befreit worden. Nun wolle er sich „der neuen Macht“, wie er sich ausdrückte, zur Verfügung stellen. Nebenbei forderte er sein Eigentum zurück, ein Gut bei Tessin, das die Hitlerleute ihm weggenommen hatten.

Thomas starrte den Mann an, Figuren dieser Art waren es gewesen, die ihn gequält und schikaniert und wie Dreck behandelt hatten. Als gestürzte Götter mimten sie jetzt bittende Büsser. Der vor ihm saß, fühlte sich sogar als Märtyrer und stellte Forderungen. Die Unverfrorenheit dieser Leute kennt keine Grenzen, ihre Dummheit und Dünkelhaftigkeit auch nicht. Thomas konnte nicht anders, er mußte plötzlich lachen, laut und schallend lachen.

Nun war es der ehemalige Oberst, der verwundert diesen merkwürdigen, so fatal jugendlichen Oberbürgermeister musterte. Ungehalten, auch wohl beunruhigt, fragte er: „Warum lachen Sie?“

„Ich freue mich“, prustete Thomas.

„Worüber?“ Der Oberst verzog beleidigt das Gesicht. „Worüber, wenn Sie gestatten?“

„Daß Sie gerettet worden sind“, antwortete Thomas.

Als Boisen an diesem Morgen bei Thomas Weiß eintrat, verhandelte der gerade mit zwei Männern, die in ihrem Äußeren einander recht unähnlich waren. Der eine war mit einem geflickten blauen Arbeitskittel bekleidet, sein rechter Ärmel war leer und am Rock festgeheftet; der andere trug einen dunkelgestreiften Anzug nach dem letzten Modeschnitt, einen blütenweißen Kragen und eine blaupunktierte Seidenkrawatte. Thomas stellte sie vor: Thieme, Monteur bei den Städtischen Wasserwerken, und Ingenieur Bergenhuis. Boisen erfuhr den Grund ihres Besuchs. Nach den schweren Luftangriffen auf die Stadt hatten die Wasserleitungen nicht ausgereicht, um die Brände zu löschen. Deshalb hatte man die Klärbecken der städtischen Wasseranlage

zerstört und überflutet. Seitdem erhielten die Einwohner ungereinigtes Warnowwasser, und die Kläranlagen verschlammten immer mehr. Wilde Gerüchte über die Folgen dieses Zustands waren im Umlauf; sogar von Choleraerkrankungen wurde gesprochen, was glücklicherweise noch nicht zutraf, obwohl tatsächlich mit dem Wasser Algen, oft auch fingerlange Würmer und kleine Fische aus den Hauswasserleitungen kamen. Der Arbeiter Thieme und der Ingenieur Bergenhus, die Thomas zu sich gebeten hatte, waren bereit, die Kläranlage wiederherzustellen und zu reinigen. Drei Monate, meinte der Ingenieur, würde es dauern.

Thieme zog die Stirn in Falten und überlegte. Er hatte ein gutes, offenes Gesicht, aber wenn er sprach, wurden drei einsame schwarzgelbe Zahnstümpfe sichtbar, und er wirkte alt und verfallen. Das Sprechen schien ihm schwerzufallen. Langsam sagte er, noch in Berechnungen vertieft: „Wir schaffen es vielleicht in zweieinhalb Monaten.“

„Sehr gut“, rief Thomas. „Ich glaube sogar, wenn Sie alles daransetzen, schaffen Sie es in acht Wochen.“

„Ganz ausgeschlossen“, sagte der Ingenieur schroff. Sein schmales, bleiches Gesicht erstarrte in Ablehnung. „Sie dürfen nichts Unmögliches verlangen.“

Thieme blickte nachdenklich auf Thomas Weiß. Ebenso langsam wie zuvor sagte er: „Wir werden es versuchen.“

„Ich bitte Sie, was versprechen Sie da?“ rief ungehalten der Ingenieur. Er rückte erregt auf seinem Stuhl hin und her.

„Ich verspreche gar nichts. Aber versuchen können wir es doch.“

Thomas sicherte jede nur mögliche Unterstützung zu. Auch die Militärkommandatur werde nach Kräften helfen. „Also, in acht Wochen!“

Thieme lächelte in seiner ruhigen Art und zeigte seine drei Zahnstummel. Ingenieur Bergenhus blieb kühl und reserviert.

„Mit übermäßigem Schwung geht dieser Ingenieur nicht an die Arbeit“, meinte Thomas, als er mit Boisen allein war.

„Er hatte einen guten Helfer an seiner Seite“, erwiderte Boisen.

Sie kamen auf die Kundgebung zu sprechen. Thomas glaubte bemerkt zu haben, daß sie die Stimmung der Bevölkerung günstig beeinflusst. Die Einwohner hätten Zutrauen zu der neuen Stadtverwaltung und auch wieder ein wenig Hoffnung. Es sei erfreulich, fand Boisen, daß der Rektor der Universität gekommen war und auch ein Pastor.

„Du bist also auch zufrieden?“

„Sehr sogar. Es haben sich schon etwa dreihundert Genossen gemeldet. Und da gibt es Leute, die orakeln, die deutsche Arbeiterklasse läge am Boden, sei so gut wie tot. Kowalenko hat die Kundgebung einen politischen und moralischen Sieg unserer Sache genannt. Wenn's nach ihm ging, müßten wir morgen schon die nächste abhalten.“

An einem der folgenden Vormittage wurde die Sprechstunde beim Oberbürgermeister zum erstenmal vorzeitig abgebrochen; drei stadtbekannte sozialdemokratische Genossen waren aus der Westzone eingetroffen. August Wahlke bat Thomas dringend, zu einer Besprechung mit ihnen zu kommen. Thomas schickte sofort Fräulein Wedel zu Boisen in den „Rostocker Hof“.

Im Sitzungssaal des Rathauses war eine lebhaft und laute Unterhaltung im Gange. Mittelpunkt war ein Mann Anfang der Vierzig mit einem vollen Gesicht, das von rötlichen Flecken bedeckt war. Er hatte eine scharfe Diskantstimme, die sich bei starker Erregung überschlug. Als Thomas eintrat, hörte er ihn von „skandalöser Behandlung“ und „Kellerhaft“ sprechen.

Wahlke kam Thomas entgegen. „Alte Bekannte“, flüsterte er. „Unglaublich, wie die sich aufplustern.“ Mit lauter Stimme rief er in den Saal: „Genossen, einen Augenblick Ruhe! Machen wir uns bekannt: Genosse Weiß, unser neuer Oberbürgermeister . . .“ Thomas sah auf den Mann mit den rötlichen Flecken; kalte Augen maßen ihn. „Genosse Albert Meier.“ Wahlke wies auf den Rotfleckigen. „Genosse Meier war Reichstagsabgeordneter, außerdem Landtagsabgeordneter in Mecklenburg und Vorsitzender der sozialdemokratischen Fraktion in der Rostocker Stadtverordnetenversammlung.“

Thomas reichte dem Genossen Meier die Hand. „Herzlich willkommen, wir brauchen dich dringend.“

„Davon hab ich bisher nichts gemerkt“, kam bissig die Antwort.

„Und hier, Genosse Emil Jasse“, fuhr Wahlke fort. „War ebenfalls Abgeordneter im mecklenburgischen Landtag und Stadtverordneter in Rostock.“

Jasse, ein untersetzter, schwerer Mann mit rundem, fleischigem Gesicht, betrachtete gelassen, gutmütig, auch ein wenig neugierig den jungen Oberbürgermeister, der weder seinem Aussehen noch seiner Aussprache nach ein Mecklenburger sein konnte. Wahlke wies auf den dritten Ankömmling.

„Dr. Karlheinz Klausmann, Pastor in Bützow. Genosse Klausmann hat im KZ Belsen gegessen.“

Thomas reichte dem Pastor die Hand. „Sie sind auch Sozialdemokrat?“

„Ja, schon vor 1933.“

Thomas schickte sich an, die Rückkehr der sozialdemokratischen Genossen in ein paar freundlichen Worten der Begrüßung zu würdigen. Aber Albert Meier fiel ihm ins Wort. Die Begrüßung, erklärte er abweisend, hätten sie bereits hinter sich, und gerade darüber wolle er jetzt sprechen.

Thomas blickte die drei sozialdemokratischen Genossen verwundert an und setzte sich ihnen gegenüber nieder. In diesem Augenblick trat Boisen ein. Wahlke machte auch ihn bekannt. Boisen nahm am unteren Ende des Tisches Platz.

Albert Meier blickte, bevor er zu sprechen begann, einige Sekunden vor sich hin. Die Stille steigerte die Spannung im Raum.

Sie hätten sich, nachdem sie viele Jahre lang nichts voneinander gehört hatten, in Hamburg wieder getroffen und beschlossen, nach Mecklenburg zurückzukehren, ihrer alten politischen Wirkungsstätte.

Thomas merkte, wie die roten Flecke auf dem Gesicht des Sprechers an Farbe zunahmen. Albert Meier blickte Thomas an, aber der hatte das Empfinden, daß sein Gegenüber ihn gar nicht sähe, sondern durch ihn hindurchblickte.

„An der amerikanischen Zonengrenze wurden wir“, fuhr Albert Meier fort, „wenn auch nicht gerade höflich, so doch korrekt abgefertigt.“ Nun steigerte er seine Stimme; sein Blick schweifte erregt von einem Gesicht zu andern. „Auf der russischen Seite jedoch, als wir uns bei Genossen glaubten, sind wir wie Freiwild behandelt worden.“

„Na, na!“ warf Boisen ein. August Wahlke grinste in sich hinein. Johannes Schaber murmelte: „Ist ja allerhand!“ – „Das ist mehr als allerhand!“ rief Meier. „Eine Schweinerei ist es! Eine bodenlose Schweinerei! Wir verlangen Genugtuung und strenge Bestrafung der Schuldigen!“

„Richtig! das verlangen wir! Das ist unser gutes Recht“, sekundierte ihm Emil Jasse.

„Die Uhr, die man mir geraubt hat, mag meinerwegen in Schnaps umgemünzt werden“, zischte Albert Meier gallig. „Aber meine Ehre als Sozialist, die . . . die . . .“ Er konnte vor Erregung nicht weitersprechen. „Die laß ich nicht beschmutzen!“

„Aber Genossen“, begann Pastor Klausmann begütigend, „wir wollen doch die Geschichte nicht unnötig dramatisieren.“

„Dramatisieren?“ schrie Albert Meier, und seine Stimme überschlug sich. „Stimmt es etwa nicht, daß wir drei Tage festgesetzt worden sind?“

„Doch, Albert“, gab der Pastor zu. „Trotzdem ereiferst du dich allzu sehr. Ich gebe zu, man hat sich uns gegenüber nicht gerade nobel benommen . . .“

„Drei Tage und drei Nächte im Keller! Nein, das war nicht gerade nobel!“ höhnte Meier.

„Und all das nur wegen der Briefe“, warf Emil Jasse ein. Boisen blickte auf.

„Was für Briefe?“

„Ach, ich hatte ein paar Briefe bei mir“, erwiderte Albert Meier leichthin. „Von Genossen an ihre Angehörigen, die hier wohnen. Jeder konnte sehen, daß es private Briefe waren. Und überhaupt, ich muß schon sagen, du tust, als wäre das die Ursache unserer Festnahme gewesen.“ Er blitzte Jasse wütend an. „Wenn du schon nach dem Grund suchst, dann denk an die Patronenkugel, die du blöderweise bei dir hattest.“

„Eine Patronenkugel?“ Boisen lachte. „Die wurde auch gefunden?“

„Es war ein Andenken, mußt du wissen.“ Jasse wandte sich wie entschuldigend an Boisen. „Ein Andenken aus dem ersten Weltkrieg. Sie hätte mich

beinahe umgebracht. Sie mußte aus der Lunge herausoperiert werden. Ich trug sie stets als . . . als Talisman bei mir.“

„Du hast offenbar keine Ahnung, was uns unter gleichen Umständen anderswo geblüht hätte. Zum Beispiel in der Wehrmacht“, griff der Pastor in die Unterhaltung ein. „Ich hab’s erlebt. Die verstanden darin keinen Spaß, und drei lumpige Menschenleben zählten überhaupt nicht. Die hätten uns nicht nach drei Tagen wieder laufen lassen; die hätten uns einfach umgelegt.“

„Du verteidigst ja die Russen auf sonderbare Art.“

„Gar nichts verteidige ich, Albert. Ich tue nur nicht so, als hätte es in diesem Krieg nichts Schlimmeres gegeben als unser Erlebnis in Neubuckow.“

„Was sagst du zu der Geschichte, Genosse Boisen?“ fragte Wahlke über den Tisch hinweg.

Peter Boisen sah aller Augen auf sich gerichtet. Der sowjetische Kommandant in Neubuckow hat auch seine sozialistische Ehre, dachte er. Bestimmt keine schlechtere als dieser Sozialdemokrat. Während der sowjetische Offizier jahrelang im Feuer der faschistischen Artillerie lag, wartete der Sozialdemokrat Meier in Braunschweig den Zusammenbruch des Hitlerreiches ab. Ob er auch nur einen Finger gekrümmt hatte, um den Zusammenbruch der Nazi-herrschaft zu beschleunigen, das war keineswegs sicher. Vielleicht hatte er hinterm Ladentisch eines Zigarrengeschäfts risikolos die faschistische Ära überlebt. Woher nahm er das Recht, sich so aufzuplustern, nur weil drei unbekannte Personen, die Briefe mit sich führten, vorsichtshalber festgesetzt worden waren? Das alles ging Boisen in Sekundenschnelle durch den Kopf. Er überlegte auch, daß es jetzt wichtig war, ein gutes Verhältnis zu diesen Sozialdemokraten herzustellen, ohne Ressentiments und ohne grundlos an alte Wunden zu rühren. Es galt, den jahrzehntelangen Bruderkampf der Arbeiter Deutschlands zu beenden. Der Zwischenfall in Neubuckow war deshalb ärgerlich.

Albert Meier schätzte Peter Boisen mit spitzen Augen ab. Wohl im Nachtrab der Sowjetarmee nach Deutschland gekommen, ergo ihr politischer Handlanger. Nun gut, der wird schnell bei den Arbeitern ausgespielt haben, dafür wird gesorgt werden.

Boisen sagte:

„Ich verstehe deine Empörung, Genosse Meier. Schreibt das auf, was ihr an der Zonengrenze erlebt habt. Ich werde es dem Kommandanten übergeben. Ihr könnt überzeugt sein, er wird der Sache nachgehen. Aber ihr müßt auch verstehen, daß die Sowjetsoldaten, die in jahrelangem Ringen den deutschen Faschismus zusammenhauen mußten, ein bißchen hart geworden sind.“

„Ganz meine Meinung“, warf Pastor Klausmann ein.

„Ich möchte selber mit dem Kommandanten sprechen“, stieß Albert Meier hervor.

„Auch das“, antwortete Boisen. „Aber es wäre gut, wenn du ihm vorher einen schriftlichen Bericht einreichen würdest.“

Albert Meier strich sich über die Stirn, schüttelte den Kopf und seufzte: „Da freut man sich, daß wenigstens ein Teil Deutschlands von den Truppen einer sozialistischen Macht besetzt worden ist, und wird gerade dort wie ein Verbrecher behandelt, wie ein Feind.“

Wie von Schmerz und Enttäuschung übermannt, ließ er den Kopf auf die Tischplatte sinken.

Thomas Waiß bot Albert Meier seine Wohnung an, doch er lehnte ab; er hatte seine alte Wohnung in der Stadt. Emil Jasse hatte Verwandte, bei denen er wohnen konnte. Thomas, der an diesem Tag von der Kommandantur einen alten Hanomag erhalten hatte – die Kotflügel waren verbeult und die Stoßstange verrostet –, stellte ihn Pastor Klausmann für die Fahrt nach Bützow zur Verfügung. „Seine Jungfernfahrt als Oberbürgermeisterauto“, sagte er, stolz auf seine Erwerbung. Während Fräulein Wedel den Stempel für die Fahrtpapiere von der Kommandantur besorgte, gingen Thomas, Boisen und Klausmann in das Amtszimmer des Oberbürgermeisters.

Wer Dr. Klausmann zum erstenmal sah, hätte ihn bestimmt nicht für einen Pastor gehalten, eher für einen Rechtsanwalt. Mit seinen vierzig Jahren war er noch jugendlich schlank, und sein glattes Gesicht, das von der hinter ihm liegenden KZ-Haft gezeichnet war, hatte noch viel Jungenhaftes. Die Narben an der linken Kinnseite machten sich nach akademischen Begriffen ungemein dekorativ. Große, muntere, wasserhelle Augen blickten in die Welt. Hurtig ergriff er das Kognakglas, das Thomas vollgeschenkt hatte, und bevor noch ein Trinkspruch ausgebracht werden konnte, hatte er es in einem Zug geleert.

„Weiß deine Frau, daß du kommst?“ fragte Boisen.

„Nee, keine Ahnung hat sie.“

„Sollen wir anrufen?“

„Nicht nötig. Übrigens, unter uns gesagt, der gute Meier ist total meschugge. Natürlich war es in dem Keller nicht angenehm. Aber der macht aus diesem Vorfall eine Tragödie. Der Gute hat eben wenig erlebt. Der Kommandant von Neubuckow ist ein martialisches Rauhbein, aber, das spürte man sofort, eine Seele von Mensch.“

„Das hört sich schon anders an“, fand Thomas.

„Natürlich spielen bei Meier alteingewurzelte politische Vorurteile mit, Genossen“, ergänzte der Pastor. „Auf der Reise nach Wismar hat er von nichts anderem gesprochen als von den Russen. Was erwartete er? Alles, nur nichts Gutes. Ich hab den Verdacht, er ist froh, daß es so gekommen ist, wie er es vorausgeunkt hat. Jetzt kann er auftrumpfen.“

Noch vor wenigen Stunden hätte Boisen sich kaum vorstellen können, daß

es sozialdemokratische Pastoren gab. Nun schlürfte so einer mit ihm schon den fünften Kognak und stand dabei immer noch fest auf den Beinen. Als wollte er das beweisen, stolzierte er mit großen Schritten durch das Amtszimmer. Er betrachtete die alten Stiche von Rostock an der Wand, warf einen Blick auf die dicken Folianten in den Regalen, fühlte sich offensichtlich wohl. Dann entdeckte er die Blumen auf dem Schreibtisch. Fräulein Wedel versäumte nie, frische Blumen zu besorgen. Heute hatte sie blutrote Nelken hingestellt, die sich in der schlanken Vase prächtig ausnahmen. Pastor Klausmann wandte sich an Thomas: „Wie ist es, kann ich die nicht für meine Frau mitnehmen?“

„Aber gewiß doch! Gerne!“

Thomas wollte Fräulein Wedel rufen, aber Dr. Klausmann winkte ab. „Selbst ist der Mann“, sagte er. Er ergriff die Vase, goß das Wasser ins Waschbecken neben dem Bücherschrank, nahm eine alte Zeitung und wickelte Blumen und Vase hinein. „Danke, Genossen! Ich weiß noch nicht, wie ich mit dem Kirchenrat klarkomme. Selbstverständlich lege ich Wert auf meine alten Pfründe. Wir werden voneinander hören, denk ich.“ Er schüttelte Thomas herzlich die Hand und verabschiedete sich von Peter Boisen. „Komm mal nach Bützow, kannst bei mir wohnen.“

Fräulein Wedel blickte dem Pastor mit runden Augen nach, als sie unter seinem Arm nicht nur ihre Blumen sah, sondern, von dem Papier nur halb verdeckt, auch des Oberbürgermeisters Vase. Drinnen hörte sie ihren Chef und Boisen laut lachen. „Ich sage dir, was dieser Albert Meier in all den Jahren des Faschismus unter keinen Umständen hat werden wollen, das ist er nun auf billige Art geworden: ein Märtyrer. Damit wird er lange hausieren gehen.“

„Sein Auftreten war miserables Komödiantentum“, stimmte Thomas bei. „Na gut, er hat drei Tage gegessen. Aber sich deshalb so gebärden?“

„Kowalenko wird mit ihm reden müssen“, sagte Boisen. „Und in irgendeiner Weise muß er sogar Genugtuung bekommen, schon damit ihm die Märtyrerkrone vom Kopf fällt. Es darf ihm nicht gelingen, mit diesem Zwischenfall die Kluft zwischen Sozialdemokraten und uns offenzuhalten.“

„Er ist immerhin von drüben weggegangen und zu uns gekommen.“

„Ja, wenn man ihn nicht geschickt hat“, sagte Boisen nachdenklich. „Aber wie dem auch sei, er muß mitarbeiten. Wir werden ihm keinen oppositionellen Schmollwinkel gestatten.“

„Der Pastor ist drolligerweise der Sympathischste“, sagte Thomas. „Ob der im KZ so . . . so weltlich geworden ist?“

„Frag lieber, ob sozialdemokratische Pastoren überall so billig einkaufen.“

Bei einer Besprechung in der Kommandantur, zu der Peter Boisen gezogen worden war, referierte Major Alexander Prinin von der Sowjetischen

Militärverwaltung in Karlshorst. In Berlin hatte sich ein Magistrat gebildet. Feste Lebensmittelrationen wurden ausgegeben. Der Rundfunksender arbeitete, wenn er auch noch viel Musik und wenig Nachrichten brachte. Die erste Tageszeitung erschien, die „Tägliche Rundschau“, die sich „Frontzeitung für die deutsche Bevölkerung“ nannte.

Major Prinin und Boisen waren alte Bekannte. Sie hatten sich in Moskau kennengelernt, im Pädagogischen Institut, wo Prinin Dozent gewesen war. Der Major übergab Boisen einen Brief aus Moskau: von Marja, Boisens Frau. Während der Beratung hatte Boisen kaum Gelegenheit, den Brief zu überfliegen, und danach schlug Prinin ihm einen gemeinsamen Spaziergang durch die Stadt vor.

Sie gingen über den Marktplatz, um die Marienkirche herum und durch die Ruinen der Innenstadt. Nicht ein einziges unversehrtes Haus stand in der Langen Straße. Steine, Steine, nichts als Steine. Aus dem Geröll ragten links und rechts Mauerstümpfe, zwischen wucherndem Unkraut lagerten verbogene Eisenträger und rostige Leitungsrohre. Es war, als läge über den Trümmern noch kalter Brandgeruch. Wenige Menschen begegneten ihnen. Sie betrachteten neugierig und oft erstaunt den jungen Offizier. Prinin sah ungewöhnlich adrett aus. Besondere Aufmerksamkeit erregten seine Orden und Medaillen: zwei Rote-Stern-Orden, der Vaterländische Verteidigungsorden und sechs Medaillen. Wer im Vorübergehen ein paar Worte des Majors auffing, drehte sich unwillkürlich um, denn Prinin sprach ein so einwandfreies Deutsch, daß man ihn für einen Landsmann halten konnte. Sein Spezialgebiet waren Sprachen und deutsche Literatur. In Astrachan als Sohn eines Fischers geboren, hatte er schon als Kind eine Vorliebe für die deutsche Sprache und die deutsche Literatur gezeigt. Nach Beendigung seines Studiums war er Lehrer am Pädagogischen Institut in Moskau geworden. Als Offizier der siegreichen Sowjetarmee lernte er nun das Land kennen, das in seinen Kinderträumen ein verklärtes Märchenland gewesen war. So groß auch sein Abscheu gegen den Faschismus war, so tief er auch die feigen Kommunisten- und Judenmörder haßte, seine Liebe und Verehrung für die große deutsche Kunst hatte der Faschismus nicht zu trüben vermocht.

Major Prinin sah über die Trümmer hinweg auf eine zerbombte Kirche. Der halbe Turm war niedergerissen, und in dem hohen, ausgebrannten Kirchenschiff klappten riesige Lücken. Schwärme von Krähen flogen um das Gemäuer. Eine leichte Brise strich vom Wasser her und wirbelte Sand und Staub auf. Als fände sie Gefallen an dem Spiel, verwandelte sie sich manchmal in einen zausigen Windstoß und schleuderte Staubmassen in langen Schleifen durch Ruinen, über die aufgeräumte Straße hinweg und an einsam stehenden Mauerresten hoch.

„Das ist ein Wiedersehen, nicht wahr?“ sagte der Major leise, als spräche

er zu sich selbst, seine Augen mit den Händen schützend. „Ich kann mir vorstellen, Peter Karlowitsch, wie Ihnen zumute war, als Sie Ihre Heimat so wiedersahen.“

„Und wie war Ihnen dabei, Alexander Leonidowitsch?“ fragte Boisen. Prinins Mundwinkel zuckten; er breitete die Arme aus, nach links und rechts auf die eingestürzten Häuserweisend, in denen die Sandwirbel tanzten, und deklamierte:

*„Wie dunkle Träume stehen
Die Häuser in langer Reib’;
Tief eingehüllt im Mantel
Schreite ich schweigend vorbei . . .“*

Er blinzelte Boisen ermutigend an. „Na, lassen wir! Halten wir’s mit der Prophetie:

*Nicht mehr barfuß sollst du traben,
Deutsche Freiheit, durch die Sümpfe,
Endlich kommst du auf die Strümpfe,
Und auch Stiefel sollst du haben!“*

Er lachte fröhlich auf und stieß Boisen in die Seite. „Los, erzählen Sie, was geschieht hier, der deutschen Freiheit auf die Strümpfe zu helfen. Mit den Stiefeln wird’s wohl noch ein Weilchen dauern.“

„Soll ich poetisch antworten?“ fragte Boisen.

„Nee, lieber prosaisch, sachlich prosaisch.“

„Also gut! Einige Zahlen, damit Sie einen Überblick bekommen.“ Und Boisen zählte auf: „Zirka viertausend Häuser total oder schwer zerstört. Nach Wohnungen berechnet: vierzehntausendachthundertzweiundfünfzig, das sind vierzig Prozent der früheren Gesamtzahl. Von rund zweihundert öffentlichen Gebäuden sind sechzig, von dreihundertsiebzig gewerblichen Gebäuden und Lagerhäusern einhundertsechsvierzig total zerstört. Ferner sind in Schutt und Asche gelegt: die Werftanlagen, das Städtische Opernhaus, drei Kirchen, vier Stadttore mittelalterlicher Bauart, eine Anzahl Schulen und Institute. Die Opfer unter den Einwohnern sind von der Statistik noch nicht vollständig erfaßt, ihre Zahl geht in die Zehntausende. Tausende liegen noch unter den Trümmern.“

„Welch grauenhafte Bilanz“, murmelte Prinin. „Ein entsetzliches Erbe.“

Sie gingen zum Hafen hinunter, auf das Werftgelände zu. Durch die Ruinenlücken in den Reihen der Lagerhäuser konnten sie auf der Warnow, draußen in der Fahrrinne, das Ende des Schornsteins und die beiden Maste eines gesunkenen Schiffes aus dem Wasser ragen sehen. Ein kleines einsames Boot wurde nach der Gehlsdorfer Seite hinübergerudert. Still war alles und verödet.

„Auf einer der Werften hier“, erzählte Boisen, „sind die berüchtigten Spreng- oder Todesboote hergestellt worden. Kleine Motorboote, mit einem Torpedo armiert. Ein Selbstmordsoldat steuerte so ein Boot an das feindliche Schiff und rammte es. Bei dem Zusammenstoß flogen dann Schiff und Boot in die Luft.“

Prinin schwieg lange. Schließlich sagte er: „Erzählen Sie von Ihrer Arbeit, Ihren Eindrücken, auch von den Schwierigkeiten, die ja sicher nicht klein sind.“

„Ach, Alexander Leonidowitsch“, sagte Boisen aufzufendend, „wo anfangen? Er erzählte von Thomas Weiß, von Oberstleutnant Kawalenko, von all den anderen Genossen. Er schilderte, wie die Kommunistische Partei, obwohl offiziell noch nicht zugelassen, langsam zu arbeiten beginne.“

„Ich freue mich, das von Ihnen zu hören. Ich kann mir vorstellen, daß Sie den Kopf voll haben und nicht Beine genug, um überall dabei zu sein“, sagte Prinin.

„Das ist mein Parteiauftrag, Alexander Leonidowitsch. Schließlich bin ich noch so etwas wie Ratgeber, vielleicht auch Gehilfe. Der Oberstleutnant holt mich und bespricht mit mir wichtige Entscheidungen. Die Ressortleiter in der Kommandantur ziehen mich zu Rate. Ich bin auch schon mit den Offizieren in die Städte und Dörfer des Kreises gefahren, um die Verwaltungen zu kontrollieren. War in den Betrieben, die ihre Arbeit aufgenommen haben. Hilfe dort, wo sie noch stillliegen, die Produktion anzukurbeln. Da ich überall dabei bin, kommt es mir manchmal vor, als täte ich nichts.“

„Wie steht's mit dem Theater?“ fragte der Major. „Wann wird es eröffnet?“

„So bald wie möglich. Vorläufig sitze ich zweimal wöchentlich von frühmorgens bis mittags im Kino und sehe mir Filme an.“

„Boshe moi! Warum?“

„Warum? Wir wollen zuerst die Filmtheater in der Stadt und auch im Kreis wieder spielen lassen. Die Filme, die vorhanden sind – Beutegut, versteht sich –, stammen aus den zwanziger Jahren und aus der Nazizeit. Ich zensiere sie, schneide bedenkliche Passagen heraus. Anfangs fand ich diese Arbeit ganz unterhaltsam, jetzt ist sie längst eine Plage geworden. Aber danach beginnt erst die eigentliche Tagesarbeit. Außer den städtischen Betrieben, die arbeiten, wollen wir bald erreichen, daß auch lebenswichtige Fabriken die Produktion aufnehmen, die Zucker- und Sirupfabrik, die Marmeladenfabrik und die Landwirtschaftlichen Maschinenwerke, auch die Auto-Reparaturwerkstätten. Sie wissen selbst, das heißt Sitzungen, Anleitungen, Besprechungen, Versammlungen in den Betrieben, Fahrten in die Kreisorte. Die Mammutbetriebe, die Heinkel-Werke und die Werft, fallen unter die Demontagebestimmungen. Nun ja. Da heißt es, Montagekolonnen aufstellen. Viele wollen nicht mitmachen. Aufmontieren, ja. Abmontieren, nein . . . Und

dann das Wichtigste: Wenn die Milch-, Fett- und Fleischversorgung der Stadt einigermaßen gesichert sein soll, dann müssen die Bauern und auch die Stadtgüter sowie die herrenlos gewordenen Güter weiterarbeiten und anliefern. Da gibt es nun in den kleineren Städten Kommandanten, die handeln recht eigenmächtig; sie halten Lieferungen zurück, um erst einmal ihre Stadt zu versorgen. Und an die Ernte muß ja auch schon gedacht werden.“

Major Prinin blieb stehen und blickte Boisen an. „Haben Sie sich die Heimkehr so vorgestellt?“ fragte er. „Jahrelang hinterm Schreibtisch und plötzlich kopfüber hinein ins brausende Leben.“

„Von brausendem Leben kann wahrhaftig keine Rede sein; es bewegt sich kaum“, sagte Boisen.

„Es wird sich bewegen, verlassen Sie sich drauf! Es wird sogar brausen. Die Werften werden neu errichtet und Ozeandampfer gebaut werden. Ich höre schon die Niethämmer dröhnen, die Schweißgebläse zischen. Bei eurem ersten Stapellauf denkt an meine Worte. Die Partei wird Millionen Anhänger zählen. Ein neues Deutschland wird erstehen, in dem die arbeitenden Menschen Wundertaten vollbringen.“

Boisen zeigte auf die tote Warnow, die Werften, den Hafen. Verbogene Eisen- und Stahlgerüste, so weit das Auge reichte. Kein Schiff auf den Helgen. Kein unbeschädigter Kran. Keine Niethämmer, die dröhnten. Menschenleer die verfallenen Anlagen. Das große Verwaltungsgebäude von einer Bombe aufgerissen.

„Zweifeln Sie etwa an der Kraft der Arbeiter, die von ihren Fesseln befreit sind?“ fragte Prinin.

Boisen schüttelte stumm den Kopf.

Dies ist der Brief, den Marja, Boisens Frau, ihm aus Moskau geschickt hatte:

„Mein lieber Peter! Allein und zermürbt sitze ich in meinen vier Wänden. Es ist gar nicht so wie gewöhnlich: Türeenschlagen im Treppenhaus, Kinderlärm auf dem Hof, Rufe, Flüche. Abend ist es, und so still, als wäre ich allein in dem großen Haus, nur ich. Kein Laut, kein Schritt, kein Geräusch, seltsam, aber nicht unheimlich, wie Du vermuten könntest, sondern angenehm, feierlich beinahe. Wie alles in den letzten Tagen sich verändert hat – seit Du abgefahren bist. Auf meinem Tisch liegt Falladas ‚Kleiner Mann – was nun‘; ich will das Buch noch einmal lesen, weil Norddeutschland, Deine Heimat, darin ist. Ja, kleiner Mann, was erwartet Dich dort? In Deutschland, Deiner Heimat?

Pobjeda! Sieg! jubelten gestern die Menschenmassen in den Straßen und auf den Plätzen. Wenn Menschen vor Freude weinen, dann sind sie sehr glücklich, meinst Du nicht auch? Als Abschluß des Krieges ein gewaltiges

Feuerwerk mit krachenden Explosionen, mächtigem Donnerrollen, funkensprühendem Zischen und Fauchen. Wer hätte nicht zurückgedacht an die Bombennächte: das Feuer der Flakartillerie, das dumpfe Einschlagen der Bomben, das Pfeifen der herabfallenden Brandgranaten! Ich habe mitgeschrien und mitgejubelt, habe Dutzende unbekannte, lachende und tränenüberströmte Frauen umarmt. Und solange ich mit der jubelnden Menge durch die Gorkistraße zog, war ich glücklich wie jeder von ihnen. Ich freute mich für die Menschen dieser Stadt, die unsagbar haben leiden müssen und alles mit einer Selbstverständlichkeit ertragen, die Bewunderung verdient. Erinnerst Du Dich noch, wie wir in Frost und Kälte des ersten Kriegswinters bei zwanzig Grad minus unsere Namen an die Wände der Wohnung schrieben? Wir lebten wie in einem Eisschrank, konnten morgens kaum aus dem Bett kriechen, so steifgefroren waren unsere Glieder. Erinnerst Du Dich noch an die alte Frau, die Babuschka Jelisawjeta Dmitrowna, die einen ganzen Wintermonat ihr Enkelkind, das Neugeborene, auf dem Tisch neben der Gasflamme hütete, damit es am Leben blieb und nicht in ihren Armen erfror? Erinnerst Du Dich? Übrigens, die Eltern sind gefallen; die Alte ist allein mit dem Kind. Der Junge hat sich prächtig herausgemacht und kann schon laufen.

Wie sollte man nicht glücklich sein darüber, daß der Faschismus besiegt ist? Wir haben doch – und besonders ihr deutschen Kommunisten – seit 1933 an nichts anderes gedacht, für nichts anderes gelebt, nichts anderes ersehnt. Nun ist es soweit, aber doch wie anders, als wir erhofft und uns vorgestellt haben. Und das ist mir eigentlich erst jetzt richtig klargeworden. Wenn ich an Dich denke, sehe ich Dich in Deutschland, das ich nicht kenne, und plötzlich steht vor meinen Augen unbeschreibliches Grauen. Ich sehe Hunderttausende Menschen über die Landstraßen ziehen, vorbei an qualmenden Städten, nur Ungewisses vor sich, geschüttelt von Hunger, Krankheiten und Seuchen. Welch ein Elend! Welch eine Not! Ja, kleiner Mann, was nun?

Bist Du dort schon ‚zu Hause‘? Wird es Dir überhaupt ein Zuhause sein? Und für mich, für uns? Ich stelle mir vor, die Menschen sind in ihrem Unglück sehr böse und zu allem fähig. Zu allem fähig waren sie eigentlich auch früher schon – wir wollen das nicht vergessen. Aber nun erst . . . Und Du bist mitten unter ihnen. Ich ängstige mich um Dich mehr als in den Jahren des Krieges. Schlagen die Wellen nicht einfach über Euch hinweg? Gelingt es Euch, ein wenig Vernunft zu verbreiten? Und vor allem das Vertrauen der Menschen zu gewinnen? Gewiß hast Du schon manchen Deiner alten Genossen getroffen, vielleicht auch schon manchen neuen Genossen und neuen Freund gefunden?

Einige von unseren Bekannten in der Armee sind schon aus Deutschland gekommen und haben erzählt. Auch Alexej ist hier, nur für zwei Tage; er

fährt morgen nach Berlin zurück. Übrigens will er diesen Brief mitnehmen, damit er schneller zu Dir gelangt. Er erzählte mir von unerfreulichen Erscheinungen dort. Ich kann mir denken, wie die auf Dich wirken müssen. Ich kann das einfach nicht fassen. Weißt Du noch, wie ich während des Krieges, wenn ich spät abends von der Arbeit kam, in der verdunkelten Stadt immer die Nähe eines Soldaten oder Offiziers gesucht habe und am liebsten in seiner Begleitung ging? Ich habe nicht im Traum daran gedacht, daß einer zudringlich werden könnte. Mit der Babuschka habe ich darüber gesprochen; sie meint, das Kriegshandwerk verrohe die besten Menschen. Ja, so wird es wohl sein. Auch deshalb schon darf es niemals wieder zu einem Krieg kommen. Wie menschenunwürdig, wie bestialisch doch ein Krieg ist. Aber was schreibe ich Dir da? Als wenn Du es nicht längst wüßtest. Wann werde ich ein paar Zeilen von Dir bekommen? Überhaupt, wann werden wir uns wiedersehen? Die großen Dinge schieben wieder die persönlichen in den Hintergrund. So war es mit uns immer. Wird es auch jetzt so bleiben? Werden wir nie – und sei es auch nur ein wenig – uns selber gehören? Ich denke oft an das schöne Wort von Andersen Nexö, das Du einmal in einer Rede vor Komsomolzen zitiert hast: „Der verantwortliche Mensch trägt ein schweres Gepäck durch das Dasein, es ist das Gepäck der – anderen!“ Ja, das ist gewiß wahr, aber ich finde, wir haben genug Gepäck anderer geschleppt und uns das Recht erworben, auch an unser eigenes zu denken.

Wie einsam ich jetzt bin, nach dem Sieg, für den auch ich viele Jahre meines Lebens hingegeben habe, alle unsere gemeinsamen Jahre, die zwar schön, aber doch auch schwer und reich an Entbehrungen und getrübt von Angst waren. Ich bin älter geworden, nun schon über die Dreißig, und Du weißt doch, was wir uns vorgenommen haben? Das Kind, das wir haben wollten nach dem Sieg, das will ich jetzt. Und ich will Dir Frau sein, Frau und Genossin. Nicht erst später, wenn alles leichter geworden ist, sondern jetzt, wo Du mich – das weiß ich doch, das fühle ich genau – am meisten brauchst. Und ich will auch Deine Heimat lieben, so wie Du sie liebst. Ich will es wenigstens versuchen. Und ich glaube, es wird mir gelingen. Behalte mich lieb! Deine Marja.

Nun, nachdem ich den Brief geschrieben habe, wundere ich mich, denn ich höre im Treppenhaus Schritte und auch Türenklappen, auf dem Hof lärmen die Kinder, und in mein Zimmer dringt sogar das Rattern der Straßenbahn. Ob das auch vorher so war? Seltsam, wirklich seltsam! Als ich mich hinsetzte, diesen Brief zu beginnen, war tiefe Stille um mich.“

KARL LIEBKNECHT

*Zum erstenmal hörte ich seinen Namen,
als die Matrosen zu uns kamen.
Sie standen vorm Werktor, ein Dutzend nur,
Achtzehn, am neunten November, sechs Ubr.*

*Und einer sagte: „Kameraden, Genossen!
Viereinhalb Jahr wurde Blut vergossen,
ein ganzes Meer von unschuldigem Blut,
für die Kapitalisten.“ Ich hörte es gut.*

*Noch nie hatt' ich Worte wie diese vernommen,
ich sah auf mich zu sie wie Menschen kommen.
Sie rüttelten mich: Sperr die Obren auf!
Sie kamen im Laufschrift. Welch dröhnender Lauf!*

*Ich stand in der Tausende dichtem Gedränge,
die Brust ward mir weit in erdrückender Enge.
Es schrie eine Stimme: „Die Fürsten fliehn!
Es lebe Karl Liebknecht!“ – Wir alle schrien.*

*Karl Liebknecht? Wer ist das? begann ich zu fragen.
Was will er? Doch keiner konnt' es mir sagen.
Da stand ich, den rostigen Essentopf
in zitternder Hand – und den Namen im Kopf . . .*

*Es lebe Karl Liebknecht! Die Wochen vergingen,
die Alten sprachen von seltsamen Dingen,
von Barrikaden, Verrat, Mord, Not.
Dann – eines Morgens: Karl Liebknecht ist tot!*

*Karl Liebknecht erschossen . . . So lernte ich kennen
den Klassenfeind, bei seinem Namen ihn nennen
und ihn durchschauen in jeder Gestalt:
Ausbeutung, Lug und Trug und Gewalt.*

*Zum erstenmal hörte ich Liebknechts Namen,
als die Matrosen zu uns kamen,
ich war noch ein Junge. Durch ihn ward ich mehr:
Kämpfer, Marxist und Revolutionär.*

AN LIEBKNECHTS ERSTEM TODESTAG

Die bürgerliche Ideenwelt ist voll von Heldengestalten. Aber was gehen sie uns an, diese griechischen Krieger, diese künstlich zurechtgemachten „großen Kämpfer“ der bürgerlichen Jahrhunderte, die erlogenen „Helden“ des Weltkrieges?

Das Proletariat hat seine eigenen Helden. Es sind jene Männer und Frauen, die als Opfer der Ausbeutung tagtäglich in der Stille zugrunde gehen, oder jene, die von der unaufhaltsamen sozialen Revolution an die Spitze der Bewegung gerissen werden. Das sind keine „Führer“, keine „Herrscher“, keine „Persönlichkeiten“ – das sind die Gestalten, in denen sich das Schicksal des Proletariats zusammendrängt, die Symbole der zur Herrschaft erwachenden Arbeiterklasse. Ihr „Schicksal“ ist untrennbar verwachsen mit der proletarischen Revolution, ihr Wille den Entwicklungsgesetzen des Massenkampfes unterworfen.

Wir kennen unsere Helden, und einer von denen, deren Namen am tiefsten in unser Herz geschrieben sind, ist Karl Liebknecht. Sein Leben, das ihn immer wieder als den Träger des revolutionären Massenwillens gezeigt hat, sein Tod, der am Ende der „Spartakuswoche“ in Berlin steht, deren Seele und Verkörperung er war, sind höchster Ausdruck dessen, was uns, dem revolutionären Proletariat, Heldentum bedeutet. Die Ereignisse der letzten Tage vor seinem Tod noch einmal vor uns erstehen zu lassen, soll uns helfen, zu begreifen, was proletarisches Heldentum ist. Wenn wir dabei derer, die mit ihm und gleich ihm in den großen Kämpfen des deutschen Proletariats an hervorragender Stelle gestritten haben und mit ihm gefallen sind, wenn wir Rosa Luxemburgs, Jogiches' und der vielen anderen hier nur mit wenigen Worten gedenken, so geschieht das nur, weil wir einmal an dem einen, an Karl Liebknecht, der uns als Jugend besonders nahestand, dies ewige Schicksal des revolutionären Helden zeigen wollen.

Die Novemberrevolution war verraten. Die wenigen Machtmittel, die die ersten Tage stellenweise dem Proletariat in die Hände gespielt hatten, wurden ihm systematisch entzogen. Revolutionäre Truppenkörper wurden aufgelöst, Versammlungen verboten, Demonstranten niedergeschossen. Eine steigende Erregung, das Verlangen, mit allen Machtmitteln die bewaffnete Reaktion aufzuhalten, wuchs in den Massen der klassenbewußten Proletarier.

Waffen für das Proletariat! Einer der letzten radikalen Unabhängigen an leitender Stelle, Genosse Eichhorn, damals Berliner Polizeipräsident, versprach die Bewaffnung. Er wurde von der Verräterregierung abgesetzt.

Das wurde zum Signal. Seiner Stelle schon enthoben, begann er die Waffenabgabe. Die Massen erhoben sich zum bewaffneten Kampf. Dieser Augenblick riß Liebknecht an ihre Spitze. Eine Woche vorher war die Kommunistische Partei Deutschlands gegründet, die theoretische Grundlage der proletarischen Revolution in aller Klarheit vor den deutschen Arbeitermassen ausgebreitet worden. Sonntag, der 5. Januar, sah riesige Proletariermassen in den Straßen des Zentrums. Irgendwo, zuerst in der Siegesallee, mit einem Male ein Stillstand, atemlose Stille, und darüber hinweg eine klare, volle Stimme: Liebknecht sprach. Es ging wie ein Funke durch die Massen, sie wurden zur Einheit, von einem Kampfwillen beseelt. „Wenn wir euch brauchen, werden wir euch holen.“ Damit war der Wille der Massen auf einen Punkt gesammelt.

In der Nacht brach der offene Kampf aus: die Massen handelten. Die Gebäude der Presse wurden besetzt, das Schloß, Polizeipräsidium und wichtige Verkehrspunkte folgten. In den nächsten Tagen nahm der Kampf an Ausdehnung zu. Wieder zogen riesige Arbeitermassen durch die Straßen. Das ganze äußere Bild der Stadt war verändert. Das elegante Publikum, die „besseren Leute“, die sonst die Straßen füllen, waren verschwunden. Angstvoll hockten sie in ihren Wohnungen oder hinter den verhängten Spiegelscheiben der geschlossenen Bourgeoislokale und ließen andere für sich kämpfen: verblendete „regierungstreue“ Arbeiter und die Soldaten, die die Regierung nach dem ersten Schrecken aus unaufgeklärten Landesteilen schleunigst heranzog. Der Bürgerkrieg durchtobte die Straßen der Stadt. Die Besatzungen der Hauptpunkte wurden verstärkt. Einzelnen und unabhängig voneinander handelnd, waren die Kampfgruppen verbunden durch den einen, durch Karl Liebknecht. Auf ihn wartete alles, als die Entscheidung für den offenen Kampf einmal gefallen war. Und er nahm die Aufgabe auf sich. An allen entscheidenden Stellen war er. Wo Massen unentschieden zauderten – Liebknecht trat unter sie, einige wenige Sätze, und ein Wille einte die Schwankenden; wo Kämpfern vor Müdigkeit der Mut zu sinken drohte – Liebknecht kam in die Stellung, vergessen waren die schlaflosen Nächte und der Hunger; wo es schnell zu handeln galt, wie bei der Festsetzung des Stadtkommandanten – Liebknecht sprach das entscheidende Wort, und das Notwendige geschah. Er war überall. Mitten im Feuergefecht stieg er auf irgendeine Erhöhung und rief seine anfeuernden Worte unter die Kämpfenden. Und keiner der Feinde zielte auf ihn. Während der herbeieeilte Regierungshenker Noske, im fernen Südwesten von dreifachem Stacheldraht und unzähligen Posten geschützt, in seiner Villa residierte und den Angriff der

schnell formierten weißen Truppen „leitete“, während in einem anderen Zentrum, dem Edenhotel, der Stab der Garde-Kavallerie-Schützen-Division ebenso abgesperrt, mit allen technischen Hilfsmitteln ausgerüstet, seine Truppen, seine Kanonen, Flammenwerfer, Sturmtrupps einsetzte – eilte Liebknecht, der Geächtete, nach dessen Blut die zitternde Bourgeoisie lechzte, auf dessen Kopf Prämien gesetzt waren, den zu morden überall Plakate aufforderten, offen durch die Stadt, von den Besatzungen zu Versammlungen und Besprechungen; überall, wo er glaubte, eingreifen zu können, trat er offen auf, und niemand wagte noch, ihn anzurühren. Am Dienstag, am Mittwoch und Donnerstag waren die Höhepunkte der Kämpfe. Kein Fußbreit Boden wurde aufgegeben, alle Bedingungen wurden abgelehnt. Seit Tagen ohne Schlaf, ohne rechte Nahrung, ohne gewisse Nachrichten über den Gesamtstand der Kämpfe, blieb die revolutionäre Arbeiterschaft, unter ihr große Mengen Jugendliche (so auch Liebknechts Söhne), auf ihrem Posten.

Und dann wandte sich das Blatt. Der Aufmarsch der Mordtruppen Noskes und derer vom Edenhotel war vollendet. Der umfassende, mit allen Mitteln des raffinierten Grabenkrieges geführte Generalsturm begann. Die Lage war hoffnungslos. Und so wurde dann die Parole ausgegeben: Abrücken, auseinandergehen, wieder untertauchen unter der namenlosen Masse, nachdem zum Schutze alle Stellungen so lange wie möglich gehalten worden waren. Wie er an die Spitze der Kämpfe gezogen worden war, so trat Liebknecht auch in das Dunkel zurück. Aber er, der die Verkörperung des Aufstands geworden war, konnte nicht so verschwinden wie die tausend einfachen Kämpfer. Alles startete in Waffen. Der Stahlhelm, der handgranatengespickte Gürtel, das Panzerauto beherrschten die Straßen. In ihrem Schutze kroch die Bourgeoisie wieder aus ihren Verstecken, und eine tolle Hetze begann gegen die „Störer ihrer Ruhe“. Während die Haubitzen gegen die Maschinengewehre donnernten, an denen treue Revolutionäre, meist Jugendliche, für den Rückzug der Genossen Leib und Leben opferten, blühte auf den Straßen das Denunziantentum. Das Pflaster trank Blut.

Die losgelassene Bourgeoisie lechzte nach dem Blut der „Führer“. Ihr selbst, in Gestalt von ein paar fanatischen Bürgern des Stadtteils, wo Liebknecht verborgen war, war es vorbehalten, ihn am 15. Januar ausfindig zu machen. Mit richtigem Instinkt schleppten die erfreuten Finder ihr Opfer ins Zentrum seiner wütendsten Gegner: in das Edenhotel. Man weiß wenig Genaues über diese letzten Vorgänge; kurze Zeit nur blieb er im Hotel. Von seinen Schergen umringt, wird er in ein Auto geschoben; noch bevor er Platz nehmen kann, springt ein „Freiwilliger“ hinzu, schlägt ihm das Gewehr über den Kopf. Der Blutüberströmte wird ins Auto gepackt – die Eskorte verschwindet im Dunkeln. Nacht liegt über dem Ende. Zwei, drei vereinzelter Schüsse hallen aus dem todschweigenden Tiergarten – ziehen durch die ganze

Welt. Eine halbe Stunde später meldet ein Offizier der Unfallstation am Zoo, „da und da läge ein ‚Unbekannter‘ erschossen, er solle abgeholt werden“. Er, der Symbol und Name des revolutionären deutschen Proletariats und seines Januaraufstandes gewesen war, starb, ein Namenloser, als der Aufstand erstickt und das kämpfende Proletariat Berlins in das Dunkel der Knechtschaft zurückgetreten war.

So sah der „Heldenkampf“ und „Heldentod“, von dem während des Lügenkrieges geschwätzt worden war, in der nackten Wirklichkeit aus. Der Heldenkampf und Heldentod des proletarischen Revolutionärs.

Januar 1920

Karl Liebknecht

WIR SIND NICHT ZU VERBIETEN

*Und wenn ihr uns verboten habt,
Wir sind nicht zu bezwingen.
Wir regen doch, den Adlern gleich,
Nur kräftiger die Schwingen.
Und habt ihr uns auch totgesagt,
Wir kämpfen weiter, unverzagt.
Wir sind nicht zu verbieten!*

*Und würden wir auch stille sein,
Laut schreien eure Sünden.
Und sperrt ihr uns ins Zuchthaus ein,
Um uns zu überwinden,
Was ihr auch tut, des Volkes Not,
Der armen Kinder Schrei nach Brot,
Den könnt ihr nicht verbieten!*

*Wir sind der Sturm, wir sind die Glut!
Wir sind des Volkes Stimme.
Wir stürmen wie des Wassers Flut
Und trotzen eurem Grimmel
Wir sind des Volkes Rachegeist,
Der euch doch endlich niederreißt,
Wir sind nicht zu verbieten!*

MÄRZ 1920

2. Bild

Eine Schenke. Hinter der Theke der dicke, grobgesichtige Wirt Werner. An einem Tisch mehrere Bürger beim Skatspiel. Im nicht sichtbaren Saal Tanz. Die Musik ist gelegentlich zu hören. An einem Tisch Franz Kreuzat, ferner Christian Wolny, ein früherer Kieler Matrose. Beide haben Bier vor sich stehen. Die Skatspieler in Hitze.

EIN SPIELER: Trumpf!

EIN ZWEITER: Trumpf!

DER DRITTE: Und Trümpfchen! Haha! *(Er ramscht ein.)*

CHRISTIAN *(zu dem grübelnden Franz)*: Was träumst du wieder? Machst dir Sorgen über Berlin? Wir sind auch noch da.

FRANZ: Das ist es nicht. Ich hab mich gestern wieder mit dem alten Tauten verkracht, und er wird dem Mädels die Hölle heiß gemacht haben.

CHRISTIAN: Geh morgen zum Standesamt und hol die Therese einfach zu dir. Laß dir nicht jeden Tag von dem alten Querkopf die Ohren vollposaunen. *(Nach einem kurzen Schweigen, und während Franz grübelt:)* Verdammt, weißt du, ich wär jetzt gern drüben in Rußland. Mensch, da haben sie nicht soviel Reden gemacht. Sie haben einfach den Kerenski zum Teufel gejagt, und die Herren Generale mit ihren weißen Banditen sind gerannt wie die Hasen. Bloß weil die Genossen drüben ihren Lenin haben. Der hätte hier in Deutschland auch nicht lange gefackelt. Wenn wir Lenin hier hätten, wären die Treiber schon längst über alle Berge. Kein Krupp und kein General Watter hätten sich hier noch mal breitmachen können. Hörst du zu? Auch so ein Noske und seine ganze Gesellschaft würden nicht mehr das große Wort führen. Weißt du, was Lenin zu den russischen Arbeitern und Soldaten gesagt hat? Laßt euch ja nicht mit dem feinen Pack ein! Sowie ihr ihnen die Hand reicht, sagt er, legen sie euch die Klauen gleich um die Kehle. Genossen, traut keinem, der euch salbungsvolle Reden hält von Abwarten, Versöhnen und Verhandeln. Das sind alles verkappte Spione und Seelenverkäufer. Ihr müßt selber denken und handeln! Ja, so hat Lenin zu seinen roten Soldaten und Matrosen gesprochen. Ich kann ihn mir nicht anders vorstellen. *(Lächelnd, den Kopf in der Hand:)* Ach, Mensch, Fränzchen – Lenin!

FRANZ: Lenin. Nun, wir werden uns schon wehren. Wenn bloß die Kumpels

sich diesmal nicht wieder von Tauten und von dem Schigalski leithammeln lassen. (*Schaut empört nach der Ecke.*)

DIE SPIELER (*streiten*): Du hast das schöne Spiel vermässelt, du Idiot! – Wer, ich? Du hast doch die schlechte Karte ausgespielt, nicht ich!

FRANZ (*hört nach dem Saal hinüber*): Die tanzen. Die denken nicht daran, was in den nächsten Stunden alles passieren kann. Wo nur der Zermack bleibt, und der Raup, Herrgott! (*Trinkt.*)

CHRISTIAN (*trinkt auch aus; ruft den Wirt*): He, Dicker, bring uns nochmal zwei. (*Zu Franz:*) Der Kerl gefällt mir nicht. Wir müßten uns endlich woanders niederlassen. (*Werner bringt das Bier.*) Schreib an. Hab kein Geld heut. Ich zahl nächsten Abschlag.

WIRT: Wenn ich weiter so wirtschaftete, liebe Leute, bin ich bald auf den Hund gewirtschaftet. Jeder läßt anschreiben.

CHRISTIAN: Ich bezahle immer, das weißt du. Vielleicht lassen dich die Herren vom Amt und die von der Polizei eher mit ihren Latten hängen. Die sind ja deine Stammgäste.

WIRT: Ich geh nicht danach, wer es ist. Bei mir sind Gäste Gäste und nichts mehr. (*Nimmt die leeren Gläser und geht brummig zur Theke zurück.*) Die vom Amt! Die von der Polizei! Ich wähl mir meine Gäste nicht aus. Wie sie kommen, so werden sie bedient. (*Spült die Gläser.*)

KARTENSPIELER: Trumpf! – Trumpf! – Und ein Trümpfchen!

CHRISTIAN: Wir müssen uns wieder zusammenfinden. Seit einem Jahr schleicht ja alles nur noch. Es wird gekuhhandelt. Auch eure Unabhängigen lassen sich darauf ein, anstatt endlich auf den Tisch zu schlagen: Genug mit dem verfluchten Schacher.

(*Die Saaltür geht auf, die Musik ballt einen Augenblick lauter heraus.*)

FRANZ: Da, sie amüsieren sich. Und wir sitzen hier wie auf heißen Kohlen. (*Mehrere Männer kommen herein: ein großer dunkelbärtiger, Jupp Zermack, der etwa vierzigjährige Fritz Raup und Hermann Kahlstein, ein stämmiger Matrose.*)

KAHLSTEIN (*geht an die Theke, schiebt die Kulimütze aus der Stirn*): Drei Schnäpse.

WIRT: Hab keine Schnäpse mehr. Dürre Zeit. Ich will mir auch nicht den Hals brechen mit Ausschank von teurer Schieberware. Ihr seid ja die ersten, die dann das Maul aufreißen.

KAHLSTEIN: Red nicht soviel drumherum. Schenk ein oder sauf es selber.

WIRT (*holt unten aus der Theke eine Flasche und schenkt ein*): Es ist der letzte. Ich möchte am liebsten den ganzen Kram hinschmeißen und die Kneipe noch heut zumachen.

(*Die drei Kumpels trinken den Schnaps.*)

ZERMACK (*zieht das Gesicht schief, schüttelt sich*): Ein Sauzeug!

KAHLSTEIN: Der reinste Brennschpiritus.

RAUP (*horcht*): Die amüsieren sich noch schön. Morgen werden sie große Augen machen.

FRANZ (*tritt zu ihnen*): Nu, was gibt es?

RAUP: In Berlin wackelt's. Die Baltikumsöldner sollen eingerückt sein.

ZERMACK: Seit Wochen hat man nun darauf hingewiesen, das so was droht. Aber wenn man es auch hundertmal sagt und mahnt, die Bande zu entwaffnen und nach Hause zu schicken, es wird nicht getan. (*Zum Wirt, der die Obren spitzt und zubört:*) Noch drei Bier. – Sagt den Kumpels drinnen, daß sie aufhören sollen hier herumzuhopsen, sie sollen nach Hause gehen. (*Die Tür zum Saal geht auf, Schlagermusik hallt heraus.*) Diese verdammte Vereinsmeierei. (*Franz und Christian gehen in den Tanzsaal.*)

KAHLSTEIN: Tatsächlich, ich könnt heut alles zusammenschlagen. Da schindet man sich und hetzt sich ab, aber die sind wie blind und taub. Mit solchen Hammelherden können die Schinder machen, was sie wollen.

ZERMACK: Halt jetzt den Mund. Ihr geht alle gleich in die Kolonie und verständigt die anderen. Was heute nur gemunkelt wird, kann morgen schon passiert sein. (*Zu Raup:*) Gehn wir. Wir werden wohl diese Nacht aufbleiben müssen.

RAUP (*zu Kahlstein*): Bleib nicht hier hängen. Wenn die beiden aus dem Saal zurück sind, geht auch in die Kolonie. (*Sie gehen.*)

WIRT (*kommt von dem Tisch der Skatspieler*): Nu, was gibt es? Wieder eiliger Aufbruch?

KAHLSTEIN: Sei nicht so neugierig. Gib mir noch ein Bier.

WIRT: Ich hab da etwas von Berlin läuten hören. Was ist mit Berlin?

KAHLSTEIN (*blickt den Wirt finster an*): Du wirst es schon von deinen guten Freunden erfahren.

WIRT (*beleidigt*): Meine Freunde! Ich halt mir alle Freundschaften vom Leibe.

KAHLSTEIN: Du hängst auch immer die Fahne nach dem Wind.

WIRT: Ich bin Wirt und sonst nichts. Ich will mit der ganzen Politik nichts zu tun haben. Ich will auch nichts von eurem Berlin hören. (*Er klopft sich auf den Bauch.*) Hier, das ist mir wichtiger. Wenn alle so denken würden wie ich, dann wäre immer Ruhe und Frieden.

KAHLSTEIN (*verfolgt mit finsterem Gesicht die Gesten des Wirtes*): Im November hast du anders geredet, als euch allen die Felle wegschwammen. (*Ein Schwarm betrunkenen und grölender junger Arbeiter poltert aus dem Tanzsaal. Auch Franz und Christian kommen zurück.*)

FRANZ (*zu Kahlstein*): Da, schau sie dir an. Aber kannst du's ihnen verübeln, bei dem verdammten Elend?

EINER DER BURSCHEN (*umarmt Franz*): Fränzchen, verdammt, das ganze Leben ist Dreck! Man muß sich mal ausrasen. Weißt du noch: Verdun, Aisne, wie wir dringelegen haben. Vor jedem heulenden Schubkarren so! (*Er duckt sich.*) Und gezittert, und alles verflucht. Und heut noch mal Trübsal blasen? Gottverflucht, ich nicht mehr. Der Bruno Freising nicht mehr! Ich hab Gott sei Dank meine Knochen gerettet! (*Er stampft mit den Füßen.*) Leben will ich sehen, Rummel! (*Er wird plötzlich ernst, ballt die Faust.*) Du, wenn sie mich noch mal holen wollen, Herrgott, Mensch, verflucht, Herrgott, ich schlag um mich. Ich erwürge sie!

FRANZ: Komm mit nach Haus. Komm, nimm die andern mit, morgen klopfen die Schinder vielleicht schon an unsere Türen.

FREISING: Ach, die können mich! (*Nach einem Schluck aus dem Bierglas, nachdenklich und plötzlich ernst:*) Was sagst du? An unsere Türen klopfen? Wer? Was ist los?

FRANZ: In Berlin ist etwas im Gange.

FREISING: Was geht uns Berlin an. Die mit ihrem Irrsinn!

CHRISTIAN (*empört*): Was geht uns Berlin an! Warum sind wir denn überhaupt aus den Schützengräben rausgekrochen?

FREISING (*etwas nüchterner, starrt Christian verlegen an*): Man wird wirklich durchgedreht. Nun redet mal vernünftig: Was ist mit Berlin?

KAHLSTEIN: Die Baltikumer sind eingerückt. Die Regierung soll geflohen sein. Führt jetzt keine langen Diskussionen mehr! Geht nach Haus und bereitet die anderen Kumpels vor!

FREISING (*jetzt ganz nüchtern*): Die Baltikumer in Berlin? Verflucht! Und unsereiner spinnt hier herum! (*Zu den anderen Jungen, die der Auseinandersetzung teils neugierig, teils verlegen zugehört haben:*) Holt die Mädels und kommt! (*Geht hinaus. Die anderen folgen ihm.*)

CHRISTIAN (*zu Kramm*): Tatsache?

KRAMM: Tatsache, Junge. Sie sitzen drin. Freiwillig ziehn sie nicht wieder ab.

KAHLSTEIN: Hier wird sich die Bande auch regen. Kommt. Morgen müssen wir früh auf der Zeche sein. Die Pütte müssen gleich stillgelegt werden. (*Sie geben. Aus der Tür hinter der Theke kommt ein Gast mit gestutztem Schnurrbart und breitem, brutalem Gesicht hervor: Kriminalwachtmeister Meitner. Er tritt an die Theke, wo der Wirt Gläser spült.*)

MEITNER: Die haben über Berlin gesprochen?

WIRT: Ja. Hoffentlich geht's dort nicht wieder schief.

MEITNER: Diesmal scheint alles besser vorbereitet. Wir müssen nur auch hier schnell zuschlagen, solange die Verwirrung anhält.

WIRT: Einen Schnaps? (*Schenkt ein.*) Es ist Zeit, daß mal tatsächlich oben und unten Ordnung gemacht wird. Vielleicht kriegt man dann die Kriegs-

anleihe wieder zurück. Bin im November mit ein paar Tausend schwimmen gegangen.

MEITNER (*hat ausgetrunken, schiebt das Glas dem Wirt bin*): An euch liegt es jetzt, die Geschichte zu unterstützen. (*Trinkt den zweiten Schnaps aus.*) Bewegt euch etwas mit eurer Einwohnerwehr. Unserer Grünen sind wir sicher, die stehen. Und mit den paar Krakeelern werden wir diesmal schneller fertig. Schütt rasch noch einen ein. (*Kippt den dritten Schnaps herunter.*) So, also halt die Augen auf. Ich muß mich jetzt auch ranhalten. (*Geht.*)

EINER DER SPIELER: Fertig! Pleite! Werner, gib mal einen Zwanziger her. Die Schufte haben mich ganz ausgeplündert!

WIRT (*holt unwillig aus der Lade einen Geldschein. Geht zu dem Tisch der Spieler*): Meine Herren, in Berlin wackelt's. Lüttwitz ist eingerückt. Vielleicht müssen wir uns schnell mal unsre Flinten ansehen. Die Einwohnerwehr wird sicher einspringen müssen.

ZWEITER SPIELER (*ein dicklicher Mann, teilt die Karten aus*): Stör uns jetzt nicht mit deinem Lüttwitz und Pittwitz und Zitzewitz. Null ouvert.

WIRT: Ihr seid Idioten. Versteht ihr denn nicht: Ihr verfault mit euren leeren Ladenkisten, wenn ihr euch nicht rührt.

DRITTER SPIELER (*ein kleiner gelbhaariger Mann mit roten Bäckchen rafft die Karten zusammen und mischt*): Laß dich mit deinem Berlin begraben. Wenn sie wieder Tumulte machen wollen, dann sollen sie's tun, aber ich geh schön ins Bett. Wo Kugeln pfeifen, da laß ich die Tüchtigen vor. (*Spielt aus.*) Karo!

WIRT: Wenn euch erst die Spartakisten die letzten Brocken aus den Läden holen, dann ist's zu spät.

ERSTER SPIELER (*untersetzt, mit Hängebacken, breitspurig, wirft die Karten hin*): Schluß für heute. Zeit, zu Bett zu gehn. (*Zum Wirt:*) Was sagst du, man wird uns vielleicht alarmieren? Und wofür bezahlen wir die Grünen? Die sollen sich erstmal richtig bewähren, dann ist der Plautz auch dabei. (*Steht auf.*) Ich weigere mich nicht, mitzumachen, aber ich setze auch nicht gern für nichts meine Knochen aufs Spiel. Übrigens wirst du so und auch so beschissen. Wenn mich die Schachtleute mit der Knarre rumrennen sehen, dann hab ich in der Kolonie ganz und gar ausgespielt.

ZWEITER SPIELER: Ich bei meinen Koloniekunden auch. Ich sage, es ist Selbstmord.

WIRT: Aber wenn der Befehl kommt? Befehl ist Befehl. Na, hoffentlich sind die von Berlin bald hier und sorgen für Ruhe.

DRITTER SPIELER: Wenn die eine solche Sache unternehmen, dann sollen sie sie nicht halb, sondern ganz machen. Meine Flinte steht dann immer

noch bereit. Gib uns noch einen Schnaps. (*Der Wirt schenkt auch für sich selbst ein.*)

ERSTER SPIELER: Dann auf gutes Gelingen!

WIRT: Auf Kapp und Lüttwitz! (*Sie trinken.*)

3. Bild

Eisentor vor einer Schachtanlage. Rechts Steintreppe und Vorderfront des Verwaltungsgebäudes. Im Hintergrund Gleise, Förderwagen und Holzstapel. Zuweilen Aufflackern der Kokereifeuer. An dem Torpfeiler ein Plakat, das Dekret der Kapp-Lüttwitz-Regierung. Deutlich ist das Wort „Todesstrafe“ zu lesen. Vor dem Plakat eine Menge Kumpels, denen Blechflaschen an Schnüren von der Schulter hängen.

KRAMM: Todesstrafe auf Widerstand!

CHRISTIAN: Sie drohen, daß sie einrücken, wenn wir hier etwas unternehmen. Zum Teufel, wir sind doch keine Sklaven! Lest doch den Dreck nicht. Die Bande will uns nur einschüchtern. (*Er schaut sich erregt um.*) Ist der Franz noch nicht da? Wo sind denn Zermack und Raup?

KRAMM (*zu den murrenden Bergleuten*): Nu werdet nicht gleich scheu, wenn sie hier so einen Wisch hinhängen.

STIMMEN: Das ist schon mehr als nur ein Wisch.

Da gehts um Kopf und Kragen, wenn wir dösen.

Vielleicht sind bald die Grünen hier.

Wo ist denn der Jupp Zermack? Der müßte doch schon hier sein, verflucht.

KRAMM: Jupp Zermack rennt sich schon seit Tagen die Lunge aus dem Hals. Weiß der Satan, was ihn wieder aufgehalten hat.

(*Franz Kreusat in Hast. Er sieht die Menge und das Dekret.*)

FRANZ: Da haben wir's. Da hängt es schon!

CHRISTIAN: Wo bleibt ihr denn solange? Wo sind Zermack und Raup? Wo steckt Miller?

FRANZ (*noch auf das Dekret starrend*): Zermack und Raup kommen hinter mir.

STIMME: Verdammt spät.

FRANZ: Sie sind von Tauten angehalten worden. Der predigt ihnen wie immer: nicht hinreißen lassen.

(*Jupp Zermack, Fritz Raup und Miller, der Vorsitzende der Unabhängigen am Ort.*)

MILLER: Was schreit ihr denn? (*Liest über die Köpfe der Menge das Dekret. Sieht den ebenfalls lesenden Zermack an.*) Das war zu erwarten. (*Schaut sich um.*) Warum ist Tauten noch nicht hier?

ZERMACK (*wendet sich von dem Dekret ab. Alle blicken ihn erwartungsvoll an. Mit harter Stimme zu Miller*): Verlaß dich in dieser Stunde nicht auf Jakob Tauten.

MILLER: Wir müssen erst hören, was Tauten sagt.

KRAMM: Streiken werden wir, natürlich! Sofort die Brocken hinschmeißen, gottverdammte. Wenn die Söldner erst hier sind, ist es mit uns aus.

(*Schachtglocke schlägt.*)

KRAMM: Da, die Seilfahrt beginnt.

KAHLSTEIN: Es sind schon welche durchgegangen, die fahren an.

CHRISTIAN: Die Schweinstreiber haben es wieder eilig.

KRAMM (*zu Miller und Zermack, drängend*): Los doch, entscheidet euch zu etwas!

MILLER (*streng*): Ich sag euch, verliert nicht gleich alle den Kopf! Wir wollen nicht wieder allein losreiten. Wir warten, bis Tauten da ist.

KRAMM (*zu Zermack, der noch einmal das Dekret liest*): Jupp, was tun wir?

STIMMEN: Jupp, rede doch ein Wort! – Ja, sag was! – Rede doch, was wir tun sollen!

KRAMM: Auch er ist heute stumm. Verflucht, was ist denn mit euch los?

RAUP (*während Miller mit strenger, finsterner Miene dasteht und schweigt, und Zermack merkbar unschlüssig zusieht, wie eine Anzahl Kumpels unter Fluchen und Murren durch das kleine Tor zur Umkleidekabine abzieht*): Jupp, was ist los mit dir? Warum sagst du nichts? Die Kumpels werden durch dein Schweigen verstimmt, wir sind schuld, wenn sie in dieser Stunde anfahren.

KRAMM: Hörst du, Zermack, wir hängen uns ja selber den Strick um den Hals.

FRANZ (*der mit Christian einige Kumpels zurückgeholt hat*): Die Kumpels ziehen sich für die Anfahrt um. Einige Scharen sind schon zur Hängebank.

ZERMACK (*ringt sich, nach einem Haßblick auf Miller, mühsam ein paar Worte ab*): Wartet. Der Jakob Tauten soll heute reden.

RAUP (*zu Miller*): Die Kumpels sehen auf uns, und wir machen sie mit unserer Uneinigkeit scheu. Und der Tauten bleibt wie absichtlich aus. (*Bemerkt in einem Fenster des Verwaltungsgebäudes das bleiche, harte Gesicht des Betriebsinspektors Kranzmann.*) Da, der hat wohl schon seine Befehle in der Tasche. Hat seine Spionengarde während der Nacht in Bewegung gesetzt. (*Zu Zermack*): Hörst du, Jupp, wir müssen den Leuten etwas sagen!

KRAMM: Nu redet doch etwas, Kreuzsakrament!

CHRISTIAN (*starrt Franz an*): Es wird nichts. Die Genossen zagen. Was ist denn heute los mit allen?

MILLER (*erlöst*): Tauten!

STIMMEN: Da kommt Tauten.

KRAMM: Jetzt wird es schon gar nichts.

CHRISTIAN: Auf Tauten verlassen sie sich. Der wird bestimmt gleich wieder bremsen. Das sind Menschen! (*Starrt voll Wut auf das Dekret.*) So ein Wisch hat sie alle erschreckt. So ein Dreckwisch. Herrgott! (*Ruft leidenschaftlich:*) Los, Franz, Kahlstein, Kramm! Kommt, wir gehen in die Kaue und reden selber. Wir werden uns doch nicht freiwillig umbringen lassen. Kommt, Genossen!

TAUTEN (*fährt Christian an*): Nichts machst du! Bleibt bei Verstand! Macht keine wilden Geschichten! Es wird abgewartet, bis sich die Gewerkschaften melden. (*Zu Miller und Zermack:*) Was steht ihr hier herum und unterstützt noch das Durcheinander?

ZERMACK (*weist auf das Dekret*): Da!

TAUTEN: Das hab ich auch gesehen. Aber das Ding soll uns nicht anfechten. Die Gewerkschaften werden dazu schon ihr Wort reden. (*Zu den Kumpels:*) Laßt euch nicht aus der Fassung bringen, es wird nichts so heiß geschluckt, wie es eingeschöpft ist.

(*Murren.*)

STIMME: Der säuselt uns wieder zahm.

TAUTEN: Kommt, laßt uns in Ruhe beraten.

ZERMACK: Du willst jetzt erst wieder stundenlang beraten?

KRAMM: Beraten, haha! Sitzung. Am Ende kommt wieder dasselbe raus: Warten, wir können nicht vorgeifen, wir dürfen nicht vorgeifen...

CHRISTIAN (*schreit, weil einige Kumpels wieder zur Kaue abziehen*): Wo wollt ihr denn hin? Bleibt hier! Der Jupp wird sprechen.

KRAMM: Jupp, du mußt reden. Hörst du!

ZERMACK (*ärgerlich*): Zerreißt mich doch nicht.

TAUTEN: Geht in die Kaue. Macht hier kein Aufsehen. (*Zu Miller und Zermack:*) Kommt, lassen wir uns nicht in dumme Geschichten hineinziehen. Kommt!

RAUP (*zornig*): Jupp!

KAHLSTEIN: Jupp, die Kumpels rennen uns weg!

KRAMM: Jupp, melde dich doch, gottverdammte.

TAUTEN (*zu dem ingrimmig dreinschauenden Zermack*): Laß dich von den Hitzköpfen nicht verrückt machen. Wir müssen beraten... (*Klöppelschläge.*)

ZERMACK (*horcht zum Schacht*): Die fahren an.

RAUP: Die Söldner können morgen schon hier am Schacht stehn, und dann setzen sie uns den Stiefel in den Nacken. Jupp, wir müssen reden!

TAUTEN: Ihr setzt euch in die Nesseln. Wenn hier alles durcheinandergeht, lehne ich als Obmann jede Verantwortung ab.

(*Murren.*)

STIMMEN: Hört, hört! – Er brems! – Leg dich doch schlafen! – Er schläft ja die ganze Zeit.

TAUTEN: Das ist doch alles Unverstand. Ich habe keine Anweisung von meiner Gewerkschaft...

KRAMM: Da an der Mauer hängt deine Anweisung! Das Todesurteil! Wollen wir uns nächstens mit Bajonetten in den Pütt treiben lassen?

RAUP: Jupp, der Ruf der Partei steht auf dem Spiel. Geh und rede!

ZERMACK (*zu Tauten*): Du mußt reden, Jakob!

TAUTEN: Ich werde mich hüten, die Verwirrung noch zu vergrößern.
(*Betriebsinspektor tritt auf.*)

BETRIEBSINSPEKTOR: Der Meinung bin ich auch. Haltet die Leute nicht unnütz auf, laßt sie ruhig anfahren. Bis morgen hat sich dann alles geklärt.
(*Schweigen. In das Schweigen Klöppelschläge.*)

TAUTEN: Ich lehne jede Verantwortung ab.

MILLER (*zu Zermack*): Wir können nichts Halbes unternehmen. Ich bin auch der Meinung, man soll sich erst einig werden...

BETRIEBSINSPEKTOR: Ich weiß, die anderen Belegschaften fahren an. Und wenn einzelne voreilig handeln, hat die Regierung gleich einen Vorwand, zu schärferen Mitteln zu greifen.

ZERMACK (*lacht böse*): Regierung? Welche Regierung?

STIMMEN: Ja, welche Regierung? Haben Sie schon die Söldnerregierung stillschweigend anerkannt?

BETRIEBSINSPEKTOR (*verwirrt*): Ich... ich habe noch nichts anerkannt. Für mich sind die Anordnungen meiner Direktion maßgeblich. Ich habe hier für den ruhigen Verlauf der Kohlenförderung zu sorgen und in diesem Sinne rede ich.

RAUP: Anordnungen der Direktion...

KRAMM: Die Direktion befiehlt, daß wir gehorsam in den Pütt kriechen.

TAUTEN: Ich lehne jede Verantwortung ab, wenn hier durch euer Vorgreifen ein Unglück angerichtet wird.

(*Klöppelschläge.*)

RAUP: Jupp, besinn dich!

STIMMEN: Zermack, zum Teufel! – Jupp, die Kumpels verlieren die Geduld. (*Lautes Murren.*)

BETRIEBSINSPEKTOR: Überlegen Sie sich genau, Zermack, was Sie tun. Lassen Sie sich nicht zu unüberlegten Handlungen hinreißen. Denken Sie an Ihre fünf Kinder.

ZERMACK: Eben, an die denke ich. Die ganze Zeit denke ich an sie. Die sollen nicht all das Elend mitmachen, das uns aufgeladen wurde. (*Immer erregter:*) Mit Todesurteilen drohen die Herren. Aber hier wird kein Ge-

neral Lüttwitz oder Watter bestimmen. (*Zu den Kumpels:*) Laßt euch nicht schrecken. (*Geht zu dem Pfeiler, reißt das Dekret ab.*)

STIMMEN: Gott sei Dank! – Endlich! – Der Jupp besinnt sich.

CHRISTIAN: Los, holen wir die anderen. (*Franz, Kahlstein und einige Jüngere rennen mit ihm fort.*)

CHRISTIAN: Auf die Hängebank! In die Kaue!

KAHLSTEIN: Ins Maschinenhaus, die Seilfahrt abstoppen!

TAUTEN: Was ihr da anstellt, ist purer Irrsinn. (*Zu Zermack:*) Auch du verlierst den Verstand. Die Gewerkschaften haben noch nicht gesprochen.

ZERMACK: Wir können nicht warten, bis die sich wieder besinnen. Wir müssen sofort handeln.

BETRIEBSINSPEKTOR: Zermack, ich warne Sie noch einmal!

ZERMACK (*geht auf die Steintreppe*): Kumpels, man droht uns mit Todesurteilen. Aber auch bevor Kapp und Lüttwitz in Berlin eingerückt waren, war dieses Urteil für uns schon fertig...

STIMMEN: So ist es. Die Treiber hatten es schon vorher fertig.

ZERMACK: Kumpels, hier werden sich keine Generale und keine Söldner breitmachen.

STIMMEN: Richtig.

ZERMACK: Es geht um unser Leben, Kumpels. Wir können nicht abwarten, bis sich die Gewerkschaftsführer überlegt haben, was zu tun ist. Jedes Zögern ist jetzt verderblich. Einer muß den Anfang machen...

STIMMEN: Bravo! Sag's ihnen, Jupp! Die Schinder wollen uns drohen? Wir setzen den Pütt still!

ZERMACK: Es wird nicht angefahren!

BETRIEBSINSPEKTOR: Ich warne Sie nochmal, Zermack. Überlegen Sie die Folgen. (*Ab.*)

ZERMACK: Es wird nicht angefahren! Und es wird nicht eine Schippe Kohle gefördert, bis diese Söldnerregierung wieder abgezogen ist.

STIMMEN: Bravo, Zermack! – Streik! – Die sollen sich hier nicht sehen lassen!

ZERMACK: Trotz der angekündigten Todesstrafe – wir wehren uns!

TUMULT: Wir wehren uns! Streik! Streik!

(*Zermack wischt sich den Schweiß von der Stirn und tritt zurück.*)

TAUTEN (*beschwörend*): Hättest du nicht warten können, bis sich die Verbände gemeldet hatten? Jetzt ist der Wirrwarr fertig.

ZERMACK: Wir können nicht warten, bis die sich aus ihrem dicken Fell schälen.

(*Sirene.*)

CHRISTIAN (*kommt mit Franz aus dem Tor*): Das ist die Sirene vom Zollvereinpütt. Die machen auch Schluß.

STAMM: Und wenn der Watter jetzt einrücken läßt?

RAUP: Dann findet er uns nicht im Bett! Wir lassen, wenn's sein muß, die Pütte absaufen!

(Ein Teil der Scharen zieht heimwärts; Sirene aus der Ferne.)

KRAMM: Das ist bei Krupp. Die Kruppianer kommen auch.

CHRISTIAN: Ich wußte, daß alle kommen. Die Söldner sollen sich mal herwagen. Jetzt können wir das Maschinengewehr brauchen, das ich vergangenes Jahr aufgehoben habe.

KRAMM: Ich hab auch meine Knarre versteckt. Trotzdem: Hoffentlich kommt es nicht soweit. *(Er geht mit Christian ab.)*

TAUTEN: Und was jetzt?

ZERMACK: Wir werden kämpfen.

TAUTEN: Was wird man mir nur im Büro wieder sagen?

STAMM: Wollen wir uns denn immer von den anderen nachschleppen lassen? Und dann allein dastehen? Wenn die Mehrheit für den Kampf ist, dann gehören wir dazu.

ZERMACK: Jakob, wir haben doch früher in manchem Streik und Kampf zusammengestanden!

(Tauten schweigt, schüttelt den Kopf. Sie gehen. Sirene laut.)

6. Bild

Ein Raum im Rathaus der Stadt. Bürgerleute in Zivil, mit Armbinden und Gewehren. Der Wirt Werner und der kleine gelbhaarige Krämer Kleinemann. Man sieht durch die offene Tür im Korridor Einwohnerwehrleute und Grüne rennen. Draußen MG-Feuer.

KLEINEMANN: Ich sage dir, es ist eine brenzlige Geschichte.

WERNER: Ja, aber man kann sich jetzt nicht drücken. Wenn das die Grünen merken, knallen sie uns eins drauf.

KLEINEMANN: Ist mir egal. Schlimmer ist's, wenn mich die Kolonieleute hier antreffen. Dann bin ich erst recht geliefert. Ich hau ab.

WERNER: Wart doch. Es kann noch nicht ganz so schlimm sein. Die Polizei schießt ja noch. Und wir sind hier Reserve.

KLEINEMANN: Ich sage, wir hängen hier in einer Falle. Ich wollte, ich stände wieder hinter meiner Ladentheke. Wie bin ich nur auf die idiotische Idee gekommen, mich hierher lotsen zu lassen.

WERNER: Du kannst einen wirklich entmutigen.

KLEINEMANN: Ich hatte gerade angefangen, gute Beziehungen zu den Bauern herzustellen. Ich hätte mich langsam etwas aufkratzen können. Da

kommt man mir mit dieser verdammten Einwohnerwehr. (*Draußen stärkeres MG-Feuer.*) Da, da sind sie.

WERNER: Sei doch nicht so schissig, Mensch. Gut, dann renn weg. Aber wenn sie dich allein kriegten, hängen sie dich bestimmt.

(*Mehrere Offiziere.*)

HAUPTMANN: Was sucht ihr hier? Ihr drückt euch wohl?

WERNER (*stammelnd*): Ich suchte den Herrn Hauptmann. Einige von unseren Wehrmännern sind weggerannt. Ich wollte sie halten, aber . . .

HAUPTMANN: Ich weiß, als die paar Schüsse fielen, sind die Herren ausgerückt. Das ist so unserer Bürger Manier.

WERNER: Ich habe alles versucht, um sie zurückzuhalten. Aber sie fanden tausend Ausreden. Familie, Existenz, und der dritte stellte sich krank . . .

HAUPTMANN: Verschwindet! Geht auf euren Posten, sonst haben wir die Roten bald hier.

(*Die beiden Einwohnerwehrleute gehen ohne Widerspruch hinaus.*)

HAUPTMANN: Eine faule, feige Bande. Für sie trägt man nun seine Haut zu Markte. Wenn Sie noch einen von diesen Jammerkerlen wegrennen sehen, knallen Sie ihn über den Haufen. Kein Verlaß auf dieses Krämervolk. Aber sonst können sie nicht laut genug nach Sicherung und Schutz schreien. (*Draußen wieder bestiger Feuerkampf.*) Wo ist das?

OBERLEUTNANT: Muß in der Viehhofstraße sein.

HAUPTMANN (*aufgeregt auf und ab*): Schweinerei! Man hängt völlig in der Luft. Der Kapp und der Lüttwitz haben schon wieder abgedankt, weshalb denn nur? (*Knurrt vor sich hin:*) Ich hatte mir von diesen Herren tatsächlich mehr versprochen. Lassen sich durch einen Generalstreik ins Bockshorn jagen. Wir haben doch die Waffen.

OBERLEUTNANT (*boshaft*): Wir hatten sie.

HAUPTMANN: Die paar hundert Gewehre, die der Mob gestohlen hat?

OBERLEUTNANT: Sagen Sie ruhig mehrere tausend, nicht eingerechnet die Maschinengewehre und Handgranaten, die ihnen unsere feige Sippschaft am Gelsenkirchner Flugplatz fast kampfflos überlassen hat. Alte Soldaten, wirklich eine Schande.

HAUPTMANN: Wir haben noch nicht vorsichtig genug jeden einzelnen unter die Lupe genommen. Es haben sich bei der Einstellung sicher auch Elemente eingeschlichen, die jetzt an dem Wirrwarr mit schuld sind.

OBERLEUTNANT: Ich glaube, es sind noch andere Umstände gewesen. Wir haben die Verzweiflung der Leute unterschätzt. Daß sie in ihrem Haß imstande sind, sich mit der bloßen Faust auf uns zu stürzen.

HAUPTMANN: Ach, was! Sie haben doch gesehen, wie die Demonstration hier vor ein paar Tagen auseinandergespritzt ist, als wir bloß einige Salven hineinschickten.

OBERLEUTNANT: Hm . . . Und dieser Angriff auf die Stadt? Die Roten haben schon die wichtigsten Zugänge besetzt, und unsere Polizei hat den gutverschanzten Viehhof aufgeben müssen. Ich bin ein alter Baltikum-offizier, Herr Hauptmann, ich sympathisiere nicht mit den Spartakisten. Aber ich sehe die Dinge nüchtern. Diese zerlumpten und scheinbar stumpfen Grubenschlepper und Metalller sind doch fast alle Soldaten gewesen. Und sie haben eine gute Organisation. Man kann nicht bestreiten, daß sie einen Angriff zu führen verstehen.

EIN OFFIZIER: Meine Herren, wir sollten mit dieser Debatte aufhören und lieber zusehn, daß wir Hilfe herankommen. Warum rückt denn die Reichswehr nicht ein? Die Roten bekommen immer mehr Zuzug, aber wir sitzen hier ohne jede Verbindung, man kann ruhig sagen, abgeriegelt.

HAUPTMANN (*plötzlich in Wut*): Abgeriegelt! Jawohl! Abgehängt und vergessen und der Wut dieses Mobs überlassen. Die Herren Sozis haben doch versprochen, den blöden Generalstreik abzublasen. Wenn die Räder erst wieder rund gingen, dann könnten wir mit dem Rest der Aufrührer fertig werden. (*Das Feuer draußen wird heftiger.*) Was ist das wieder?

(*Eine Ordonnanz stürzt herein.*)

ORDONNANZ: Sie sind schon in der Viehhofstraße!

HAUPTMANN: Können Sie keine ordentliche Meldung machen? Was sind das für Manieren?

ORDONNANZ: Zu Befehl, Herr Hauptmann. Melde gehorsamst, Herr Hauptmann, die Roten dringen vor, das Rathaus ist vielleicht schon umzingelt. (*Stürzt, ohne eine Antwort abzuwarten, wieder hinaus.*)

HAUPTMANN (*schreit hinterher*): Ordonnanz! (*Der Grüne kommt nicht zurück. – Die Offiziere sind alle aufgesprungen und stehen mit bestürzten Mienen da.*)

EIN OFFIZIER: Katastrophel!

HAUPTMANN (*blickt den Oberleutnant an*): Was tun wir, wenn sie hier reinstürmen?

OBERLEUTNANT (*nimmt den Telefonhörer ab und dreht mehrmals an der Kurbel*): Jetzt ist es mit jeder Verbindung aus.

(*Draußen Feuerkampf und verworrener Lärm.*)

HAUPTMANN: Wir müssen aus dem Bau heraus.

OBERLEUTNANT: Das würde ich nicht raten.

HAUPTMANN: Warum?

OBERLEUTNANT: Wir können den Roten in die Arme rennen. Die Situation kann sich noch ändern.

HAUPTMANN: Wie soll sich diese abscheuliche Situation noch ändern? Sie träumen, Oberleutnant. Wir müssen irgendwie rauskommen. (*Werner erscheint in der offenen Tür.*) Was wollen Sie wieder? Ihr Platz ist draußen.

WERNER: Sie sind schon vorm Rathaus.

HAUPTMANN (*schreiend*): Dann rennt man erst recht nicht weg. Scheren Sie sich an Ihren Posten! Oder ich lasse Sie auf der Stelle einsperren.

WERNER (*stammelnd*): Und . . . Und wenn sie stürmen?

OBERLEUTNANT: Sie sind ein Idiot, Mann. Wenn ihr schießt und nicht rumzittert, dann kommen sie nicht rein. Wir sind auch noch da. Habt ihr Handgranaten?

WERNER: Ja. Aber jetzt – Handgranaten?

OBERLEUTNANT: Gehn Sie an Ihren Platz und halten Sie die Handgranaten bereit. Wenn die Roten in das Rathaus stürzen wollen, hauen Sie mit den Handgranaten dazwischen.

WERNER (*mehr für sich*): Das ist unsre letzte Stunde, wahrhaftig. (*Geht.*)

OBERLEUTNANT (*zu dem dritten Offizier*): Gehn Sie in den oberen Stock und geben Sie unseren Leuten den gleichen Befehl: Alles Handgranaten bereithalten, und wenn die Spartakisten stürmen, dann hinein gehauen.

(*Offizier salutierend ab.*)

OBERLEUTNANT (*zum Hauptmann*): Ich habe eine Idee. Wir stecken einen weißen Lappen hinaus.

HAUPTMANN: Sie sind wohl nicht bei Trost.

OBERLEUTNANT: Wenn sie dann vor dem Bau zusammenrennen, schmeißen wir die Handgranaten. Das gibt einen Schock. (*Reißt einen der weißen Vorhänge herab, befestigt das Tuch an einer Stange. Ruft einen im Korridor vorbeieilenden Grünen:*) He! Komm her!

DER GRÜNE: Zu Befehl, Herr Oberleutnant.

OBERLEUTNANT: Nehmen Sie dieses Ding, und wenn ich Ihnen ein Zeichen gebe, schieben Sie's zum Fenster raus.

(*Der Polizist geht mit der improvisierten Fahne ans Fenster. Draußen steigt der Lärm.*)

STIMMEN VON DRAUSSEN: Vorwärts! – Angreifen! – Los, in den Bau! (*Schüsse.*) Nicht schrecken lassen! – Vorwärts!

OBERLEUTNANT: Schieben Sie das Tuch hinaus.

(*Der Grüne befolgt den Befehl. Er ist völlig verwirrt. Der Hauptmann schüttelt den Kopf, geht an ein Spind, öffnet es. Man erkennt Zivilsachen, Regenmantel und Hut.*)

STIMMEN VON DRAUSSEN: Die weiße Fahne! – Sie ergeben sich! – Los! – Vorwärts!

OBERLEUTNANT (*schreit in den Korridor*): Wenn sie kommen, die Handgranaten! (*Lärm und das Herannahen der Menge.*)

STIMMEN: Nicht mehr schießen! Sie ergeben sich.

(*Krachen von berstenden Handgranaten.*)

SCHREIE: Verfluchte Hunde! – Verrat! – Zurück! – Nein, vor! (*Wieder berstende Handgranaten.*) Die Teufel, da habt ihr sie. – Verbrecher! (*Wieder Handgranaten und flüchtende Menge.*)

HAUPTMANN: Sie ziehen sich zurück.

OBERLEUTNANT (*zu dem Grünen*): Wenn ich dir wieder einen Wink gebe, schieb das Tuch noch mal hinaus.

DER POLIZIST (*voller Angst*): Herr ... Oberleutnant ... Ich fürchte ...

OBERLEUTNANT: Sie führen meinen Befehl aus, verstanden!

DER POLIZIST: Jawohl!

STIMMEN VON DRAUSSEN: Los, Kumpels, vor!

(*Lärm der stürmenden Menge.*)

OBERLEUTNANT (*zu dem Polizisten*): Schieben Sie den Lappen raus!

POLIZIST (*zögert, starrt den Offizier an*).

OBERLEUTNANT (*faßt nach seinem Revolver*): Führen Sie meinen Befehl aus! (*Polizist steckt die Fahne hinaus.*)

STIMMEN VON DRAUSSEN: Los, keine Angst! – Vorwärts! Und diesmal die Tür aufgehauen! Antwortet mit Handgranaten! Da hängt wieder das weiße Tuch. – Nicht irreführen lassen, vorwärts! – Hinein! (*Handgranaten krachen. Schüsse. Im Haus Getrappel flüchtender Soldaten.*)

HAUPTMANN: Jetzt sind wir fertig.

OBERLEUTNANT: Ich bin dafür, wir verschwinden jetzt, Herr Hauptmann.

HAUPTMANN: Wohin? Wir kommen nicht mehr raus.

(*Oberleutnant geht rasch zu dem Schrank, will die Zivilsachen herausholen. Flüchtende Polizisten stürzen in den Raum.*)

DIE GRÜNEN: Aus ...! Wir sind geliefert!

OBERLEUTNANT (*schreit sie an*): Raus, und schießen! Wo haben Sie Ihre Gewehre?

HAUPTMANN (*läßt sich in einen Stuhl fallen*): Aus ...!

OBERLEUTNANT (*schreit die Polizisten an*): Ihr Feiglinge, wo habt ihr eure Gewehre gelassen?

(*Arbeiter und Männer in Matrosenblusen, alle mit Gewehren, drängen über die Schwelle.*)

CHRISTIAN WOLNY: Jupp! Fritz, hierher! Wir haben die Banditen. (*Der Oberleutnant macht eine Bewegung.*) He, bleib ruhig stehen, oder ich brenn dir eins auf! (*Zermack und Raup mit anderen.*) Hier, Jupp, schau sie dir an. Hier haben sie die weiße Fahne rausgesteckt.

ZERMACK (*schaut erst auf den zitternden Grünen, neben dem am Boden die weiße Fahne liegt, dann auf die Offiziere*): Was habt ihr angerichtet, ihr ...

(*Hauptmann, noch ganz wirr, zuckt die Achseln. Dreht das Gesicht weg.*)

OBERLEUTNANT: Meine Herren, wir haben nur unsere Pflicht und Schuldigkeit getan . . .

ZERMACK (*starrt ihn düster an, dann hebt er die Faust und schlägt sie dem Oberleutnant in das lächelnde Gesicht*): Mörder! (*Der Offizier stürzt zu Boden.*)

CHRISTIAN (*gibt den Grünen und dem Hauptmann einen Wink mit seinem Gewehr*): Los, raus!

(*Die Grünen drängen hinaus, der Hauptmann folgt. Ein Arbeiter packt den bewußtlosen Oberleutnant, hebt ihn hoch und stößt ihn hinaus.*)

ARBEITER: Vorwärts, du Dreckshund!

ZERMACK (*schaut sich mit plötzlich müdem Blick in dem Raum um*): Die Kanailen. (*Zu Raup:*) Komm, wir müssen weiter, wir müssen zum Gefängnis. Vielleicht leben Miller und Franz noch.

RAUP (*steht auf*): Das ist ein harter Tag, Jupp! Ein harter, schwerer Tag. (*Sie geben ab. Draußen bläst ein Hornist die Internationale.*)

SAATZEIT

3. Akt

*Arbeitszimmer des Rittmeisters von Bröder. Bröder am Schreibtisch.
Standuhr zeigt sechs Uhr vierzig.*

RITTMEISTER (plötzlich): Donnerwetter, ja. (Steht auf, holt aus der Schreibtischlade eine Pistole, nimmt das Magazin heraus, füllt es mit Patronen, schiebt es in die Pistole zurück. Legt die Pistole auf den Schreibtisch und deckt sie sorgfältig mit einigen Zeitungen zu. Setzt sich wieder und arbeitet weiter. Geräusch eines Motorrads. Bröder steht auf und geht hinaus. Bühne einen Augenblick leer. Dann kommt Bröder mit einem uniformierten Oberleutnant zurück.)

OBERLEUTNANT: Gestatten, Dürnberg.

RITTMEISTER: von Bröder, Rittmeister.

OBERLEUTNANT: Entschuldigen Sie den Überfall, Herr Rittmeister. Ich bin gewissermaßen Vorkommando. Eine kleine Panne hielt uns auf. Die beiden LKW's mit meinen Leuten kommen nach.

RITTMEISTER: Wann wird das sein, Herr Oberleutnant?

OBERLEUTNANT: In spätestens einer halben Stunde.

RITTMEISTER: Dann sind Sie gut gefahren. Sie sind mir für sieben Uhr angesagt.

OBERLEUTNANT: Wir waren die ganze Nacht unterwegs.

RITTMEISTER: Sie kommen gerade zur rechten Zeit.

OBERLEUTNANT: Hat sich die Lage verändert? Wir sind seit zwölf Stunden in Marsch und haben nichts gehört.

RITTMEISTER: Kapp ist zurückgetreten, Lüttwitz steht allein und wird auch verschwinden.

OBERLEUTNANT: Die neue Regierung gestürzt?

RITTMEISTER: Ja. Dieser verfluchte Generalstreik!

OBERLEUTNANT: Jetzt verstehe ich manches. Unsere Formation sollte nach Berlin marschieren. Aber unterwegs erhielten wir Befehl, zur Sicherung der Lage hier oben zu bleiben. In den Städten überall bewaffnete Arbeitertruppen, und auf vielen Gütern wurde gestreikt. Ist der Generalstreik wenigstens abgeblasen?

RITTMEISTER: Er geht weiter!

OBERLEUTNANT: Dann ist ja alles aus, und wir stehen auf verlorenem Posten.

RITTMEISTER: Es sieht fast so aus.

OBERLEUTNANT: Und Ihre Leute hier?

RITTMEISTER: Die fangen in diesem Augenblick an zu streiken.

OBERLEUTNANT: Und was nun?

RITTMEISTER: Herr Oberleutnant, was Sie jetzt wissen, wissen auch meine Leute. Ich habe es ihnen gesagt, nachdem ich die Nachricht erhalten hatte: Die neue Regierung wieder gestürzt, Sieg auf der ganzen Linie durch den Generalstreik. Die Roten triumphieren.

OBERLEUTNANT: Aber wozu sollen wir dann eingesetzt werden? Wir sind doch vogelfrei jetzt!

RITTMEISTER: Eines habe ich meinen Leuten nicht gesagt. Sie aber müssen es wissen, Oberleutnant. Die alte Regierung will zwar wieder ans Ruder, hat es jedoch mit der Angst bekommen. Dieser verfluchte Generalstreik ist ihr auch in die Knochen gefahren. Eigentlich müßte sie ja uns „monarchistische Putschisten“, wie sie uns nannten, aus der Reichswehr und den Sicherheitsformationen rauswerfen, was übrigens ein gefährliches Spiel wäre. Statt dessen will diese Regierung uns jetzt gegen die streikenden Arbeiter einsetzen, die eben erst . . .

OBERLEUTNANT: . . . die für diese Regierung, gegen Kapp und Lüttwitz, ihre Haut zu Markte getragen haben?

RITTMEISTER: Sie sind ein kluges Köpfchen, Herr Oberleutnant!

OBERLEUTNANT (*lacht*): Danke, Herr Rittmeister. Man kann also sagen: Wir sind wieder am Drücker.

RITTMEISTER: Noch mehr. Ebert hat über Berlin und die Provinz Brandenburg auf Grund irgendeines Artikels unserer glorreichen Verfassung den verschärften Belagerungszustand verhängt.

OBERLEUTNANT: Ich rekapituliere, was ich einmal gelernt habe: Dann liegt also die vollziehende Staatsgewalt in den Händen des Militärs?

RITTMEISTER: Jawohl, wenigstens in Brandenburg.

OBERLEUTNANT: Da wird alles, was hier oben passieren kann, bestimmt mit dem Mantel kameradschaftlicher Nächstenliebe zugedeckt werden.

RITTMEISTER: Sie gehen scharf ins Geschirr, Oberleutnant.

OBERLEUTNANT: Alles Erfahrungssache. Wie steht es hier auf Ihrem Gut, Herr Rittmeister? Schwierigkeiten zu erwarten?

RITTMEISTER: Ich denke nicht. Außerdem habe ich ja Sie und Ihre Leute. Aber die Kreisstadt! Dort steht ein Arbeiterbataillon von zirka 200 Mann gegen uns.

OBERLEUTNANT: Bewaffnet?

RITTMEISTER: Gut die Hälfte. Leider haben sie auch unsere beiden LMGs und die Karabiner erwischt. Ich konnte es nicht mehr verhindern. Dazu sind Sie zu spät gekommen. Wieviel Leute haben Sie?

OBERLEUTNANT: Fünfundvierzig, ein SMG, zwei LMG, sonst Karabiner und genügend Munition.

RITTMEISTER (*geht an den Schreibtisch*): Hier, die Karte vom Gutshof, ich habe sie schon herausgelegt für Sie. Sobald Ihre Männer kommen, lassen Sie das Herrenhaus, den Hof und die Dorfstraße sichern.

OBERLEUTNANT (*betrachtet aufmerksam die Karte*): Ich sehe ganz klar. Hier das SMG, dort ein LMG, das zweite bleibt beim Haupttrupp. Ich will die Leute möglichst zusammenhalten, um im Notfall wendig zu sein. Befürchten Sie Zwischenfälle?

RITTMEISTER: Heute vormittag nicht. Später vielleicht. Rote aus der Stadt haben hier den Streik organisiert. Einige meiner Leute haben nach dort Verbindung.

OBERLEUTNANT: Wir haben im Baltikum Erfahrungen gesammelt, Herr Rittmeister. Meine Leute sind alte Soldaten, die sich nichts vormachen lassen.

RITTMEISTER: Ich danke Ihnen, Herr Oberleutnant. Ich erwarte übrigens roten Besuch: die Streikleitung. Der eine ist ein aufgeweckter Bursche, ein früherer Knecht von meinem Betrieb. Geben Sie mir noch zwei Mann vor das Haus und zwei hier vor dieses Zimmer, draußen in der Diele.

OBERLEUTNANT: Selbstverständlich.

RITTMEISTER: Sie wollen sich sicher etwas erfrischen, Herr Oberleutnant. Ein paar Augenblicke Entspannung nach dieser Nacht werden Ihnen guttun.

OBERLEUTNANT: Verbindlichen Dank!
(Rittmeister begleitet ihn hinaus und kommt nach kurzer Zeit zurück, setzt sich wieder an den Schreibtisch und betrachtet die Karte. Es klopft.)

RITTMEISTER: Herein! (*Blickt gespannt auf. Anna tritt ein.*) Frau Wroblewski? Sie? Wo ist Ihr Mann?

ANNA: Im Pferdestall bei den Leuten.

RITTMEISTER: Schicken Sie ihn zu mir. Sind alle Leute gekommen?

ANNA: Ich weiß nicht. Ich komme von zu Haus. Entschuldigen Sie, Herr Rittmeister, daß ich so früh schon störe.

RITTMEISTER (*freundlich*): Kommen Sie, setzen Sie sich dort in den Sessel. (*Anna nähert sich befangen, aber nicht unterwürfig, und setzt sich.*) Na, was haben Sie so früh auf dem Herzen, Frau Wroblewski?

ANNA: Es ist wegen meiner Martha.

RITTMEISTER: Ah, die tüchtige Radfahrerin! Ist sie wieder unterwegs?

ANNA: Nein, Herr Rittmeister! Was denken Sie! Es geht ihr nicht gut.

RITTMEISTER: Ich weiß. Ihr Mann hat mir vorhin davon erzählt.

ANNA: Sie hat zwei Stunden tief geschlafen. Wir dachten schon, sie wäre durch. Aber dann wachte sie auf mit furchtbaren Schmerzen. Alles, was wir versucht haben, hat nichts genützt. Ich wollte nun den Herrn Rittmeister bitten, zur Stadt zu telefonieren und dem Arzt zu sagen, daß er sofort herauskommt.

RITTMEISTER (*überlegt*): Na ja, sicher. Es ist doch Ihre Tochter.

ANNA: Bitte, Herr Rittmeister, lassen Sie es Martha nicht entgelten. Sie ist verliebt in den Kuddl und . . .

RITTMEISTER: Ist ja alles in Ordnung, Frau Wroblewski. (*Geht ans Telefon und fängt an zu kurbeln.*) Hallo! Hallo! (*Wartet.*) Ist es denn so schlimm?

ANNA: Ich weiß nicht mehr ein noch aus.

RITTMEISTER (*kurbelt wieder*): Hallo! (*Horcht.*)

ANNA: Meldet sich niemand?

RITTMEISTER (*abwinkend, kurbelt*): Hallo, hallo! Was mag da los sein?

ANNA: Bitte, Herr Rittmeister . . .

RITTMEISTER (*kurbelt und horcht*): Es hat keinen Zweck. Die Leitung funkt nicht.

ANNA: Aber . . .

RITTMEISTER: Beruhigen Sie sich, Frau Wroblewski. Ich werde nachher wieder anrufen und Ihnen Bescheid geben. Dr. Walter kommt, wenn ich ihn bitte.

ANNA (*erhebt sich*): Danke, Herr Rittmeister. Aber bitte, vergessen Sie es nicht!

RITTMEISTER: Ich denke bestimmt daran. (*Anna ab. Es klopft.*) Nun?

OBERLEUTNANT (*tritt ein*): Ich bin unruhig, Herr Rittmeister. Störe ich?

RITTMEISTER: Bitte, nehmen Sie Platz! (*Setzt sich mit dem Rücken zur Tür.*) Eine Zigarre? (*Bietet an. Oberleutnant nimmt und beginnt zu rauchen. Der Rittmeister zündet sich auch eine Zigarre an.*) Noch eins, Herr Oberleutnant. Instruieren Sie bitte die Posten im Hause und draußen: Bei Verhaftungen strengste Bewachung, und bei einem Fluchtversuch rücksichtslos vorgehen.

OBERLEUTNANT: Von der Schußwaffe Gebrauch machen?

RITTMEISTER: Jawohl. Wir haben allen Grund dazu. Wir müssen jede Verbindung mit der Stadt verhindern, in Ihrem wie in meinem Interesse.

OBERLEUTNANT: Ich verstehe. Wir haben immer scharf durchgegriffen. Es hat sich stets als richtig erwiesen.

RITTMEISTER: Sie haben Ihre Erfahrungen, Herr Oberleutnant, und wissen, was zu tun ist. Da ist übrigens ein Mann auf dem Hof, der gefährlich ist. Politisch zersetzend, und dazu von einem primitiven Haß erfüllt,

der alles befürchten läßt: Mertens, mein Futtermeister, sonst ein tadelloser Arbeiter. Er muß verhaftet werden. Der Mensch ist wirklich gefährlich!

OBERLEUTNANT: Zeigen Sie ihn mir nachher, und auch, wo er wohnt. Wir wollen versuchen, bei seiner Festnahme Aufsehen zu vermeiden. Wo können die Festgenommenen untergebracht werden?

RITTMEISTER: Drüben in der Inspektorwohnung. Sie steht leer im Augenblick. *(Es klopft.)* Bitte? *(Kuddl tritt ein. Rittmeister steht auf.)* Zuverlässig wie immer. Es ist genau sieben Uhr.

KUDDL: Ich komme direkt aus dem Pferdestall.

RITTMEISTER: Nun?

KUDDL: Der Streik ist soeben einstimmig beschlossen worden.

OBERLEUTNANT: Diese Stimme kenne ich doch! *(Blickt sich um und erkennt Kuddl.)* Unteroffizier Stammer! Sie! *(Zum Rittmeister:)* Mein bester Unteroffizier im Bataillon!

KUDDL *(nimmt unwillkürlich Haltung an)*: Herr Oberleutnant! *(Sie reichen sich die Hände.)*

OBERLEUTNANT: Ist das etwa der Besuch, von dem Sie sprachen, Herr Rittmeister?

RITTMEISTER: Ja. *(Macht schnell und unbemerkt von Kuddl dem Oberleutnant ein Zeichen, er solle schweigen.)* Ist Ihr Begleiter nicht mitgekommen? Er hat sich doch selbst dazu eingeladen.

KUDDL: Er ist . . . Er hat im Augenblick anderes zu tun. *(Zum Oberleutnant:)* Das Krad draußen sieht nach einem weiten Weg aus, Herr Oberleutnant. Eine schwere Maschine.

OBERLEUTNANT *(lacht)*: Haha, immer noch die alte Schwäche?

KUDDL: Aber sicher, Herr Oberleutnant. Sind Sie ganz allein unterwegs auf diesem schweren Brocken?

OBERLEUTNANT: Ja. Nehmen Sie es mir nicht übel, Stammer, aber ich bin erstaunt, Sie . . . nun, Sie auf der anderen Seite zu sehen.

KUDDL: Das kann ich mir denken, Herr Oberleutnant. Aber es ist so.

OBERLEUTNANT: Sie waren nicht nur ein guter Soldat. Sie sind auch intelligent. Waffenkunde, Schreiben, Meldungen, Unterricht – überall waren Sie zu brauchen.

KUDDL: Aber um Offizier zu werden, dazu langte es doch nicht, weil ich eben nur ein Landarbeiter war. Glauben Sie nicht, daß meine Kenntnisse auf der, wie Sie so klar sagten: anderen Seite auch zu verwenden sind?

OBERLEUTNANT: Hat es denn einen Sinn, sie dort zu verwenden?

KUDDL: Ich bin zu dieser Meinung gekommen. Sehen Sie. *(Er zieht ein gefaltetes Blatt Papier aus der Tasche.)* Ich habe die Forderungen der Leute schriftlich festgehalten. *(Gibt sie dem Rittmeister.)* Bitte! *(Rittmeister nimmt sie und beginnt zu lesen.)*

OBERLEUTNANT: Waren wir nicht Kameraden an der Front? Obwohl ich Offizier war und Sie nicht?

KUDDL: Ja. Aber es gab doch schon damals einen Unterschied: Ich wußte, was die Leute dachten und sagten; Sie nicht.

OBERLEUTNANT: Was habe ich denn nicht gewußt?

KUDDL: Daß die Leute im Angesicht des Todes nicht nur Zahlen sein wollten. Menschen wollten sie sein und sich als Menschen anerkannt sehen. Damals hatte ich das selbst noch nicht ganz begriffen. Jetzt weiß ich es. Ich habe gelernt.

OBERLEUTNANT: So, so. Wer war denn Ihr Lehrer?

KUDDL: Der Krieg, sein Ende, der Hof hier, meine Arbeitskameraden in der Stadt.

OBERLEUTNANT: Organisierte?

KUDDL: Jawohl. Organisierte, Mitglieder der Partei!

RITTMEISTER (*legt das Papier auf den Schreibtisch*): Und diese Partei hat Sie auch gelehrt, solche Forderungen zu stellen?

KUDDL: Das meiste fordern Ihre Leute aus Not und weil sie als Menschen leben wollen. Sie rackern sich für Ihren Betrieb ab und wollen deshalb gerade von Ihnen als Menschen behandelt werden.

RITTMEISTER (*nimmt das Papier wieder und liest*): Einen Augenblick. (*Sucht.*) Hier! „Und den Leuten gegenüber einen anderen Ton als bisher.“ Das ist wohl damit gemeint?

KUDDL: Ja. (*Pause.*)

RITTMEISTER: Na gut. (*Blickt auf die Uhr.*) Ich bin einverstanden mit den meisten Forderungen. Über einiges werde ich noch mit den Leuten und mit Ihnen zu sprechen haben.

KUDDL: Wann? Die Leute kommen um acht Uhr dreißig wieder im Pferdestall zusammen. Es wird ein Notdienst für das Vieh eingerichtet.

RITTMEISTER: Schön, das freut mich. Aber das Deputat und die Milch werden natürlich während des Streiks nicht geliefert.

KUDDL: Dann wird auch das Vieh hungern müssen, Herr Rittmeister!

RITTMEISTER (*hochmütig*): Das werden wir sehen. (*In plötzlich umschlagendem Ton:*) Stammer, warum wollen Sie nicht mein Kutscher werden? Sie gefallen mir trotz allem immer noch. Stellen Sie sich vor, Sie träten für meine Interessen ein wie jetzt für die Leute. Sie hätten die gute Kutscherwohnung, könnten heiraten – ach, das hab ich vergessen. (*Schlägt sich an die Stirn, geht ans Telefon und beginnt zu kurbeln.*)

KUDDL: Geben Sie sich keine Mühe, Herr Rittmeister. Die Leitung ist unterbrochen.

RITTMEISTER (*legt hart auf*): Sie Dummkopf! Das haben Sie von Ihrer Politik!

KUDDL: Was soll das heißen?

RITTMEISTER: Eben war Frau Wroblewski hier. Sie möchte, daß ich den Arzt bestelle. Es steht schlecht mit Martha.

KUDDL: Ich war vor sechs noch bei ihr. Sie schlief fest, ohne Schmerzen.

RITTMEISTER: Danach aber ist sie aufgewacht, und es war schlimmer als zu Anfang.

KUDDL (*wie zu sich selbst*): Ich habe die Leitung zerschneiden lassen . . .

RITTMEISTER: Stammer! Rennen Sie nicht weiter in Ihr Unglück! Überlegen Sie sich, was ich Ihnen eben gesagt habe! Ich glaube bestimmt, wir finden jetzt einen neuen Anfang. Es ist noch nicht zu spät!

KUDDL: Herr Rittmeister, Sie kennen meine Meinung. Sie wissen auch, warum ich in die Stadt gegangen bin.

RITTMEISTER: Und kann es nicht sein, daß Sie sich irren?

KUDDL: Ich glaube nicht. Sie selbst haben uns doch heute nacht den Beweis geliefert. (*Es klopft.*)

RITTMEISTER: Herein! (*Elli tritt ein.*)

KUDDL: Du, Mutter, wie geht es Martha?

ELLI: Nicht gut, mein Junge. Herr Rittmeister, Frau Wroblewski schickt mich wegen des Anrufs. Kommt der Doktor?

RITTMEISTER: Es ist keine Verbindung möglich. Fragen Sie Ihren Sohn, weshalb.

ELLI: Warum ruft ihr denn nicht an, Kuddl? Martha ist sehr krank!

KUDDL: Ich habe es doch nicht gewußt . . .

ELLI: Was hast du nicht gewußt? Daß es vielleicht um ein Menschenleben geht? Vielleicht um zwei Leben? (*Zum Rittmeister:*) Rufen Sie doch an! Versuchen Sie es immer wieder! (*Geht ans Telefon.*) Ich weiß nur keinen Bescheid damit.

KUDDL: Mutter, laß. Ich habe die Leitung unterbrechen lassen.

ELLI: Wir können überhaupt nicht telefonieren?

KUDDL: Nein.

ELLI: Ich begreif das nicht.

KUDDL: Es war notwendig, Mutter. Wir mußten es tun.

ELLI: Ist es dir denn nicht genug, deine Eltern zu quälen? Willst du auch Martha auf dem Gewissen haben?

KUDDL: Das habe ich doch nicht gewollt!

ELLI: Aber getan hast du es! Was du gedacht hast, seit du aus dem Feld zurück bist, war deine Sache. Wir haben es mit angesehen und es getragen. Du wolltest ja nicht auf uns hören. Aber was du jetzt tust, ist unsere Sache mit. Das hast du niemals bedacht. Du warst ja auch überall mehr zu Hause als bei uns.

KUDDL: Hör doch, Mutter! . . .

ELLI: Setz dich aufs Rad und hol den Arzt! Sofort!

KUDDL: Ich kann doch nicht. Der Streik . . . Ich kann jetzt nicht fort. Das Parteibüro hat mich als Streikleiter eingesetzt.

ELLI: Ich begreif dich nicht, Junge.

KUDDL: Um acht Uhr dreißig kommen alle, die streiken, wieder zusammen. Das Vieh hungert. Der Rittmeister will das Deputat und die Milch sperren und . . .

ELLI: Und Martha wird sich weiter quälen und vielleicht zuschanden gehen.

KUDDL: Mutter! Ich muß doch der Partei . . .

ELLI: Ja, zuschanden gehen deiner Partei wegen, dieses Streiks wegen. Junge, Kud dl! (*Packt ihn an der Schulter und schüttelt ihn:*) Du mußt fahren!

KUDDL: Ich kann nicht. Ich darf nicht. Sag Vater, er soll fahren!

ELLI: Vater ist nicht zu Hause.

KUDDL: Er wird im Dorf sein. Sieh zu, daß du ihn findest. Mein Rad steht bei Mertens. Er soll es nehmen.

ELLI (*blickt Kud dl lange an und wendet sich dann ab*): Gut. (*Geht ohne Gruß hinaus.*)

RITTMEISTER: Setzen Sie sich, Stammer. Wollen Sie eine Zigarette rauchen? Das beruhigt.

KUDDL: Danke, Herr Rittmeister.

RITTMEISTER: Es ist hart für Sie, ich weiß. Aber Ihr Vater kann den Arzt ebenso gut bestellen wie Sie. Außerdem hätte ich mich gesträubt, Sie jetzt fortzulassen.

KUDDL: Auch wenn ich hätte gehen wollen?

RITTMEISTER: Sie sind ja nicht gegangen.

KUDDL: Nein. (*Schweigt.*)

OBERLEUTNANT: Kopf hoch, Stammer! Draußen im Feld war's manchmal schlimmer. Wissen Sie noch, als der Franzose nach unserem Angriff am Chemin des Dames Sie noch erledigen wollte?

KUDDL (*steht auf und tritt vor den Oberleutnant*): Herr Oberleutnant, Sie fragten vorhin, weshalb ich jetzt auf der anderen Seite stehe. Damals, in dem Augenblick, als Sie den Franzosen niederschossen, da habe ich den ersten Schritt dazu getan.

OBERLEUTNANT: Ich wollte Ihr Leben retten.

KUDDL: Daran glaube ich nicht.

OBERLEUTNANT: Wie können Sie das sagen!

KUDDL: Ich hatte mich mit einem Fuß im Stacheldraht verheddert. Ich konnte ihn nicht freibekommen. Sie standen etwas seitwärts von mir. Wir beide hatten unsere Pistolen in der Hand. Vor mir kniete der verwundete Franzose. Sein rechter Ärmel war blutig und hing herunter. Nix schießen, nix schießen! rief er und hob den linken Arm, den unverletzten in die

Höhe. Dann führte er den Arm unbeholfen von links an seine rechte Rocktasche. Er war waffenlos und hatte sich ergeben. Da schossen Sie. Er fiel nach vorn, und seine linke Hand umfaßte ein Bild seiner zwei Kinder. Ein Mädchen und ein Junge waren es.

OBERLEUTNANT: Ich glaubte, daß er nach einer Waffe griff.

KUDDL: Ich war dabei. Ich habe seine Angst gesehen und sein Rufen gehört. Sie haben es genauso gesehen und genauso gehört.

OBERLEUTNANT (*erhebt sich energisch*): Stammer! Ich würde immer wieder alles versuchen, um einen Deutschen zu retten, wenn er in Gefahr ist.

KUDDL: Ich nehme Sie beim Wort, Herr Oberleutnant. (*Tritt nahe an ihn heran.*) Geben Sie mir Ihre Beiwagenmaschine für eine Stunde; ich will den Arzt holen.

RITTMEISTER: Sie sind verrückt, Stammer. Ich lasse Sie jetzt nicht fort.

KUDDL: Die Leute kommen erst um acht Uhr dreißig im Pferdestall zusammen.

RITTMEISTER (*ironisch*): Sie sagten Ihrer Mutter doch vorhin erst, daß Sie jetzt nicht fort könnten.

KUDDL: Mit dem Krad bin ich in einer Stunde zurück. Herr Oberleutnant, bitte, geben Sie mir die Maschine. Sie wissen, daß ich damit umzugehen weiß. Ich werde verrückt vor Sorge wegen meiner Braut.

OBERLEUTNANT: Sie haben mich eben als einen Mörder hingestellt.

KUDDL: Geben Sie mir den Beweis, daß Sie anders sind, daß ich mich getäuscht habe. Das Mädel kann sterben, wenn es wirklich so schlimm mit ihr steht, wie die Frauen sagen. Geben Sie mir den Zündschlüssel, Herr Oberleutnant!

OBERLEUTNANT: Ich kann nicht.

KUDDL: Warum?

RITTMEISTER: Wir wollen nicht, daß Sie jetzt in die Stadt kommen. Ich will keine Verbindung von hier mit Ihrer Leitung dort.

KUDDL: Wissen Sie, was Sie tun? Ein Menschenleben ist in Gefahr, eine Frau, die ein Kind trägt!

RITTMEISTER: Das ist nicht unsere Schuld. Sie selbst haben die Telefonverbindung gestört.

KUDDL: Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nur den Arzt hole. Ich werde mit keinem meiner Genossen ein Wort sprechen!

RITTMEISTER: Das klingt anders als vorhin. Da haben Sie Ihr Mädel heroisch auf dem geheiligten Altar Ihrer Partei opfern wollen.

KUDDL: Haben Sie denn kein Herz? (*Zum Oberleutnant:*) Dann fahren Sie für mich! Aus alter Kameradschaft oder aus Mitleid oder aus Menschlichkeit, egal! Aber fahren Sie, bitte!

OBERLEUTNANT: Was meinen Sie wohl, was mir passieren würde, wenn ich in meiner Uniform und mit meiner feldgrauen Maschine in die Stadt einführe? Glauben Sie nicht, daß Ihre Genossen mich abknallen würden wie einen Hasen?

KUDDL: Also doch ein Mörder! Herzlos und feige!

(Rittmeister geht an den Schreibtisch, wo die Pistole liegt. Motorengeräusch von einem, dann vom zweiten LKW. Oberleutnant ab. Kuddl geht ans Fenster, sieht die Wagen, dreht sich langsam um und blickt den Rittmeister an.)

KUDDL: Das war es also! *(Dringt auf den Rittmeister ein, der die Zeitung wegschiebt und nach der Pistole greift. Kuddl bleibt stehen. Sie sehen sich an. Dann geht Kuddl zur Tür.)*

RITTMESTER *(hebt die Pistole)*: Halt. Stammer! Sie bleiben hier!
(Kuddl hält inne. Draußen Lärm. Der alte Stammer stürzt herein. Er sieht die Pistole in der Hand des Rittmeisters.)

STAMMER *(schreit)*: Was ist hier los?

(Rittmeister sichert die Pistole und steckt sie in die Hosentasche.)

KUDDL *(rubig)*: Vater, was macht Martha?

STAMMER: Es steht schlimm.

KUDDL *(betont)*: Hol Hilfe! *(Überlegend:)* Es tut mir leid, Vater, daß ich heute nacht im Pferdestall nicht auf dich gehört habe, als du mich warn-test . . .

STAMMER: Schon gut, mein Jung. Nur schade, daß du so spät einsiehst, daß es ein Fehler war. Du hättest jetzt anders hier stehen können.

RITTMESTER *(mißversteht)*: Es ist auch an der Zeit, daß Ihr Junge sich endlich besinnt.

STAMMER: Wir haben in unserer Jugend auch manches gewollt und doch einsehen müssen, daß auf jeden Sommer wieder ein Winter kam und alles blieb wie es war.

RITTMESTER: Richtig, Stammer. Ihr Junge muß das auch endlich lernen.

STAMMER: Das hat er wohl jetzt, Herr Rittmeister! Meinst du nicht auch, Kuddl?

KUDDL: Bestimmt, Vater. Wir verstehen uns jetzt.

(Oberleutnant öffnet von draußen die Tür, ohne hereinzukommen. Rittmeister geht auf ihn zu.)

RITTMESTER: Alles erledigt?

OBERLEUTNANT: Meine Leute beziehen ihre Posten. Ich gehe jetzt die Stellungen ab.

RITTMESTER: Tun Sie das! Und dann kommen Sie bitte zum Frühstück!

OBERLEUTNANT: Schönen Dank, Herr Rittmeister. *(Ab.)*

KUDDL *(leise zu seinem Vater)*: Stiebe?

STAMMER: Stiebel! (*Kuddl nickt.*)

RITTMEISTER (*kommt von der Tür zurück*): Stammer junior, ja, ich meine den Sohn. Sie haben einen klugen Vater!

KUDDL: Ich habe es einsehen müssen, Herr Rittmeister!

RITTMEISTER: Vater Stammer, wollen wir es noch einmal versuchen mit Ihrem Jungen?

STAMMER: Sie sind klüger als ich, Herr Rittmeister. Sie werden wissen, ob es für den Hof noch lohnt.

RITTMEISTER: Jedenfalls freue ich mich, daß wir endlich wieder klarsehen. Wenn Ihr Junge vernünftig geworden ist, werden es meine Leute auch bald wieder sein.

KUDDL: Glauben Sie, Herr Rittmeister?

RITTMEISTER: Sehen Sie nicht selbst, daß die Realitäten stärker sind als Ihre politischen Phantastereien? Martha, das Kind, die Wohnung, der Kutscherposten. Ist das nicht wirkliches Leben?

STAMMER: Siehst du, Kuddl, das gleiche hat Mudding dir schon immer gesagt. (*Zwinkert ihm zu.*) Ich bin auch der gleichen Ansicht gewesen.

KUDDL: Ja, Vater, ich weiß. Aber willst du jetzt nicht endlich gehen?

RITTMEISTER: Fahren Sie los, Stammer, damit dem Mädel endlich geholfen wird.

KUDDL: Du weißt, wie sehr ich auf deine Rückkehr warte.

STAMMER: Du kannst ganz ruhig sein, mein Junge. Es wird alles erledigt, wie du es haben willst.

KUDDL: Danke, Vater. (*Sie stehen sich einen Augenblick stumm gegenüber. Dann wendet sich der Alte langsam ab und geht hinaus.*)

RITTMEISTER (*nach einem Schweigen*): Sie können von mir nicht erwarten, Stammer, daß ich sie laufen lasse. Mir ist Ihr Einfluß auf meine Leute zu gefährlich. Sie werden für ein paar Tage unter Bewachung eingeschlossen, und dann wollen wir sehen, wie die Lage sich entwickelt und was wir mit Ihnen machen.

KUDDL: Aber Sie haben doch von meinem Vater gehört, daß . . .

RITTMEISTER: Ich bin mir jetzt nicht mehr ganz klar, ob Ihr Vater richtig über Sie Bescheid weiß. Die Sache mit dem Telefon hat Sie in eine böse Lage gebracht. Und nicht nur dem Mädel gegenüber! Darum haben Sie Ihrem Vater ein Theater vorgespielt! Ich habe selbst einen Augenblick geglaubt, daß aus Schwarz Weiß geworden sei. Aber ich kenne Sie jetzt doch zu genau. Deshalb falle ich nicht auf Sie herein wie Ihr Vater. (*Kuddl schweigt.*) Habe ich recht, Stammer?

KUDDL (*einfach*): Ja, Herr Rittmeister.

RITTMEISTER: Also, dann stimmt die Rechnung. Und deshalb muß ich Sie unter Aufsicht haben. (*Es klopft, Wroblewski tritt ein.*)

WROBLEWSKI: Sie wollten mich sprechen, Herr Rittmeister?

RITTMEISTER: Wie sieht es draußen aus, Wroblewski?

WROBLEWSKI (*mit einem Blick auf Kuddl*): Soll ich sprechen?

RITTMEISTER: Natürlich. Er soll wissen, was los ist. Er wird in den nächsten Tagen Zeit genug haben, über alles nachzudenken. Was sagen die Leute? Gefällt ihnen die neue Einquartierung?

WROBLEWSKI: So und so. Sie fragen nach Kuddl, warum er noch nicht wieder im Hof ist. Die fünf, die heute nacht im Pferdestall mitgemacht haben, hocken bei Karl Wohlers zusammen.

RITTMEISTER: Wir wollen uns die Brüder merken. Und die anderen?

WROBLEWSKI: Ich habe mit einigen gesprochen. Studt, Lau, Petersen und noch einige wollen arbeiten. Der Anblick der Soldaten hat sie mächtig beruhigt. Ich glaube, wenn Kuddl Stammer gut aufgehoben ist (*er kreuzt die Hände zum Fesseln und grinst Kuddl an*), können wir morgen weiterpflügen und mit zwei Maschinen anfangen, den Hafer zu drillen.

RITTMEISTER: Schön, Wroblewski. Aber fassen Sie die Männer vorsichtig an! Die Deputatmilch an alle ausgeben, wie immer. Und keine Zwischenfälle! Wir können nichts brauchen, was die Gemüter erregt! Nur den Mertens möchte ich mir kaufen. Aber das hat Zeit bis morgen.

WROBLEWSKI: Mertens ist fort. Er hat die Waffen in die Stadt gefahren.

RITTMEISTER: Das auch noch. Na, da wird er ja heute noch zurückkommen.

WROBLEWSKI: Er hat Stiebe mitgenommen und will in der Stadt bleiben, um dort mitzumachen.

RITTMEISTER: Verdammt! Na, dann werden wir schon später miteinander abrechnen. Aber, Wroblewski, jetzt vor allem Ruhe, keinen Krach, nichts. Lassen Sie alles seinen gewohnten Gang gehen und drücken Sie, wenn es sein muß, ein Auge zu. Ging für Sie heute morgen alles glatt?

WROBLEWSKI: Sie haben mich schön in der Zange gehabt. Ich bin froh, daß jetzt die Truppen hier sind. Eine Zeitlang war es grad wie auf einem Pulverfaß. Die geringste Herausforderung, und Sie hätten hier oben im Herrenhaus sehr unliebsamen Besuch von den Leuten erhalten. Die Waffengeschichte hat verdammt böses Blut gemacht. Es wäre hier nicht so glatt abgegangen, Herr Rittmeister! Kuddl Stammer hatte seine Mühe, die Leute zurückzuhalten. Sie müßten ihm eigentlich dankbar sein. Sein Einfluß auf die Leute ist wirklich groß.

RITTMEISTER: Um so wichtiger ist es, daß er für die nächsten Tage unsichtbar bleibt, bis die Geister draußen wieder ruhiger sind. Wroblewski, halten Sie die Augen offen! Ich bin immer zu sprechen hier!

(*Wroblewski will hinausgehen.*)

KUDDL: Wie geht es Martha?

WROBLEWSKI (*blickt auf den Rittmeister, der ihm zunicht*): Einen Dreck sollte man dir erzählen. Aber man ist ja nicht so. Die Schmerzen haben etwas nachgelassen. Aber sie jammert nach dir und versteht nicht, daß du dich nicht sehen läßt. Sie soll mich kennenlernen, wenn sie erst wieder auf den Beinen ist!

KUDDL: Wag es nicht, dich an dem Mädel zu vergreifen! Du kriegst es mit mir zu tun!

WROBLEWSKI: So etwas Ähnliches habt ihr mir heute nacht im Pferdestall auch erzählt. Da schien es sogar noch einen Sinn zu haben. Aber jetzt? Dank deinem Schöpfer, wenn alles gut geht mit ihr.

KUDDL: Ist Vater fort?

WROBLEWSKI: Als säße ihm der Teufel im Nacken! Den ganzen Hof hast du in Bewegung gebracht seit gestern abend. Aber jetzt ist es vorbei damit. Die Brüder werden schon wieder Ruhe geben, wenn du nicht mehr zu ihnen kannst!

RITTMEISTER: Lassen Sie das, Wroblewski. Ich komme in den Pferdestall, wenn es soweit ist. (*Wroblewski ab. Bröder zu Kud dl:*) Da müßte ich mich eigentlich bei Ihnen bedanken, daß mir der Besuch meiner Leute erspart geblieben ist. Ich merke, Sie sind gefährlicher, als ich dachte, Stammer. (*Kud dl schweigt.*) Na? Ist es so? (*Spöttisch.*) Aus der Traum! Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen. (*Kud dl schweigt. Rittmeister zieht die Pistole aus der Hosentasche.*) Was würden Sie tun, Stammer, wenn Sie jetzt die Pistole in der Hand hätten?

KUDDL (*nach einer langen Pause*): Es gäbe zwei Möglichkeiten.

RITTMEISTER: Welche?

KUDDL (*geht wie absichtslos näher an den Tisch und berührt den schweren Aschbecher*): Entweder ich vergesse mich und schieße Sie nieder oder ... (*Zögert.*)

RITTMEISTER (*tritt gespannt näher*): Oder?

KUDDL (*in leichtem, entspanntem Ton*): ... oder ich bleibe vernünftig und ... (*Er greift den Aschbecher und schleudert ihn überraschend seitwärts dem Rittmeister an die Schulter. Die Pistole fällt zu Boden. Kud dl hebt sie schnell auf und stürzt davon.*)

RITTMEISTER: Halt! Festhalten! Achtung! Festnehmen!

(*Draußen Tumult. Ein Fall. Lärm. Türeenschlagen. Ein Augenblick Stille. Rittmeister eilt ans Fenster. Ein Schuß. Rittmeister reißt das Fenster auf.*)

RITTMEISTER (*ruft hinaus*): Tot?

STIMME: Tot. Er versuchte zu fliehen, Herr Rittmeister.

RITTMEISTER (*schließt langsam das Fenster und geht ins Zimmer zurück*): Gnade uns Gott, wenn sie alle einmal so sind wie der!

ICH SCHLIEF AUF DYNAMIT

Überall wütete der weiße Terror gegen die am Mitteldeutschen Aufstand von 1921 Beteiligten. Hohe Zuchthaus- und Gefängnisstrafen wurden verhängt. Flucht vor den Ausnahmegerichten war die einzige Rettung.

Von Ort zu Ort ging meine unstete Wanderung. Als einzigen Ausweis trug ich einen Papierfetzen in der Tasche. Ein Inserat war aus einer Zeitung herausgeschnitten und in der Mitte durchgerissen worden. Auf die eine Hälfte hatten wir die Zahl 36 geschrieben und diesen Fetzen in einem Briefumschlag an die Adresse geschickt, wo ich mich in den nächsten Tagen melden sollte. Das andere Stück hatte ich eingesteckt. Das war mein Ausweis. Der Genosse brauchte, wenn ich bei ihm eintraf, die beiden Papierfetzen nur aneinanderzuhalten. Gehörten sie zusammen, fragte er nach der Zahl. Die sagte ich ihm, so konnte sich kein Unberufener in den illegalen Apparat einschleichen. Es gab Spitzel genug, die das versuchten.

In der Nähe meines Heimortes konnte ich nur bei Nacht wandern. Am Tage hätte mich dieser oder jener sehen und erkennen können. Dann wäre ich den Henkern ausgeliefert gewesen.

Tagelang war ich marschiert, ohne auch nur die Strümpfe wechseln zu können. Dazu regnete es seit einer Woche.

Kurz nach dem Dunkelwerden verließ ich ein Gebirgsdorf, wo ich am Nachmittag im Stall eines Kumpels ein wenig geschlafen hatte. Die Genossen hier mußten selbst sehr aufpassen, um nicht verhaftet zu werden. In einem nahe gelegenen Bergwerk hatten die Kämpfer einen Posten Dynamit beschlagnahmt, weswegen überall Haussuchungen befohlen waren. Aber man hatte den Sprengstoff bisher nicht gefunden.

Die Frau eines Kumpels brachte mich in der Dunkelheit auf den Weg. Wir benutzten keine Straßen, sondern gingen hinten zum Garten hinaus und durchquerten den dicht anschließenden Wald. Ein Mann kam uns entgegen. Wir traten hinter eine dichte Tannenreihe und ließen ihn erst vorüber. Dann schnitten wir eine Ecke ab, indem wir einen Acker überquerten. Den Masten einer Überlandleitung folgend, stapften wir durch die schwarze Nacht. Der Wind heulte und geigte auf den Saiten der kraftgefüllten Hochspannungsleitung. Bald klatschte wieder kalter Regen hernieder. Ein paar Eulen flogen auf, und vom Wald her kreischten die Uhus ihr langgezogenes „Huiiit, huiiit, huiiit“.

„Du bist der Sechzehnte, den ich übers Gebirge bringe“, sagte die Frau. In den Traversen der Masten brummte es wie tiefe Orgeltöne.

„Der Sechzehnte schon?“ fragte ich gedämpft. Sie hörte nicht, sie schien an etwas anderes zu denken. Wenn wir an einen Stein stießen, daß es hart in die Nacht hinausklang, erschrak sie. Sie hatte in den Tagen nach der Niederschlagung des Aufstandes viel erlebt und wenig geschlafen. Sechzehn Flüchtlinge zu beherbergen und dann bei Nacht und Nebel ganz unauffällig wieder wegzubringen war keine Kleinigkeit. Das kostete Nerven und auch Geld. Aber ihr Solidaritätsgefühl war stärker als die Angst vor eigener Gefährdung.

Meine Kleider waren bald durchweicht. In den Schuhen quirlte es bei jedem Schritt, daß ich glaubte, es müßte weithin zu hören sein.

Die Drähte zogen ihren Weg jetzt gegen den Waldrand hin. Da war die Erde etwas fester. Rechts schimmerte ein Licht. Die Frau sagte: „Das ist die Försterei. Die müssen wir umgehen.“

„Kehr jetzt um, Genossin, ich such meinen Weg allein. Du kommst auch erst kurz vor Mitternacht nach Haus“, sagte ich.

Nach einer Weile antwortete sie: „Bis zur Ecke am Fließ gehe ich noch mit, sonst verpaßt du den Pfad.“ Sie hustete. Weil sie den Husten unterdrücken wollte, klang er wie das Röcheln des Genossen Pennding, der hinter der Barrikade verblutet war.

Meinen „Ausweis“ wickelte ich ins Taschentuch, damit er trocken blieb. Er durfte nicht aufweichen. Ohne diesen Papierfetzen hätte ich nicht weitergekonnt; keiner hätte geglaubt, was ich erzählen würde.

Am Fließ verabschiedeten wir uns.

„Nun läßt du die Masten links liegen“, flüsterte meine Begleiterin, als hätte jemand sie hören können, „und gehst den Radspuren nach, die führen immer am Waldrand entlang, bis ins nächste Dorf. An den Strohschobern mußt du aufpassen. Dort ist ein Gehöft, wo die Soldateska lag. Vor dem Dorf ist eine kleine Brücke. Sie ist aus Holzknüppeln und führt über einen kleinen Bach, den du schon von weitem rauschen hörst. Im ersten Haus rechts am Fließ wohnt Ladewig. Er weiß Bescheid und wartet, bis du kommst.“

Ich drückte der jungen Genossin die Hand.

Angestrengt suchte ich meinen Weg. Plötzlich teilten sich die Radspuren und bildeten eine Gabelung. Ich glaubte denen nachgehen zu müssen, die am tiefsten ausgefahren waren. Nach einer Weile wurde der Weg immer schlammiger. Dann bellten irgendwo Hunde, noch weit weg, aber es ließ doch erkennen, daß ein Dorf nicht weit sein konnte. Vielleicht waren es auch die Spürhunde der Landposten, deren Reihen durch sogenannte Feldgendarmen verstärkt waren.

Es regnete ununterbrochen. Der Weg machte eine Biegung. An jeder Krümmung hoffte ich, das Ziel zu erkennen, um dann mit neuem Mut weiter-

zuschreiten, aber es blieb alles beim alten, stockfinstere Nacht und Regen. Die durchnässten Kleider wurden immer schwerer. Wenn irgendwo ein Dach wäre . . .

Etwas Schwarzes stach aus der Finsternis hervor. Es schien auf den ersten Blick ein Wagen zu sein. Bei näherem Hinsehen stellte sich aber heraus, daß es ein Bienenhaus war. Lauter kleine Löcher befanden sich in der feldwärts gelegenen Wand. Bienen wohnten aber nicht darin. Die überwinterten jetzt woanders. Regentropfen prasselten auf das Dach.

Als ich die Tür öffnete, knackte es, und die Hunde in der Ferne fingen wieder an zu bellen. Ich erkannte, daß der Schuppen in zwei Etagen eingeteilt war. In der unteren lagen alte Säcke und Lumpen, in der oberen gehäckseltes Stroh. Ich überlegte: Ob ich den richtigen Weg erwischt hatte, war fraglich, denn nach den Beschreibungen der Genossin hätte ich längst bei Ladewig angelangt sein müssen. So ohne Anhaltspunkt würde ich vielleicht die ganze Nacht umherirren, ohne mein Ziel zu erreichen. Was hätte das bei diesem Wetter für einen Ausgang genommen? Der erste, dem ich in solchem Aufzug begegnet wäre, hätte mich festnehmen lassen. Ich kroch in den Schuppen und zog die schmale Tür hinter mir zu. Bis es hell wurde, wollte ich hier liegenbleiben. Dann wollte ich mich orientieren und am Abend weitergehen. Ein Tag Verspätung würde daraus werden, weiter nichts. Ein festes Dach, einen Heuboden oder gar ein Bett hätte ich diesem engen und harten Lager wohl vorgezogen, aber ich mußte hier bleiben.

Die Schuhe zog ich aus. Sie waren naß wie aus dem Wasser gezogen. Ich steckte Sacklumpen hinein, damit das Leder nicht zusammenschrumpfte. Die Säcke stanken nach Schimmel. Mantel und Jacke zog ich aus und legte beides in die obere Etage. Ich zog ein Stück Brot aus der Tasche, das mir die Genossen mitgegeben hatten. Es war vom Regen aufgeweicht, schmeckte mir aber trotzdem, denn ich hatte großen Hunger.

Die Füße brannten. Bald schlief ich ein. Der Regen knatterte wie Maschinengewehrfeuer auf das Dach. Ich träumte, ich sei verwundet und im Krankenhaus seien mir Arme und Beine amputiert worden. Davon wachte ich auf. Die Glieder waren noch heil, aber sie waren steif wie die Bretter, auf denen ich lag.

Ich hüllte die Säcke dichter um mich, aber mir wurde nicht recht warm darunter.

Die Bienen, die im Sommer hier gewohnt hatten, saßen jetzt warm. Sommer und Herbst hindurch hatten sie gearbeitet, waren von Blume zu Blume geflogen, hatten den Honig in die buntumrandeten Fluglöcher getragen und aufgehäuft. Der Imker gab ihnen jetzt ein Obdach und fütterte sie mit Zucker. Wie viele andere Jugendliche hatte auch ich den ganzen Sommer über und im Herbst und Winter auch in den Torfgruben die Bulten zusam-

mengetragen. Aber der Grubenbesitzer steckte den Gewinn in seine Taschen, und da ging viel hinein. Was aus mir wurde, war ihm egal.

Außer den paar verschimmelten Lumpen hatte ich nichts, um mich zu wärmen. Und immer blieb die Furcht, erwischt zu werden und viele Jahre im Zuchthaus zu sitzen. Meinen Durst stillte ich aus der Dachtraufe, obwohl das Wasser stark nach Teer schmeckte.

Nach vielem unruhigen Hinundherdrehen schlief ich wieder ein. Im Traum erlebte ich unseren Sturm auf das Rathaus. Wir siegten. Der Gegner wurde in die Flucht geschlagen. Gefangene wurden abtransportiert. Daß es in Wirklichkeit gerade umgekehrt war, merkte ich, als ich abermals, vor Kälte zitternd, aufwachte. Der Regen hatte aufgehört. Die Hunde bellten wieder in der Ferne. Ich hörte es ganz deutlich. Das machte wohl die klare Luft, die sich nach den Niederschlägen ausgebreitet hatte. Näher aber waren die Biester nicht gekommen.

Es begann zu tagen. Bevor es richtig hell wurde, kroch ich aus dem Bienenhäuschen, stülpte die Stiefel über und wollte mich orientieren. Aber so genau kannte ich die Gegend eben nicht, daß ich an den Bäumen des Waldrandes hätte sehen können, ob ich den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Die Hunde bellten wieder. Verdammt, merken die denn wirklich, daß hier ein Fremder im Bienenhaus sitzt? Ich kroch wieder hinein, und die Köter hörten auf zu blaffen.

Durch die Ritze der Türklappe fielen bald die hellen Lichtstrahlen des neuen Tages. Draußen, gegenüber dem Wald, schlängelten sich frische Ackerfurchen dahin. Im letzten Jahr waren hier Kartoffeln gewachsen. Dieses Jahr würde Getreide keimen und neues hervorbringen, wie immer auf den endlosen Feldern. Und doch gab es Menschen, die nicht satt zu essen hatten. Irgendwo, das hatte ich gelesen, wurden Lokomotiven mit Weizen geheizt. Ein solcher Wahnsinn genügte eigentlich schon, das Gewehr zu nehmen und diese verfluchte Gesellschaft zu stürzen. Es war uns aber nicht geglückt, noch nicht . . .

Ich holte meinen „Ausweis“ hervor. Er war einer Provinzzeitung entnommen. Auf der einen Seite stand: „Frisches, fettes Hundefleisch, amtlich gestempelt, gut für Lungenkranke, hat abzugeben . . .“ Wer, das war abgerissen. Auf der Rückseite bot sich unter dem Rubrikittel „Kleine Anzeigen“ jemand an, Reisigbesen und Stuhlsitze herzustellen. Dem folgte eine Anzeige, sie fragte, ob jemand auf der Chaussee eine Patentwagenkapsel eines Landauers gefunden habe; es konnte übrigens auch sein, daß jemand die Kapsel gefunden hatte und nun ersuchte, sie abzuholen – der Teil der Anzeige, aus dem genaueres hervorgehen mußte, war abgerissen.

Weil verlassene Bienenhäuser keine Bibliotheken haben und auch sonst wenig Unterhaltung bieten, versuchte ich, die Buchstaben der Inserate ein

wenig auszubeuten. Ich las die Worte rückwärts, aber es kam nichts Interessantes dabei heraus. Mein Blick haftete sich an den Worten „Kleine Anzeigen“ fest. Sprach man sie in Befehlsform aus, so wurde daraus die Aufforderung, Kleine anzuzeigen, meinetwegen bei der Polizei. Es war ja auch wirklich so, daß kleine Leute immerfort mit der Polizei zu tun hatten, während sich die Großen alles herausnehmen konnten. Ich versuchte den Inhalt der beiden Seiten meines Ausweises so zu kombinieren: Kleine Anzeigen! Die Kleinen, das sind die, welche Reisigbesen binden und Hundefleisch essen, weil sie die Schwindsucht haben. Und die Großen, das sind die, die in Landauern fahren, Kapsel verlieren und sie durch ein Zeitungsinserat suchen lassen.

Man kann aber nicht immerfort an Dinge denken, die jeden Tag und jeden Tag passieren, deshalb kroch ich wieder einmal hinaus aus meinem merkwürdigen Versteck.

Ganz weit hinten pflügte jemand und zog krause Falten über den Acker. Krähen flogen auf und ließen sich wieder auf den Boden herab. Die Gegend war gut zu übersehen. An den weißen Schornsteinen einer Kalkbrennerei sah ich, daß ich doch einen falschen Weg gegangen sein mußte. Ein Wagen kam angefahren. Er mußte offenbar an dem Bienenhäuschen vorbei. Sofort kroch ich wieder in meinen Unterschlupf. Die Pferde keuchten. An den Achsen klapperten die Räder. Der Mann auf dem Fuhrwerk rauchte eine Pfeife. Als der Wagen unmittelbar an meinem Lager vorüberknarrte, knurrte mir gerade der Magen so stark, daß ich dachte, der Kutscher müsse es auch hören.

Meine Kleider waren naß und mit allerlei Fasern und Stroh behaftet. Ich sah aus wie jemand, der sich nie in seinem Leben abgebürstet hatte.

Der Abend war noch weit. Langsam vergingen die Stunden. Ich starrte an die Decke des Verschlages, in dem ich lag. Sie bestand aus acht Brettern. Eigentlich waren es nur sieben, aber weil eins von einem Ende zum andern aufgeplatzt war, konnte man es für zwei rechnen. Äste waren insgesamt sechs- undzwanzig in den Brettern. In den Ecken hingen Spinngewebe, aber Spinnen waren nicht hier, weil es noch zu kalt war.

Stimmen wurden hörbar. Es konnte ein Uhr mittags sein. Ich zog den Lappen aus einem Flugloch und sah zwei Männer den Weg entlangkommen. Sie gingen auf der Seite des Bienenhauses und unterhielten sich laut: „Nein, nein, in Geldsachen mache ich nicht einmal vor meinem Bruder halt. In Geldsachen gehe ich über Leichen . . .“

Offenbar kamen die Männer von einer Holzauktion, wo einer dem andern die Preise hochgetrieben hatte. Zu normalen Zeiten hätte ich mich in dieses Gespräch eingemischt, wo einer keinen Hehl daraus machte, daß er seinen Bruder betrügen würde, statt sich mit ihm gegen den Betrug zu vereinigen. Aber ich mußte stillbleiben.

Ich hängte meine Strümpfe zum Trocknen hinaus. Am Tage war es schon etwas wärmer. Einmal kam sogar die Sonne hervor. Trotzdem kroch ich wieder unter die Decke aus Lumpen. Um sieben Uhr abends wird es zum Weitergehen dunkel genug sein. Solange mußte ich noch warten.

Jetzt vertrieb ich mir die Zeit damit, das Krähen der Hähne und das Bellen der Hunde, welches deutlich zu mir herüberklang, zu zählen. Als ich zweiundachtzig Hahnenschreie und vierundfünfzigmal Hundegebell gezählt hatte, gab ich es auf. Ich glaubte mich verzählt zu haben, und was nützt eine solche Sache, wenn sie nicht einmal stimmt.

Immer wieder schaute ich durch das Loch. Da sah ich plötzlich, daß ein Förster mit geschultertem Gewehr auf meine Bude zukam. Ich dachte: Wenn der Hund hier herumschnüffelt, bemerkt er mich. Er wird anschlagen, der Jäger wird nachsehen und mich finden. Sich gegen Förster und Hund zur Wehr setzen wollen, wo der Mann noch dazu eine Flinte hat, wäre unsinnig. Er schießt, und man ist hin.

Ich legte mich mit dem Gesicht flach auf den Boden und streckte die Glieder von mir, als sei ich tot. Findet mich der Förster, muß er weggehen und Leute holen, um die Leiche wegzuschaffen. Unterdessen hätte ich Zeit, in den Wald zu laufen.

Der Hund lief vorbei. Ich wurde wieder lebendig.

Allmählich dunkelte es. Der Tag sank dahin. Ich machte mich fertig. Schuhe, Jacke und Mantel zog ich an. Die Strümpfe steckte ich in die Tasche, denn sie waren noch naß.

Heute ging es sich besser. Der Magen knurrte und die Füße froren mir, aber von oben war es trocken. Die Knochen taten mir weh, als hätte ich in den Torfgruben Überstunden gemacht. Ein ganzes Stück mußte ich zurücklaufen und dann abbiegen. Gegen den Himmel hoben sich die weißen Dampfwolken der Kalkbrennerei ab, so daß ich einen guten Kompaß hatte.

Ein Bach plätscherte. Armstarke Knüppel bildeten eine Brücke über das kleine Gewässer. Aus verschiedenen Fenstern schien Licht. Die erste Hütte mußte das Haus von Ladewig sein. Als ob ich hier zu Hause sei, ging ich auf die Tür zu und klopfte. Jemand öffnete. Ich fragte: „Wohnt hier Ladewig?“ „Ja, ja“, antwortete eine Frauenstimme, „kommen Sie nur herein.“

Um den rohen Tisch herum saßen sechs Kinder, die Eltern und die Großmutter. Mitten auf dem Tisch lag ein Haufen Pellkartoffeln. Die Erwachsenen hatten keine Teller, sondern aßen vom blanken Tisch. Sie tauchten die Kartoffeln in eine längliche Schüssel, die mit Buchöl und zerschnittenen Zwiebeln gefüllt war. Die Kinder hatten kleine Tellerchen vor sich stehen und aßen wortlos, als sei die Mahlzeit eine heilige Handlung.

Ich grüßte und nannte dann die Zahl auf meinem „Ausweis“.

„Ach so. Du solltest doch schon gestern abend kommen?“ fragte Ladewig.

„Ich bin einen falschen Weg gelaufen und lag die ganze vorige Nacht in einem Bienenhaus.“

Der Genosse, der wie Kalk aussah, zog einen Tabaksbeutel aus der Tasche. Er wühlte darin herum und hielt bald ein Stückchen Zeitungspapier in der Hand. Mein Abriß paßte daneben. Es stimmte.

Der Berg Kartoffeln auf dem Tisch war schon zusammengeschmolzen. Daran, daß die Mutter noch einen Teller hinstellte, erkannten die Kinder, daß jemand mitessen sollte. In ihren Augen glaubte ich zu lesen: Jetzt reicht es nicht für uns. Ich nahm mir vor, nur einige Kartoffeln zu essen, obwohl ich ein paarmal nur deswegen ein Gespräch anfangen mußte, damit das Knurren meines Magens nicht zu hören war.

Ein kleiner Junge fragte: „Vater, ist das derselbe Mann, der gestern das Paket gebracht hat?“ Der Vater lächelte. Zu mir gewandt erklärte er: „Gestern war auch ein Genosse hier, der hat etwas abgegeben, das ein paar Tage hier bleibt, dann kommt es wieder weg.“ Was es war, sagte er nicht.

Schließlich gingen wir schlafen. Meine Schlafstelle war unter der Treppe in einem Verschlag.

Mir fielen, nachdem ich mich ausgestreckt hatte, die Augen zu. Ich schlief nicht wie jemand, dem die Henker nachspürten, sondern wie einer, der sich auf einer Urlaubsreise befindet.

Nach einer Weile schreckte ich auf. Ladewig leuchtete vorsichtig in meine Lagerstatt. Er fragte: „Genosse, schläfst du?“ Ich blinzelte ihn an. „Ja“, murmelte ich, „ich hatte schon geschlafen.“ Er nickte befriedigt. „Dann ist es gut.“ Er schloß die Tür. Ich hörte ihn leise weggehen.

Eine Stunde mochte ich wohl wieder geschlafen haben, als ich von neuem geweckt wurde. Wieder stand Ladewig vor mir. Im Hemde sah er noch mehr wie Kalk aus. „Rauchst du, Genosse?“ fragte er. Dabei hielt er die kleine Petroleumlampe ängstlich hinter sich. Ich war zu müde, um über die neuerliche Störung wütend zu sein. „Nein, danke, ich rauche nicht“, antwortete ich nur schlaftrunken. Darauf ging er wieder weg. Ich dachte: Komisch, daß er mitten in der Nacht kommt und mir etwas zu rauchen anbietet. Oder war er mißtrauisch, daß er immer wieder nach mir sah? Aber bald versank ich wieder in festen Schlaf.

Mitternacht mußte längst vorbei sein, da kam der Genosse abermals in meine Kabuse. Er faßte mich an den Arm. Ich erwachte und hörte ihn sagen: „Genosse, du, Genosse. Entschuldige, daß ich dich nochmal störe. Ich habe dich vorhin gefragt, ob du rauchst. Nämlich, ich dachte, du könntest vielleicht in der Nacht Lust bekommen, zu rauchen. Aber das darfst du auf keinen Fall. Unter der Holzwolle, wo du draufliegst, da ist nämlich . . . Verstehst du, da ist etwas, wo kein Feuer drankommen darf!“

Diese Nacht schlief ich auf Dynamit.

DAS KOSMISCHE ZEITALTER

Ein Wettlauf hält die Welt in Atem. Es geht nicht mehr darum, ob der Kapitalismus oder der Sozialismus siegt – dieses Rennen ist historisch bereits entschieden –, sondern es geht darum, ob der geschlagene Kapitalismus rechtzeitig auch die Möglichkeit verliert, die Welt in eine Kriegskatastrophe zu stürzen. Die Entwicklung der allernächsten Zeit entscheidet darüber.

Die Kommunistische Partei der Sowjetunion berät in diesem Monat Januar auf ihrem XXI. Parteitag das Programm ihres Landes für die kommenden sieben Jahre. Die Delegierten kommen nicht mit leeren Händen: Die Völker der Sowjetunion dürfen auf große Leistungen stolz sein. Zu der schon immer richtigen Feststellung, daß im Sozialismus das Entwicklungstempo der gesellschaftlichen Produktion schneller ist als im Kapitalismus, tritt die neue Tatsache, daß der Jahreszuwachs der Produktion von Eisenerz, Roheisen, Stahl, Erdöl, Koble und Zement in der UdSSR für 1958 nicht mehr nur proportional, sondern jetzt schon absolut höher ist als in den USA. Der landwirtschaftlichen Produktion sind in kurzer Frist 36 Millionen Hektar Neuland erschlossen worden. In drei Tagen erzeugt die Sowjetunion heute soviele Elektrizität wie früher der Zarismus in einem ganzen Jahr. 50 Millionen Bürger lernen und studieren gegenwärtig an Schulen oder Universitäten des Landes.

Die Delegierten des XXI. Parteitages werden ein gigantisches Programm beschließen. Eine riesige neue Hüttenbasis soll in Sibirien und Kasachstan entstehen, ein neues Zentrum der Gasindustrie in Usbekistan; Werkzeugmaschinen- und Gerätebau, Radioelektronik und Elektrotechnik sollen bevorzugt weiterentwickelt werden. Die Einkommen der unteren und mittleren Lohn- und Gehaltsgruppen sollen abermals erhöht, die 35-Stunden-Woche soll allgemein eingeführt werden.

Dies alles wäre unmöglich ohne die modernste Wissenschaft und ohne einen weiteren qualitativen Sprung in der Entwicklung des Bewußtseins der Menschen. Nicht zufällig heißt es bereits in der ersten der sechs Thesen zu den „Hauptaufgaben für die Entwicklung der Volkswirtschaft der UdSSR in den Jahren 1959 bis 1965“, daß „die Fragen der kommunistischen Erziehung der Werktätigen, besonders der heranwachsenden Generation, unter den gegenwärtigen Bedingungen äußerst große Bedeutung haben“, daß sie „zu zentralen Fragen“ werden. Die „Vereinigung der Erziehung mit der mate-

riellen Produktion“, von der Karl Marx und Friedrich Engels im Kommunistischen Manifest sprechen, wird sich hier vollziehen.

Welche Perspektiven, welche Aufgaben für Kunst und Literatur! Das Bild des blinden Faust vom glücklichen Leben des Menschen in einer tätig-freien Gesellschaft erlebt seine großartige Verwirklichung. Und dieser neue Mensch eröffnet sich Räume, von denen Faust nicht zu träumen wagte.

Der Schriftsteller, der das Gesicht des neuen Menschen gestalten will, muß nicht nur die Gesetze der allgemeinen Entwicklung kennen, er muß auch in die modernen Naturwissenschaften eindringen. Der neue Mensch wird allseitig gebildet sein. Der Schriftsteller ist berufen, an dieser Bildung mitzuarbeiten, in erster Linie durch die Gestalten, die er schafft – aber nicht nur durch sie. Ein Beispiel für die operative, direkte Wirkungsmöglichkeit des Schriftstellers gibt Stefan Heym in seinem (demnächst im Verlag Tribüne erscheinenden) Bericht „Das kosmische Zeitalter“, aus dem wir einige Abschnitte abdrucken. Stefan Heym spürt in dieser technisch-wissenschaftlichen Reportage den Forschungen und Entdeckungen nach, die grundlegend sind für die weitere Entwicklung der menschlichen Gesellschaft.

Mitten im Leben stehen! Diese Forderung ist jetzt für den Schriftsteller mehr denn je lebensnotwendig. Im Laufe des Jahres 1959 will die Freie Deutsche Jugend zweihundert ihrer Besten in die Sowjetunion schicken, dorthin, wo der Wildnis weiteres Neuland abgewonnen wird. Wie gut, daß ein Schriftsteller mitfahren soll! Vor Monaten schon übermittelte der Sekretär des Nationalrates der Nationalen Front den Schriftstellern den Wunsch der Atomwissenschaftler, mit ihnen gemeinsam zu beraten, wie die großen Perspektiven, die von der Wissenschaft eröffnet werden, unserem ganzen Volk nahegebracht werden können.

Auch die Deutsche Demokratische Republik ist an der Veränderung unserer materiellen Welt gebührend beteiligt. Das riesige Braunkohlenkombinat „Schwarze Pumpe“ wächst. Eine Erdölleitung wird uns mit der Sowjetunion verbinden. Ein Kanal zwischen Oder und Donau ist geplant. In Dresden wird unser Düsenpassagierflugzeug B 152 gebaut. Der polytechnische Unterricht revolutioniert die Erziehung. Die Schriftsteller müssen sich sputen, wenn sie Schritt halten wollen!

Helmut Hauptmann

Der Wettlauf in den Weltraum

Auf dem Kalender hieß der Tag sehr treffend Himmelfahrt; und in der Gegend, wo ich wohne, ist der Himmelfahrtstag ein religiöser Feiertag, der von Gläubigen wie auch Nichtgläubigen gleichermaßen gefeiert wird.

Kurz nach dem Mittagessen, da mein von keinerlei Gedanken an Literatur-

diskussionen gestörtes gutes Gewissen mich gerade einzuschläfern begann, klingelte das Telefon in die Feiertagsruhe hinein. Am Apparat war einer meiner Lieblingsredakteure.

„Wissen Sie schon das Neueste?“

„Nein.“

„Hören Sie denn kein Radio?“

„Nur wenn ich unbedingt muß.“

„Sputnik drei kreist um die Erde.“

Der Mann am Apparat legte eine Pause ein. Er erwartete irgendein „Oh“ oder wenigstens einen beschleunigten Atemzug der Überraschung oder Erleichterung. Aber ich hielt mich zurück. Ich hatte in der Sowjetunion gelernt, wie man sich wissenschaftlich kühl und leidenschaftslos verhält.

„Aber dieser Sputnik wiegt ungefähr anderthalb Tonnen!“ versuchte er mich anzuregen. „Mehr als zweimal soviel wie Sputnik zwei! Stellen Sie sich doch vor . . .“

„Was die Größe und das Gewicht von Erdtrabanten betrifft“, zitierte ich Professor Fjodorow von der Akademie der Wissenschaften in Moskau, „sind der sowjetischen Wissenschaft keine so engen Grenzen gesetzt. Man hält es dort nicht für der Mühe wert, Pampelmusen in den Äther zu befördern.“

Dem Redakteur am Telefon begann es leid zu tun, daß er mich angerufen hatte.

„Aber all die Instrumente, die der neue Sputnik an Bord hat . . .“, gab er zu bedenken.

„Gewiß“, zitierte ich den Professor weiter. „Für die Wissenschaft sind nur größere Sputniks von Wichtigkeit. Je größer der künstliche Satellit, desto schwerer kann seine Nutzlast und desto reicher wird die wissenschaftliche Ausbeute sein.“

„Es heißt, dieser Sputnik wäre so etwas wie ein fliegendes Laboratorium . . .“, sagte der Mann am Telefon, Verzweiflung in der Stimme.

„Warum auch nicht?“ bestätigte ich. „Ich nehme an, daß sich ein paar Apparate zur Untersuchung und Messung kosmischer Strahlen an Bord befinden – von Protonen und Photonen und ähnlichem. Ferner dürften Geräte mitfliegen, die die Intensität der Korpuskularstrahlung der Sonne registrieren werden, sowie eine Apparatur zur Messung von Mikrometeoriten . . .“

„Messung von was?“ sagte er.

„Mikrometeoriten“, wiederholte ich geduldig. „Mögliche kosmische Artillerie gegen Weltraumschiffe, verstehen Sie. Weiter sollte es mich nicht wundern, wenn der Sputnik ein Gerät mitführte, das Druck und Zusammensetzung der oberen Atmosphäre und die Konzentration positiver Ionen in diesen Höhen feststellen und messen wird. Sie wissen selbstverständlich, worum es sich dabei handelt, nicht?“

Vom andern Ende des Telefons drang eine Art gedämpftes Gurgeln an mein Ohr.

„Man muß über diese positiven Ionen Bescheid wissen, um später die Radioverbindung vom Weltraumschiff zum Raumflughafen auf der Erde garantieren zu können . . . Als wichtig dürfte sich auch die Anwesenheit eines Magnetometers auf dem Sputnik erweisen, das den Wissenschaftlern gestattet wird, näheres über das Magnetfeld der Erde zu erfahren . . . Sehen Sie, man kennt nämlich die Wirkung dieses magnetischen Feldes nur auf der Erdoberfläche oder in ihrer unmittelbaren Nähe, nicht aber dort oben, wohin nur die Sputniks gelangen . . .“ Ich erinnerte mich des leichten Lächelns Professor Fjodorows und fuhr fort, ihn zu zitieren: „Wir wissen ja nicht einmal, woher dieses Magnetfeld eigentlich kommt!“

Eine verdächtige Stille herrschte im Hörer meines Telefons.

„Sind Sie noch am Apparat?“ erkundigte ich mich.

Er war noch am Apparat, war aber gerade dabei zu ersticken.

„Es würde mich auch nicht sehr überraschen“, sprach ich gleichmütig weiter, „wenn ein Versuch unternommen worden wäre, ein Massenspektrometer nach oben mitzunehmen – um nämlich einen guten Einblick zu erhalten in die Zusammensetzung der gasförmigen Materie in den höheren Schichten der Atmosphäre . . . Natürlich werden alle diese Instrumente elektronisch programmgesteuert sein – sehr einfaches Prinzip, wenn man einmal begriffen hat, worum es sich dabei handelt. Die Feststellungen der verschiedenen Apparaturen werden auf Band übertragen, und zu gewissen vorher bestimmten Zeiten sagt ein automatischer Regler: Achtung, fertig, los! – und die radio-telemetrische Anlage des Sputniks beginnt, vom Band zu senden. Das Ganze dürfte seinen benötigten Strom wahrscheinlich durch Sonnenbatterien erhalten, durch Halbleiter-Mechanismen also, die kein Geheimnis weiter sind – ich habe sie selbst gesehen, in allen möglichen Formen und Größen . . . Hallo?“

Keine Antwort. Ein leichtes Knacken deutete an, daß mein Gesprächspartner seinen Hörer aufgelegt hatte.

Es gibt Leute, die die Verbreitung von Sensationsnachrichten monopolisieren möchten. Wenn ihnen das danebengelingt, zerspringen sie.

Nachdem Professor Ewgenij Konstantinowitsch Fjodorow mir mitgeteilt hatte, daß er und ich die interplanetare Raumschiffahrt noch erleben würden, erkundigte ich mich selbstverständlich, wie alt er sei. Es stellte sich heraus, daß wir beide in den Jahren unmittelbar vor dem ersten Weltkrieg geboren waren; und da man ungefähr weiß, wie alt man heutzutage wird, konnte ich mir ausrechnen, wann etwa die erste Flottille bemannter Weltraumraketen „irgendwo im europäischen Teil der Sowjetunion“ starten würde.

Fjodorow, der Vorsitzende des Sowjetischen Komitees für das Geophysi-

kalische Jahr und daher der mehr oder weniger offizielle Sprecher für die Sputniks, ist trotzdem weder Raketenexperte noch Physiker. Er ist Meteorologe, Wetterfachmann, und gibt man ihm auch nur die geringste Gelegenheit, so verzieht er sich sofort in seine geliebten Wolken, besonders in Gewitterwolken, die er in Regen zu verwandeln sucht, bevor sie sich in Hagel verwandeln können. Wer zufällig einen gut aussehenden, tadellos angezogenen Mann ein paar Kilo Tafelsalz auf irgendwelche Wolken am sowjetischen Himmel schütten sieht, kann sicher sein, daß es Professor Fjodorow ist, der gerade mit dem Wetter spielt. Er weigert sich allerdings, sich als Regenmacher bezeichnen zu lassen. „Wir können Wolken umwandeln“, sagt er, „können sie über Flughäfen zum Beispiel zum Verschwinden bringen; aber wir können aus ihnen noch keineswegs immer wirtschaftlich nützliche Mengen Regen erzielen. Das kommt daher, daß ein Wolke eben nicht ein Ding, sondern ein Prozeß, ein Vorgang ist ... Wir müssen die Wolke dazu bringen, daß sie sozusagen für uns arbeitet, daß sie Wasser für uns heranholt – aber soweit sind wir noch nicht ...“

Die Amerikaner befürchten, daß die sowjetischen Wetterexperten bald soweit sein werden. Nachdem Sputnik eins in der Luft war, so stand es im „Bulletin Amerikanischer Meteorologischer Gesellschaften“ zu lesen, könne gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die Russen jedes wissenschaftliche Problem lösen würden, und das *Bulletin* bekam eine Gänsehaut bei dem Gedanken, daß die Russen auf Kosten der USA alles schöne Wetter in der Welt für sich reservieren könnten.

Ich kann diese Sorgen verstehen. Was würde wohl aus dem amerikanischen Kapitalismus werden, wenn die Millionäre nicht mehr im Winter Golf spielen könnten, weil die Sonne aufgehört hat, über Palm Beach zu scheinen?

Dabei waren die Sputniks auch ohnedies schon genügend Schreck und Überraschung gewesen. Ich hatte immer geglaubt, daß die Sputniks eines der am großartigsten geheimgehaltenen Unternehmen der Weltgeschichte gewesen wären und daß das Piep-Piep von Sputnik eins die Menschen aus diesem Grunde so sehr beeindruckte.

Aber im Observatorium Pulkowo bei Leningrad sagte mir Professor Michailow, der Direktor, daß man das angebliche Geheimnis dort mindestens ein halbes Jahr vorher gekannt habe – und nicht nur die Wissenschaftler von Pulkowo wußten Bescheid; in Dutzenden anderer Observatorien in der Sowjetunion und in den Volksdemokratien war man gleichfalls informiert! Wenn man ein paar hundert besonders für den Fall gebaute Fernrohre mit Instruktionen zur Beobachtung eines Erdsatelliten verteilt, bleibt ein Geheimnis nicht lange geheim.

Außerdem war Unternehmen Sputnik von vornherein gar nicht als Geheimnis geplant. Im Juni 1957, drei Monate vor Sputnik eins, hatte Professor

Fjodorow das sowjetische Erdsatellitenprogramm in einer Pressekonferenz in Moskau bekanntgegeben, und die Berichte müssen Washington erreicht haben, denn wenige Tage später forderte Präsident Eisenhower seine Raketenfachleute auf, sich zu beeilen und endlich etwas in den Weltraum hineinzuschießen.

Woher also das große Staunen über Sputnik eins? Wieso war die Weltpresse so baff und die NATO so unangenehm berührt gewesen, und warum hatten sie alle getan, als hätte die sowjetische Wissenschaft sich aus dem Dunkel herangeschlichen und dem nichtsahnenden kapitalistischen Publikum einen Schlag von hinten versetzt?

Sehr einfach: weil die Sowjetunion das Aschenbrödel dieser Geschichte war. Die Überraschung und der Schreck bei so gut wie der gesamten westlichen Öffentlichkeit, und bei einer Anzahl östlicher Zeitgenossen auch, war im Grunde nichts anderes als jenes Gefühl, das die zwei reichen und schönen Schwestern gehabt haben müssen, als der Prinz das Pantöffelchen auf Aschenbrödels Füßchen streifte. Man hatte einfach nicht geglaubt, daß die Muschiks es fertigbringen könnten. Man hatte an das Bild geglaubt, das man sich selbst vom Sowjetvolk und seiner Wissenschaft gemacht hatte. Es war ein Schulbeispiel für Jahre der Selbsttäuschung, die sich nun rächten. Die Amerikaner hatten sich so oft als ewige Spitzenreiter und permanente Sieger in Positur gesetzt, daß der Westen schließlich an seine eigene Reklame glaubte – und so schwer hatte diese Illusion gewogen, daß sogar die Sowjetwissenschaftler sie als wahr unterstellten!

„Jawohl“, bestätigte Professor Fjodorow, „wir haben auch angenommen, daß die Amerikaner als erste einen Satelliten in den Weltraum befördern würden.“

„Aber wieso denn? Warum?“

„Nun – weil sie zwei Jahre lang ständig davon geredet hatten.“

An dem Tag, an dem ich mich mit Professor Alexander Michailow in Pulkowo unterhielt, erwartete man stündlich den Zerfall von Sputnik zwei. Der Professor, ein liebenswürdiger alter Herr und einer der großen Astronomen unserer Zeit, gab zu, daß er doch ein wenig traurig darüber war. Er zeigte mir ein paar Fotos, die in Pulkowo aufgenommen worden waren, und verfolgte mit seinem dünnen Finger den weißen Faden, den der Sputnik zwischen den von der Natur geschaffenen Sternen gewoben hatte. Der Mensch, scheint es, kann doch sehr mit seiner Schöpfung verwachsen: soviel Präzision und Geduld, soviel Hingabe an die große Arbeit, soviel Kopfzerbrechen, soviel Hoffnung sausten da durch den Weltraum zusammen mit der metallenen Form, die bald durch die Berührung mit der Atmosphäre verbrennen würde...

Aber dann wandte sich der Professor einer vielleicht gar nicht so fernen Zukunft zu – der Rakete, die zum Mond fliegen würde, vielleicht um einen Riesenfarbfleck auf die Mondoberfläche zu setzen; vielleicht um den Mond zu umkreisen, seine Rückseite zu fotografieren und per Fernsehsendung zu übertragen, was Menschaugen noch nie gesehen; vielleicht sogar um auf dem Mond, dieser ersten Zwischenstation auf der Reise ins Weltall, zu landen. Es gab da Dinge, von denen der Professor brennend gerne mehr gewußt hätte: vom ultravioletten Licht der fernen Milchstraßen, von der Temperatur auf der Rückseite des Mondes. Der Mensch weiß noch so wenig, und die Welt ist so groß . . .

Später, in Moskau, als ich Professor Fjodorow bei einem Glas Tee und einer Schale Schokoladenkonfekt gegenüber saß, war die Zeit des Interregnums zwischen Sputnik dem Zweiten und Sputnik dem Dritten gekommen. Ich versuchte Professor Fjodorow auszuhorchen, wann denn der dritte Sputnik kommen und wie er aussehen und was für Aufgaben er zu erfüllen haben würde. „Sie wissen ja“, sagte ich, „im Augenblick steht es 3 : 2 für die Amerikaner. Zwar sind die amerikanischen Sputniks zwerghaft, verglichen mit Ihren – aber die amerikanischen sind oben, und für das beschränkte Denken von Leuten wie mir zählt eben, was oben ist, und ob wir's wollen oder nicht, haben die Sputniks eine politische Seite.“

Möglich, daß ich recht hatte – der Professor jedoch benahm sich, als sei er sich einer politischen Bedeutung der Sputniks überhaupt nicht bewußt. Er gab mir in aller Ruhe jene Lektion über die Wichtigkeit der Größe der Sputniks, die ich bereits zitiert habe, und berichtete mir über das von den Sputniks durchzuführende geophysikalische und astronautische Forschungsprogramm, bei dem ein sorgfältig geplanter Schritt systematisch und genau auf den anderen folgt.

„Sie würden wohl nicht zufällig am Ersten Mai einen Sputnik steigen lassen?“ erkundigte ich mich mit erheblich weniger Gelassenheit. „Da bin ich nämlich noch in der Sowjetunion, und ich würde eine Einladung, beim Start des Sputniks anwesend zu sein, durchaus akzeptieren . . .“

„Wir haben keine Eile“, sagte er.

„Wird Sputnik drei schwerer sein als seine Vorgänger? Werden diesmal vielleicht ein paar Affen mitreisen?“

„Wir werden eine ganze Anzahl von Sputniks haben – die einen von geringerem, die andern von größerem Umfang, die einen mit Lebewesen an Bord, die andern ohne; das hängt alles davon ab, was wir mit einem Sputnik erreichen wollen. Aber eines ist sicher: um einen Satelliten mit einer genügend großen Nutzlast in den Weltraum zu befördern, braucht man eine Kombination von interkontinentalen Raketen. Mit Mittelstreckenraketen ist man zu begrenzt.“

„Sie trainieren doch Hunde für Fahrten in den Weltraum“, sagte ich. „Haben Sie vielleicht auch ein paar Menschen dafür trainiert?“

„Um Menschen in einen Sputnik zu setzen“, erwiderte er nachdenklich, „müßte man zunächst einmal das Problem ihrer sicheren Rückführung aus dem Weltraum gelöst haben. Wir beschäftigen uns damit.“

„Werden *Sie* das Problem eher lösen oder die Amerikaner?“

„Warum möchten Sie das so gern wissen?“

„Weil ich der Meinung bin“, sagte ich, „daß die Beantwortung der Frage Atomkrieg oder Frieden unter anderm davon bestimmt wird, daß das sozialistische System die Führung auf dem Gebiet der Entwicklung von Sputniks behält...“

Die Astronomie, hatte Professor Michailow mir auseinandergesetzt, sei die internationalste aller Wissenschaften; scheinen doch dieselben Sterne über uns allen. Und Professor Fjodorow hatte gesagt, die Wissenschaft der Meteorologie wenigstens könnte von den Kriegstreibern nicht mißbraucht werden, da der Wind überallhin bläst.

Besteht eine Möglichkeit, daß Jack Londons schrecklicher Alptraum Wirklichkeit werden, daß eine Gruppe im Wahn befangener Imperialisten die Menschheit von einem Weltraumschiff aus beherrschen könnte, das über der Erde schwebt und unfügsame Völker mit atomarer Vernichtung bedroht?

Professor Fjodorow gab zu, daß die Vereinigten Staaten durch eine Konzentration ihrer wissenschaftlichen Begabungen und ihrer technischen Hilfsmittel auf ein Sofortprogramm die Fortschritte der Sowjets auf dem Raketen- und Satellitengebiet eventuell aufholen könnten. Doch gibt es, glaube ich, bei der Sache einen dialektischen Widerspruch, der einen amerikanischen Spurt dieser Art unwahrscheinlich macht. Sonderbarerweise war es gerade der Nazi Wernher von Braun, heute Amerikas großer Raketenspezialist, der auf die Schwierigkeit hinwies, als er kürzlich vor dem neugeschaffenen Ausschuß für Weltraumfragen des USA-Kongresses aussagte: „Die Vereinigten Staaten werden bei der Erforschung des äußeren Raums nur dann mithalten können, wenn wir unsere unglückselige Praxis aufgeben, nur solche Forschungen und Entwicklungen zu fördern, die unmittelbaren militärischen Zwecken dienen.“

Das ist des Pudels Kern. Krieg ist nicht, wie das alte Wort so falsch sagt, der Vater aller Dinge; die wahre Schöpferkraft entspringt vielmehr der friedlichen Arbeit. Die Grundlage allen wissenschaftlichen Fortschritts liegt eben in der Grundlagenforschung, liegt in der unablässigen, unbehinderten Suche des Menschen nach den Geheimnissen der Natur – und kein Wissenschaftler kann vernünftig arbeiten, wenn ihm dauernd ein General über die Schulter blickt und fragt: Aber kann man mit dem Ding, das Sie da erforschen, auch schießen?

So waren die Sputniks auch keineswegs das Resultat eines Sofortprogramms auf einem oder zwei besonders dafür ausgesuchten Gebieten der sowjetischen Wissenschaft. Die Sputniks konnten nur sein – und sind – das Ergebnis der Arbeit eines riesigen Teams von Fachleuten aus vielen verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, die nun ihrerseits alle einen genügend hohen Entwicklungsstand erreicht hatten, um es der Sowjetforschung zu gestatten, nach dem Weltraum zu greifen.

Und hier liege der wahre Grund dafür, meinte Professor Fjodorow, daß der erste Sputnik bei den Menschen der Sowjetunion wohl ein Gefühl tiefer Genugtuung, nicht aber Überraschung hervorgerufen habe wie im Westen. Im Laufe der Jahre habe sich die Sowjetwissenschaft, die sozialistische Wissenschaft, ohne große Fanfaren als untrennbarer Teil des Gesamtbaus der sozialistischen Gesellschaftsordnung entwickelt; früher oder später mußte daher der Tag kommen, da diese Politik und die selbstlose Opferbereitschaft, die sie forderte, für alle Augen sichtbar Frucht tragen würde.

Daß dies auf so dramatische Weise geschah und gerade zu dem Zeitpunkt, da der Mensch daranging, die Bestandteile der Materie zu enträtseln und die Grenzen seines Planeten zu überschreiten, gerade auf der Schwelle eines neuen Zeitalters – das mag eine Laune des Schicksals gewesen sein.

Aber ich glaube nicht an solche Schicksalslaunen. Ich glaube, daß ein sehr feiner Zusammenhang besteht zwischen der Revolution, die von den Kanonen des Kreuzers Aurora eingeleitet wurde, und der Revolution, die sich durch das Piep-Piep des ersten Sputniks ankündigte – jener neuen Revolution, deren Regimenter sich aus den sechzigtausend jungen Wissenschaftlern und Ingenieuren rekrutieren, die alljährlich von den Universitäten und Technischen Hochschulen des ersten sozialistischen Landes der Welt kommen, und die die Vorherrschaft der kapitalistischen Technik in Frage stellt. Zwar wurden die Sputniks 1957 geboren, aber gezeugt wurden sie in den Stürmen des Jahres 1917.

Eine Million mal so schnell wie der Gedanke

Manch einer wird seine Augenbrauen skeptisch hochziehen und die Idee von der neuen Revolution für höchst bedenklich erklären oder verächtlich abzutun suchen; er wäre aber nicht der einzige, der mitten in einer Revolution gelebt hat und es erst merkte, nachdem die Revolution vorbei war.

Ich spreche von jener Art Revolution, mit jener Art revolutionären Folgen, die der deutsche Ökonom, Philosoph und Rebell Karl Marx in dem berühmten dreizehnten Kapitel seines berühmten Buches „Das Kapital“ beschrieb: die industrielle Revolution. Ich glaube, wir durchleben die ersten Stadien einer

neuen, größeren industriellen Revolution; und genau wie die industrielle Revolution des 18. und 19. Jahrhunderts wird auch diese unser aller Leben und das Leben unsrer Kinder und Kindeskinde zutiefst verändern.

Natürlich darf man bei dieser Betrachtung die industrielle nicht mit einer sozialen oder gar sozialistischen Revolution verwechseln. Die industrielle Revolution, die eine grundlegende Veränderung der Produktivkräfte zur Folge hat, ersetzt keineswegs, wie faule Köpfe westlich der Elbe vorgeben, fällige Veränderungen der Produktionsverhältnisse. Sie schafft aber gewisse Voraussetzungen dafür. Sie hilft den Boden vorzubereiten für revolutionäre Umgestaltungen in den Ländern des Kapitalismus; in den sozialistischen Ländern dagegen hilft sie, den Übergang zum Kommunismus erheblich näher zu bringen.

Marx spricht in seinem Kapitel dreizehn von der „organischen Schranke“ des Menschen, davon, daß vor der industriellen Revolution die Anzahl der Arbeitsinstrumente, womit der Mensch gleichzeitig wirken kann, durch die Anzahl seiner natürlichen Produktionsinstrumente, seiner eigenen körperlichen Organe, beschränkt war. Bis Werkzeugmaschinen und Maschinen zum Antrieb der Werkzeugmaschinen geschaffen wurden, war die Produktion begrenzt durch das, was der Mensch mit seinem Arbeitsinstrument oder mehrere Menschen als Gruppe mit ihren Arbeitsinstrumenten leisten konnten. Die Maschine jedoch, die einfach viele Arbeitsinstrumente in einem ist, gab dem Menschen hundert oder sogar tausend Hände statt der zwei, die er früher besaß; Maschinen, die Maschinen antrieben, gaben dem Menschen tausendmal oder hunderttausendmal die Kraft, die ihm vorher zur Verfügung stand. Die Maschinen durchbrachen die „organische Schranke“ von Skelett und Muskulatur des Menschen.

Jetzt durchbrechen wir die organische Schranke des Gehirns. Zugleich, und zwar zum zweitenmal in der Geschichte und auf einer viel höheren Ebene, durchbrechen wir wiederum die Grenzen, die der Kraft des Menschen gesetzt waren, indem wir die in den molekularen Prozessen enthaltenen Energiequellen weit hinter uns lassen und die enormen, unerhörten Kräfte anzapfen, die in den Kernen der Materie enthalten sind. Nicht nur ein einzeler Prometheus – ganze Kollektive prometheischer Menschen sind auf dem Wege, die Feuer der Sonne für uns Irdische zu erobern.

Wenn das keine Revolution ist, was denn wäre es?

Bei der ersten Begegnung erscheint Professor Sergej Alexejewitsch Lebedew als ein Mensch von geradezu peinlicher Schüchternheit. Er sitzt sehr steif und gerade da und weiß sichtlich nicht ganz, was er mit seinen Händen beginnen soll. Ich bezweifle also, daß er sich je als ein Prometheus oder irgendeinen anderen Halbrott betrachtet hat; dennoch hat er die Geschwindigkeit des

menschlichen Gedankens um das Zehntausendfache erhöht, und seine Pläne gehen noch höher hinaus.

„Warum so schnell?“ wurde er einmal von Zweiflern gefragt. „Wenn der Rechenautomat, den Sie da bauen, tausend Operationen in der Sekunde durchführt, werden Sie doch sämtliche mathematischen Probleme der Welt in zwei oder drei Wochen gelöst haben . . .“

Professor Lebedew, Leiter des Instituts für Präzisionsmechanik und Rechen-technik der Akademie der Wissenschaften der Sowjetunion, gestattet sich ein kurzes, scheues Lachen.

„Wie heißt denn Ihr Baby?“ fragte ich.

„Bystrodstewujuchtschaja Elektronnaja Skhotnaja Maschina.“

„Wie bitte?“

„Elektronische Schnellrechenmaschine.“

„Ah so.“

„Abgekürzt: BESM.“

„Und diese Maschine also führt tausend Arbeitsgänge pro Sekunde aus?“

„Nein, zehntausend. Das Baby ist inzwischen gewachsen.“

„Oh.“

„Nicht an Gestalt, nur an Leistungsfähigkeit. Ein inverses Wachstum – je schneller die Maschine wurde, desto mehr schrumpfte sie zusammen.“

„Herr Professor Lebedew?“

„Ja?“

„Gibt es noch ungelöste mathematische Probleme in der Sowjetunion?“

Wieder das scheue Lachen. „Uns kommt es vor, als wachse mit der Schnelligkeit unserer Maschine und mit der Anzahl der Rechenautomaten im Lande auch die Zahl unserer Kunden und die Schwierigkeit ihrer Anforderungen. Unser Baby berechnet zum Beispiel die Laufbahn der Sputniks, hilft in der Kernforschung aus, löst Aufgaben aus dem Gebiet der Aerodynamik, der Hydrodynamik, des Turbinenbaues, der Radartechnik, Kristallographie, Chemie und der reinen Mathematik, und zur Erholung fertigt es Übersetzungen an. Wir haben ihm sogar beigebracht zu singen und Schachprobleme zu lösen.“

„Spielt es gut Schach?“

„Mittelmäßig. Die Maschine kann nur drei oder vier Züge vorausdenken.“

„Wie ist das mit Romanen? Kann man erreichen, daß die Maschine auch Romane schreibt?“

„Soweit es sich um mechanisches Denken handelt, kann die Maschine alles.“

„Ich verstehe, Herr Professor“, sagte ich. „Sie sprechen von der Qualität des Romans.“

Tatsächlich berühren wir hier eine zentrale Frage, die sich mit der Geburt der neuen Schnelldenkautomaten vor uns allen erhebt. Werden die Maschinen, können sie je das menschliche Denken ersetzen? Und wie weit wird man ihr Denken entwickeln können, und was werden sie denken?

Die Phantasie der Menschen, der Dichter und Schriftsteller besonders, hat sich seit je mit der denkenden Maschine beschäftigt, mit der Maschine, die dem Menschen die Mühsal seiner Arbeit abnimmt. Solange die Arbeit den Sklaven, den Leibeigenen, den Proletarier zur Maschine oder zum Anhängsel der Maschine degradiert, liegt dem menschlichen Herzen der Gedanke an eine Maschine, die ihm die Plackerei abnehmen könnte, offensichtlich sehr nahe. Die Menschen, die die Pyramiden bauten, müssen schon davon geträumt haben, genau wie jene, die die Heerstraßen der römischen Kaiser pflasterten. Von den Gnomen und Heinzelmännchen, die dem Leibeigenen des Mittelalters und seinem geplagten Weibe die Arbeit verrichteten, über den aus Lehm geformten Golem, der durch die geheime Zauberformel des gelehrten Rabbi zum Leben erweckt wurde, bis zu den Universal-Robotern in Karel Čapeks Drama „R.U.R.“ zieht sich ein einziger Faden, eine einzige Sehnsucht. Seltsamerweise findet man in all diesen Märchen und Erzählungen auch immer wieder die gleiche Angst, die die gleiche Wendung in der Geschichte auslöst: die Revolte der Maschine gegen ihren Schöpfer. Die unterdrückten Menschen, die die Fabel erfanden, übertrugen ihr eigenes Sehnen nach Rebellion in das Herz der Maschine, die da denken konnte; selber Roboter, empfanden diese Menschen, daß auch die Roboter-Maschine rebellische Neigungen haben müßte: die Gnome bringen das ganze Haus durcheinander, wenn die Frau die bescheidenen Bedingungen, die sie gestellt haben, nicht erfüllt; der Golem läuft Amok; die Universal-Roboter vernichten die Menschheit – der Klassenkampf drückt sich hier einfach in Form eines Kampfes der Maschine gegen den Menschen aus.

Und obwohl wir geneigt sind, das ganze Problem hinter einem Scherz zu verstecken, liegt doch eine tiefe innere Unruhe in der Frage nach unserer Beziehung zu der Denkmaschine, die – daran kann kein Zweifel bestehen – sich in den nächsten Jahren mit Riesenschritten weiterentwickeln und unserer Hand und unserm Hirn mehr und mehr Arbeit abnehmen wird. Der Mensch ist ja schließlich nicht geboren, den Menschen auszubeuten; in einem Eckchen ihres Bewußtseins spüren selbst die Ausbeuter immer eine gewisse Unsicherheit; und eine Maschine, die Schachprobleme durchdenkt und meine Bücher in fremde Sprachen übersetzt, kann doch sehr unangenehm menschenähnlich erscheinen.

Zunächst einmal möchte ich all jene beruhigen, die noch nie eine Elektrorechenmaschine gesehen haben: weder in Farbe noch Form sieht die Maschine auch nur im entferntesten wie ein Mensch aus. Eher ähnelt ein solches Gerät

einem übergroßen Schrank, dessen Vordertafelung mit Gruppierungen dauernd aufblinkender und wieder verlöschender Elektronenröhren bestückt ist, während auf seiner Rückseite eine Vielzahl bunter Drähte sichtbar ist, die für den Laien ebensowenig Sinn ergeben wie die Nervenstränge des menschlichen Körpers für den Nichtmediziner.

Wenigstens sah so der erste Zahlenrechenautomat aus, dem ich begegnete – und das war eine alte langsame Maschine, die mit nur hundert Operationen in der Sekunde im Physikalischen Institut der Akademie der Wissenschaften zu Moskau ihre Zeit verbummelte. Um sie herum standen mehrere junge Leute beiderlei Geschlechts und unterhielten sich. Ich wurde ihnen vorgestellt und erfuhr, daß der Jüngling mit dem lockigen Haar und dem ernsthaften Gesichtsausdruck Boris Marschuk hieß und es mit seinen insgesamt 26 Jahren bereits zum Chef der Abteilung für Erforschung und Planung von Rechenautomaten im Institut gebracht hatte; daß ferner der etwa gleichaltrige junge Mann neben ihm, Benjamin Antonow, einer der Konstrukteure der Maschine war; daß die kleine Blonde hinter den beiden, Ingenieur Ewgenja Iwanowna Lebed, 1957 die Universität absolviert hatte und jetzt das Rechenautomatenfach erlernte, da sie bald selbst den Betrieb einer solchen Maschine zu leiten haben würde; daß das Mädchen mit den leuchtend braunen Augen und dem lebhaften Gesicht, Natalja Irisowa, Physikerin von Beruf, sich zur Zeit dafür interessierte, welcher Teil eines Moleküls in welcher Richtung um welchen anderen Teil desselben Moleküls rotiert, und daß sie als Kundin hier war und wartete, bis die Maschine die mitgebrachte Rechenaufgabe für sie gelöst haben würde; und daß schließlich die Maschine selbst die Marke „Ural“ und die Seriennummer 008 trug, seit anderthalb Jahren im Institut stand, in der UdSSR serienmäßig gebaut wurde, aber bald durch ein neues Modell ersetzt werden sollte, das zumeist Halbleiter statt der Elektronenröhren benutzen und nicht größer als ein Nachttischchen sein würde.

„Wie kommt es, daß Sie alle so jung sind?“ fragte ich.

Marschuk sagte: „Weil wir eine junge Wissenschaft sind!“

„Und ein junges Land“, fügte das Molekül-Mädchen hinzu.

„Also erklären Sie mir bitte, wie das Ding funktioniert“, verlangte ich.

„Die Maschine? Aber sehr einfach“, sagte Antonow. Er mußte es ja wissen, er war für das Drahtgewirr auf der Rückseite des Schrankes verantwortlich.

„Nehmen wir zum Beispiel diese Gleichung . . .“

Er schrieb eine Gleichung nieder, wie sie die Bourgeoisie mir in der Schule beizubringen leider versäumt hatte. Ich nahm ihm das Stück Papier aus der Hand und schrieb darauf: $3 \text{ mal } 5$. Dann sagte ich: „Bitte erklären Sie mir, wie Ihre Maschine *das* ausrechnet.“

„Aber $3 \text{ mal } 5$ können Sie doch im Kopf ausrechnen!“ rief er.

„Weiß ich. Darum möchte ich ja gerade, daß Sie mir erklären, wie Ihre

Maschine das macht. Wenigstens kann ich dann selber prüfen, ob das Resultat der Maschine irgendwo in der Nähe von 15 liegt.“

Ich muß sagen, er versuchte es ehrlich. Ich bin auch überzeugt, daß er seine Gleichung und die Lösungsmethode der Maschine großartig hätte erklären können. Aber 3 mal 5 konnte er nicht erklären. 3 mal 5 war zu einfach.

Sie bedauerten das alle und entschuldigten sich sehr wegen des Versagers, während die Maschine gleichgültig fortfuhr, die Hausaufgaben des Molekül-Mädchens zu besorgen. „Acht Stunden hätte ich dafür gebraucht“, sagte das Mädchen, „wenn ich's mit meinem eigenen Kopf hätte machen müssen. Früher mußte ich auch.“

Die kleine Blonde brachte ihr einen langen Streifen Papier, wie er etwa aus der Registrierkasse in der HO herauskommt, wenn die Kassiererin die Rechnung addiert.

„Jetzt macht die Maschine es in zwei Minuten“, sagte das Molekül-Mädchen, und zu der Blonden: „Besten Dank, Genossin.“

Ich nahm an, das Molekül-Mädchen würde nun etwas zu zahlen haben; aber sie nahm nur Lippenstift und Puder und keinerlei Rubel aus ihrer Handtasche. Wie es scheint, erledigt die Akademie Rechenaufgaben frei und gratis.

„War es sehr kompliziert?“ erkundigte ich mich.

„Sehr“, sagte das Molekül-Mädchen. „Ich sagte Ihnen ja schon, früher dauerte es acht Stunden.“

„Könnte diese Maschine vielleicht auch Romane schreiben?“ stellte ich meine alte Frage wieder.

„Warum nicht?“ sagte Antonow, um sein 3-mal-5-Fiasko wettzumachen. „Wenn sie diese Gleichungen lösen kann, sollte sie auch . . .“

„Genossen! Genossen!“ Marschuk machte seine Autorität als Chef der Abteilung geltend. „Nur wenn der Genosse Schriftsteller aus dem Ausland uns die Gesetze verschaffen kann, nach denen seine Fabel, seine Schreibweise, sein Stil entstehen . . .“

„Genosse Marschuk hat absolut recht!“ sagte das Molekül-Mädchen und steckte ihre Resultate ein. „Das Entscheidende ist, daß die Maschinenromane immer Ersatz bleiben werden, sozusagen. Nehmen wir Musik. Nehmen wir Tschaikowski. Ja, die Maschine kann wie Tschaikowski schreiben – aber eben nur *wie* Tschaikowski. Sie könnte nicht wie Tschaikowski schreiben, ohne daß vorher ein Tschaikowski existierte, der zuerst wie Tschaikowski schrieb – verstehen Sie?“

Sie sah richtig begeistert aus mit ihren leuchtenden braunen Augen, und es tat mir ein bißchen leid, daß ich nicht eines von jenen Molekülen war, mit denen sie sich beschäftigte.

„Erinnern Sie sich an die Melodie in ‚Eugen Onegin‘?“ Sie sang: „Ta-taa – ta-tü – ta-ta – ta-tüü-ta?“

„Ich erinnere mich.“

„Man müßte also herausfinden, auf welchen Gesetzen diese Tonfolge, ihr Rhythmus, ihre Akzente beruhen – und dann diese Gesetze mathematisch ausdrücken und sie auf so ein Stück Film hier einlochen und von da auf das Elektronengedächtnis der Maschine übertragen – und dann könnte die Maschine beginnen, Variationen von Ta-taa – ta-tü – ta-ta – ta-tüü-ta zu komponieren . . . Aber zuerst braucht man einen Tschaikowski, und dann wieder ein menschliches Gehirn, das Tschaikowski in seine Bestandteile zerlegt, bis man die Grundkomponenten seiner Musik gefunden hat . . .“

Sie hatte sich in Hitze geredet. Vielleicht, dachte ich, wenn sie mit den Drehungen und Windungen ihrer Moleküle fertig ist, wird sie sich Tschaikowski widmen. Und warum auch nicht. Niemand in der ganzen Sowjetgesellschaft wird ihr verwehren zu forschen, solange sie nach der Wahrheit forscht.

„Die Maschine“, sagte sie, „mag einhundert oder zehntausend oder eine Million mal so schnell rechnen und denken können wie der Mensch, aber sie kann nie schöpferisch denken. Ihr Gedächtnis, das ja alles, was sie kennt, enthält, wird ihr von Menschen gegeben; was sie zu tun hat, wird ihr von Menschen vorgeschrieben – sie mag dem Menschen als eine großartige Krücke dienen; aber es gibt keine Krücke in der ganzen Welt, die alleine laufen könnte.“

Die Suche nach dem den Dingen innewohnenden Gesetz – ob es sich nun um Aerodynamik, Sprachen oder Tschaikowski handelt – ist und bleibt die edle Aufgabe des Menschen.

Professor Lebedew hatte seine anfängliche Scheu längst abgeworfen. „Wenn das Wesen der Sprache nur in Wörtern bestünde, wäre die Arbeit der Elektronenrechenmaschine sehr einfach. Wir brauchten nur die Wörter in einem russisch-deutschen Wörterbuch zu numerieren, die Zahlen dem Elektronengedächtnis zuzuleiten und dann den deutschen Text auf die Eingabeapparatur zu übertragen, und die Maschine wird die richtigen russischen Wörter angeben. Aber das wäre nur Wörterbuchsprache, einfach Nominativ und Infinitiv. Niemand spricht so ein Russisch.“

„Doch, ich“, sagte ich.

„Gut“, sagte er, „aber die Maschine muß das schon besser können. Sie muß grammatisch korrekt arbeiten. Sie muß also, wenn sie einen Satz zum Übersetzen vorgelegt bekommt, bei jedem Wort nicht nur sämtliche Wörter in ihrem elektronischen Gedächtnis-Wörterbuch rasch durchschauen, sondern sie muß den Satz auch analysieren, ihn grammatisch zerlegen und Fälle, Verbformen, Zeitformen, Unregelmäßigkeiten und so weiter in Betracht ziehen. Daher muß der Mensch zunächst einmal für die Maschine die Gesetze der

Sprachen, aus der und in die sie übersetzen soll, formulieren und diese Gesetze auf eine Chiffre, auf Zahlen, die die Maschine verdauen kann, zurückführen. Wenn das Gesetz nicht stimmt, oder wenn man es nicht richtig formuliert hat, wird die Maschine mit einer verworrenen Übersetzung aufwarten. Bei uns arbeitet jetzt ein ganzer Stab von Sprachwissenschaftlern und Mathematikern zusammen . . .“

Eine leichte Bewegung seiner zartgebauten Hand – „sobald jedoch der Mensch einmal diese Vorbereitungsarbeit geleistet hat, wird die Maschine schnell und genau funktionieren. Zur Zeit sitzen wir an einer Forschungsarbeit, die es ermöglichen wird, die Maschine direkt von der gedruckten Seite lesen zu lassen.“

„Von der gedruckten . . .?“

„. . . Seite Jawohl. Damit man das Band nicht mehr braucht. Alles erst auf Band übertragen zu müssen ist umständlich, wissen Sie.“

„Wird sie nicht ein bißchen zu gescheit werden, Herr Professor – diese Ihre Maschine?“

„Aber nein. Der Mensch ist als Schöpfer doch ein sehr ungeschicktes Wesen. Ein Regenwurm dürfte in seinem Gehirn ein größeres Denkvermögen haben, als wir der Maschine zu geben je imstande sein werden.“

„Ein Regenwurm kann nicht übersetzen.“

„Aber der Regenwurm kommt sehr gut aus in seinem Leben, ohne sich sein Denken von irgendwelchen Menschen programmieren und regeln zu lassen.“

Professor Lebedews Bystrudjestwujuchtschaja Elektronnaja Skhotnaja Maschina steht in einem länglichen Raum eines Gebäudes am Lenin-Prospekt in Moskau. In der Umgebung schießt das neue Moskau mit seinen achttöckigen breiten Wohnblocks und seinen weiten, großzügig angelegten Boulevards aus dem Boden. Hier aber, in diesem Raum, hört man nur ein Stakkato, wie das Echo eines fernen Maschinengewehrs. Das ist die Apparatur, die die Zahlen der fertigen Berechnungen der Maschine auf einen endlosen Streifen Papier druckt.

Enorme Schränke voller Elektronenröhren lassen die paar Menschen, die sich auf leisen Sohlen an der Maschine vorbeizudrängen scheinen, zwerghaft erscheinen; dennoch gibt es genügend Platz; ein leerer stählerner Rahmen zeigt, daß ursprünglich noch einer von diesen Schränken hier gestanden haben muß; die Stelle macht den Eindruck, als habe ein Riese mit gewaltigem Vorbedacht eine Lücke in den düsteren Wall der Wissenschaft geschlagen.

„Ich berichtete Ihnen ja bereits“, sagte der Professor, „daß das Baby wuchs, indem es schrumpfte. Was hier fehlt, ist das ehemalige Gedächtnis der Maschine: vierzig Elektronenröhren, jede von der Größe einer dickbauchigen Wasserkaraffe. Möchten Sie sich das neue Gedächtnis ansehen?“

Das neue Gedächtnis, das zehnmal soviel leistet wie das alte, paßt in ein

Sechstel des Raums, den das alte einnahm. Professor Lebedew öffnet das bescheidene Schränkchen. Innen befinden sich sechs Rahmen, deren jeder ein dichtes Drahtnetz hält, und an jedem Kreuzungspunkt der Drähte klebt ein Ringlein erstarrten Metalls, ein Ferrit, sagt der Professor, das nun ein winziges magnetisches Feld hat und sozusagen eine Zelle des künstlichen Gehirns darstellt. Aber dies ist nur das Alltagsgedächtnis der Maschine, das für den unmittelbaren Gebrauch bestimmt ist und für jeden neuen Aufgabenkomplex entleert und mit neuen Tatsachen vollgepfropft wird. Außerdem besitzt die Maschine noch ein paar Dauergedächtnisse, eines auf Magnetband, ein anderes auf einer magnetischen Trommel, die jetzt, so sorgfältig abgedeckt wie etwa das Unterbewußtsein eines gewöhnlichen Sterblichen, in einer Ecke hinter dem Schrank mit der photoelektrischen Eingabeapparatur steht.

„Unsere Maschine“, sagt der Professor bescheiden, „kann vierundsechzig Berechnungen oder Denkvorgänge mit einer Geschwindigkeit von zehntausend Operationen pro Sekunde durchführen. Sie ist die schnellste in Europa.“

„Nur in Europa?“

„Die Amerikaner haben eine, die fünfzehntausend leistet.“

„Und Ihre Bystrodjestwujuchtschaja würde das nicht schaffen, wenn Sie noch ein bißchen daran bastelten?“

Professor Lebedew zuckt die Achseln. „Wir sind der Meinung, daß wir dieses Modell genügend weit entwickelt haben. Wir werden jetzt zu einem neuen Modell mit einer Geschwindigkeit von einhundert- bis zweihunderttausend Arbeitsgängen in der Sekunde übergehen.“

„Molodjetz!“ sagte ich, was Russisch ist und was Professor Lebedews alte Maschine in einer zehntausendstel Sekunde als „Alle Achtung!“ übersetzen würde.

„Danke Ihnen sehr“, sagte der Professor. „Aber auch das ist noch nichts Endgültiges. Wir projektieren bereits eine Elektronenrechenmaschine mit einer Leistung, die zwischen einer und zehn Millionen Operationen in der Sekunde liegen soll und deren Ausmaße so gering sind, daß man sie auf einer Reise in den Weltraum mitnehmen kann . . . Nein, ich kann Ihnen nicht genau sagen, wann wir diese Maschine fertig haben werden, aber in unserer Wissenschaft entwickeln sich die Dinge ziemlich rasch.“

Professor Lebedew nickt freundlich.

„Sie dürfen nicht vergessen, daß wir erst verhältnismäßig spät angefangen haben, uns mit superschnellen Elektronenrechenmaschinen zu beschäftigen. Als unser Institut seine Tore öffnete, im Jahre 1950, hatten wir keinerlei wissenschaftliche Kader mit Erfahrungen auf diesem besonderen Gebiet; wir mußten zugleich lernen und bauen, und dieses – nun, Sie nannten es Baby – ist unser Gesellenstück.“

„Eine Million Gedanken in der Sekunde“, sagte ich, da mir die volle Bedeutung der Ankündigung erst langsam zu Bewußtsein kam.

„Wir werden das auch brauchen“, sagte Professor Lebedew.

Es ist nützlich, diesen Faktor *eine Million* im Gedächtnis zu behalten. Eine Million mal schneller denken können, als es noch vor wenigen Jahren möglich war, bedeutet nicht nur schnelleres Denken – es bedeutet ein andersgeartetes Denken. Es bedeutet den Sprung von der Quantität in eine neue Qualität. Es bedeutet, daß wir, befreit von den durch die relativ langsame Denkweise des menschlichen Gehirns gesetzten Schranken, uns an Aufgaben heranwagen können, die vorher außerhalb unserer Möglichkeiten lagen. Es bedeutet Fahrten in den Weltraum, bei denen nur rascheste Berechnungen von größter Genauigkeit das heimkehrende Weltraumschiff davor bewahren können, an dem Staubkorn im Universum vorbeizuschießen, das wir bewohnen; es bedeutet eine neue Mathematik, für die bisher als unlösbar betrachtete Probleme nicht mehr existieren; es bedeutet die Eröffnung neuer, bis heute noch nicht erträumter Horizonte in allen Wissenschaften.

Es bedeutet, daß der Mensch, frei von den Alltagsaufgaben, mit denen er sein Gehirn bisher dauernd belasten mußte, sich endlich ruhig damit beschäftigen kann, schöpferisch zu denken. Es bedeutet den Sprung vom Buchhalter zum Planer, vom Techniker zum Erfinder, vom mechanischen Denker zum Erschließer gedanklichen Neulands – ein Sprung, der so groß und weit ist wie der von der primitiven Handarbeit zur Produktion am laufenden Band.

Denn die Zahlenrechenmaschine des Professors Lebedew ist ja nur eine – obzwar vielleicht die komplizierteste – aus einer beträchtlichen Anzahl von Denkmachines, kleinen und großen, schnellen und überschnellen, die bereit sind, in den Produktionsprozeß einzutreten, zu messen und zu wiegen, zu berechnen, zu regeln, zu steuern und einzustellen, wo der Mensch bisher mit seiner Schublehre und seinem Meßstab, seinem Bleistiftstummel und seinem armen, überlasteten Gehirn herumstocherte. Der automatische Regler ist geboren, der genauer und zuverlässiger ist als jeder menschliche Prüfer, der nie ermüdet, und der dem Menschen den wirklich interessanten, schöpferischen Teil der Arbeit zumißt: die Stellung der Aufgabe, die Ausarbeitung von Entwurf, Programm und Plan.

Erst jetzt wird es dem Menschen möglich, wahrhaft Herr seiner Arbeit zu werden.

Im Sozialismus, heißt das.

Automation ist ein zweischneidiges Schwert

Wenn ich über Automation und ihre Bedeutung nachdenke, kommen mir zwei Bilder in den Sinn.

Das eine ist eine Karikatur in einer kürzlich erschienenen Nummer der Zeitschrift „New Yorker“. Sie zeigt eine Frau und einen Mann am häuslichen Kamin, offensichtlich ein Ehepaar, offensichtlich bessere Leute. Aber während er aussieht, als schmecke ihm die Zigarre im Munde plötzlich nach Hering, zeigt ihr Gesicht eine großartige Mischung von Langerweile und Verständnislosigkeit, und sie sagt zu ihm: „Ich verstehe einfach nicht, warum du dir Sorgen machst, John. Automation oder nicht – Aufsichtsratsvorsitzende wird es immer geben.“

Das andere ist die Erinnerung an ein Lächeln, das ich in den Lichatschow-Autowerken in Moskau gesehen habe. Der da gelächelt hatte, war ein Arbeiter und hieß Valentin Kusmitsch Tarapkow. Er war ein schon älterer Mann mit hagerem Gesicht. Ich hatte ihn an der automatischen Taktstraße für Zylinderblöcke kennengelernt. Die Taktstraße hatte mich sehr beeindruckt – achtundvierzig große Maschinen, die in einer Art S-Linie aneinandergereiht waren. Jede Maschine bekam von ihrer Nachbarin zur Linken den schweren Achtzylinder-Lastwagenmotorblock zugeschoben und gab ihn dann an ihre Nachbarin zur Rechten weiter; jede führte mit unermüdlicher Wucht und unerschöpflicher Geduld den Arbeitsgang, für den sie geschaffen war, genau durch und beendete ihn in genau zwei Minuten und fünfundvierzig Sekunden, während sämtliche achtundvierzig Zylinderblöcke, die in diesen zwei Minuten und fünfundvierzig Sekunden gedreht und gebohrt und gefräst und geschliffen und geschnitten wurden, im Chor quietschten und kreischten und stöhnten und jammerten und heulten.

Mitten in dem Lärm standen ein paar Männer bei einem kleinen Kontrollpult und unterhielten sich. Der enge Raum zwischen den Maschinenreihen war durch einen primitiv gezimmerten Tisch und eine Bank, die bessere Tage gesehen hatte, noch mehr verengt worden; auf dem Tisch stand ein Damebrett fertig zur nächsten Partie, statt der weißen Steine aber lagen Schrauben auf dem Brett und Muttern statt der schwarzen.

Der Mann mit dem hageren Gesicht wurde mir vorgestellt. Er sei ein Arbeiter, hieß es, der an der gleichen Stelle dieser gleichen Abteilung des Betriebes an der Herstellung der gleichen Zylinderblöcke gearbeitet hatte, die jetzt von der automatischen Taktstraße produziert wurden.

„Wie ist das?“ fragte ich ihn. „Ist es heute besser?“

Und dann kam dieses Lächeln. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß es dem Lächeln der Heiligen auf alten Ikonen ähnelte, deren Maler die Ver-

zückung angesichts der überirdischen Schönheit der Madonna darstellen wollten.

„Sie sehen doch selber“, sagte Tarapkow. „Ich stehe hier und rede mit Ihnen und rauche meine Zigarette – früher mußte ich die Blöcke mit diesen zwei Händen greifen und sie einrichten und in die Maschine einspannen . . .“ Er breitete die Arme, seine Hände schienen etwas packen zu wollen; er hatte mir Größe und Gewicht des Zylinderblocks und die Schwere seiner alten Arbeit vorgeführt.

Tarapkow war fünfundvierzig Jahre alt, als 1952 die Taktstraße eingebaut wurde. Mit fünfundvierzig Jahren ging er zurück zur Schule, auf Kosten seines Betriebes, und lernte, wie die neue, unerhört kompliziertere Maschinerie zu bedienen war. Es war eine Abendschule, die vom Betrieb im Betrieb für Betriebsangehörige organisiert worden war, und während Tarapkow lernte, verdiente er weiter: und heute verdient er mehr denn je.

„Fünf Mann“, sagte er, „schaffen heute an diesem Abschnitt der Taktstraße soviel, wie zweiunddreißig Mann vor der Automation geschafft haben.“

„Was wurde aus den anderen siebenundzwanzig?“

„Welche siebenundzwanzig?“ fragte er.

„Die früher hier gearbeitet haben“, sagte ich, etwas erschrocken über den scheinbaren Mangel an menschlichem Interesse.

„Sie arbeiten heute noch hier“, sagte Tarapkow und lächelte wieder – aber jetzt war es ein anderes Lächeln, freundlich dem schlecht informierten Ausländer gegenüber und zugleich erstaunt über die Notwendigkeit, etwas erklären zu müssen, das seiner Erfahrung nach gar keiner Erklärung bedurfte. „Natürlich arbeiten sie noch hier, in anderen Abteilungen, ich weiß nicht in welchen, das Werk ist so groß. Man kann einen Menschen doch nicht entlassen, weil man eine größere und bessere Maschine hinstellt. Die Werkleitung muß ihm neue Arbeit verschaffen, die mindestens so gut ist wie die alte oder besser. Und bei uns gibt's doch genug Arbeit, immer . . .“

„Nehmen wir aber mal an“, sagte ich, „all das wäre schon automatisiert. Und überall – hier in den Lichatschow-Werken, in ganz Moskau, in der ganzen großen Sowjetunion – täten fünf Menschen die Arbeit, die früher von zweiunddreißig gemacht wurde . . . Was dann?“

Tarapkow kniff die Augen zusammen in seinem ölverschmierten Gesicht. Er schien prüfen zu wollen, ob ich meine Frage ernst meinte oder mir nur etwas Verrücktes ausgedacht hatte.

Dann begriff er, lachte und nickte in Richtung des wackligen Tisches mit dem selbstgemachten Damespiel. „Wir würden ein bißchen mehr Zeit haben zum Spielen“, sagte er – und spürte plötzlich, daß er tatsächlich in die Zukunft blickte. „Schön wäre es schon“, fügte er langsam hinzu. „Wie viele Dinge hat man immer tun wollen und ist nicht dazugekommen . . .“

Nach den sehr strikten Definitionen des Professors Trapesnikow vom Institut für Automation und Telemechanik verlangt eine echte Automation ein Minimum an automatischer Justierung und Eigensteuerung von seiten der Maschine.

In der Praxis fand ich aber, daß die Begriffe „Automation“ oder „automatische Taktstraße“ auch dort angewandt werden, wo der Mensch noch prüft, kontrolliert und justiert – wenn nur eine Reihe miteinander verbundener Maschinen da ist, die das Werkstück von einer zur andern automatisch weitergeben oder „transferieren“, wie der Fachausdruck lautet. Die Zylinderblock-Taktstraße in den Lichatschow-Automobilwerken, eine der ältesten Taktstraßen in der rasch vorwärtsschreitenden Geschichte der Sowjetautomation, ist eine reine Transfer-Maschine. Zwar bleibt die Taktstraße von selbst stehen, wenn an einer der Maschinen etwas ernsthaft nicht in Ordnung ist, aber die Maschinen können sich selbst weder prüfen noch korrigieren.

Eine ähnliche Transfer-Taktstraße, nur viel kleiner in ihren Ausmaßen, steht in der Zweiten Moskauer Uhrenfabrik. Sie produziert die Gehäuse für die Pobjeda-Männerarmbanduhr. Ich will versuchen, diese automatische Taktstraße zu beschreiben, weil sie so hübsch sauber und kompakt ist und weil sie, glaube ich, eine ganze soziale Entwicklung beleuchtet.

Links an der Maschine befindet sich ein Behälter mit Tausenden von Rohlingen, die aus der Betriebsgießerei kommen. Ein Arbeiter steckt je vierzig Rohlinge auf einen metallenen Stab und lädt sie, derart aufgereiht, in den Speicher der automatischen Taktstraße. Von da an übernimmt die Maschine die Arbeit. Ein kleiner stählerner Arm mit einem Greifer an seinem Ende reicht herüber, greift sich den obersten Rohling aus dem Speicher und transferiert ihn zur ersten Station der Taktstraße, die den ersten Arbeitsgang an dem Werkstück durchführt – schleifen, glaube ich. Nach acht Sekunden schwingt sich ein Arm von Station zwei herüber, nimmt der Station eins das Werkstück fort und bringt es zur Station zwei. Dieser Vorgang wiederholt sich alle acht Sekunden und durch alle zehn Stationen oder Teilmaschinen der automatischen Taktstraße hindurch, bis am Ende das Gehäuse der Pobjeda-Uhr, präzise geschliffen, allseitig poliert und mit all den Löchern versehen, die ein Uhrgehäuse nun einmal haben muß, aus Station zehn in den dort wartenden Behälter fällt.

Hat man der Bewegung dieser mechanischen Arme ein Weilchen zugeschaut, ihrem Neigen, Greifen, Drehen, Vorlegen, das sich alle acht Sekunden mit marionettenhafter Steifheit wiederholt, dann bekommt man ein komisches Gefühl. Gott sei Dank, denkt man sich, daß die Maschine die mechanische Arbeit macht, und nicht du.

Und dann, dramatisch, kommt die Überraschung. Man wendet sich um und sieht in derselben Halle dreißig oder vierzig Mädchen, an dreißig oder

vierzig Maschinen von früher, die gleichen mechanischen Arbeiten an den Gehäusen anderer Uhrenmodelle durchführen. Man sieht die gleichen mechanischen Bewegungen der Arme, nur daß die Arme jetzt fleischfarben sind und Menschen gehören, Arbeiterinnen, Angehörigen der herrschenden Klasse des Landes.

Nein, das sind nicht Arbeiterinnen wie in jedem kapitalistischen Betrieb. Sie werden nicht angetrieben, bis sie vor Müdigkeit zusammenklappen; sie haben mehr und größere soziale Rechte, als alle Gewerkschaften in allen kapitalistischen Ländern der Welt ihren Mitgliedern je verschaffen könnten; sie sind sauber und wohlgenährt, und sie lachen gern und viel. Aber sie müssen, heute noch, eine mechanische Arbeit verrichten, die eigentlich schon unter der Würde denkender menschlicher Wesen liegt. Denn wenn die Maschine die Arbeit tun kann, braucht der Mensch sie nicht mehr zu tun. Und tatsächlich ist man in der Maschinenbauabteilung der Zweiten Moskauer Uhrenfabrik, in der die erste automatische Taktstraße der Uhrenindustrie der Welt gebaut wurde, bereits dabei, neue, verbesserte, größere automatische Maschinen zu konstruieren, die die Mädchen ablösen und ihnen gestatten sollen, sich einer vernünftigeren, anregenderen Arbeit zuzuwenden.

Denn Automation ist ja keine Zufallsentwicklung – weder im Kapitalismus noch im Sozialismus. Sie kam, nachdem der lange, lange Prozeß der Mechanisierung und Vereinfachung der Arbeitsorganisation einen solchen Grad erreicht hatte, daß die Arbeit kaum noch des Denkens und der Handfertigkeit des Arbeiters bedurfte und der Arbeiter zum Anhängsel, ja fast zum Teil der Maschine, zum Roboter, selber zu einem Automaten wurde.

Von da bis zur vollständigen Ersetzung des Arbeiters durch die Maschine, zur Automatisierung der Produktion, ist nur noch ein kurzer Schritt.

Und an diesem Punkt beginnt die Automation ihr zweiseitiges Wesen zu zeigen, und der Unterschied zwischen kapitalistischer und sozialistischer Automation tritt zutage.

Im Technischen besteht sehr wenig Unterschied zwischen Automation hier oder dort. Es ist nicht meine Art, die Dinge schönzufärben oder, wie die Russen sagen, zu lackieren; und ich freue mich, feststellen zu können, daß die sowjetischen Wissenschaftler und Ingenieure, mit denen ich zu tun hatte, es gleichfalls nicht lieben, Illusionen zu verbreiten. In Moskau leitete Ingenieur A. E. Prokopowitsch seine Bemerkungen damit ein, daß er mir erklärte: „Als Ingenieur und Spezialist würde ich lächerlich wirken, wenn ich behauptete, daß alles, was sie in den Vereinigten Staaten machen, schlecht wäre, und alles, was wir hier tun, hervorragend ist. Die Automation entwickelt sich sehr rasch in beiden Teilen der Welt; hüben wie drüben müssen die Ingenieure auf der Grundlage bereits existierender Maschinerie beginnen; das technische Niveau ist ungefähr das gleiche; und automatische Taktstraßen werden in

sozialistischen wie in kapitalistischen Ländern nach ungefähr den gleichen Grundsätzen gebaut.“

Und Prokopowitsch ist nicht irgendwer – er ist Chefingenieur des Versuchs- und Forschungsinstituts für metallverarbeitende Maschinen, des weltbekannten „ENIMS“, das die schweren automatischen Taktstraßen der Sowjetunion entwickelt und in den großen Stanko-Konstruksija-Werken die Null-Serie dieser Maschinen herstellt. Die Erklärung war um so frappanter, als er sie abgab, gerade nachdem er mir die neueste seiner noch im Bau befindlichen Taktstraßen gezeigt hatte – ein riesiges Ding, das aus dreizehn großen Maschinen besteht und Rotoren für Elektromotoren automatisch produzieren wird, wobei die dreizehnte Maschine ein Elektronengehirn besitzt, das den fertigen Rotor genau nach Spezifizierung auswuchtet. Es ist ein toller Eindruck: die stählernen Hände, die die entlangkommende Welle ergreifen, sie in die Drehbank einspannen und wieder herausnehmen, nachdem ein paar mechanische Finger sich überzeugt haben, daß das Werkstück richtig, mit einer Toleranz von nur wenigen tausendstel Millimetern, bearbeitet wurde. Es ist ein toller Eindruck: stählerne Arme, die den typischen fächerartigen Kragen des Rotors auf die Welle montieren; und eine Maschine mit eigenem Gehirn, die den Rotor abwägt und unhörbare Anordnungen gibt, nach denen winzige Bohrer der Welle winzige Spänchen Stahls entnehmen, bis das Werkstück ausgewuchtet und die Maschine von der vollendeten Qualität ihrer Arbeit vollständig befriedigt ist . . .

„Manchmal sind wir stolz“, sagte Prokopowitsch, „wenn Ingenieure aus dem Westen unsere Lösungen für ihre Arbeit benutzen – es zeigt uns, daß wir auf dem betreffenden Gebiet ihnen voraus sind. Manchmal sind es auch wir, die sich ihre Ideen aneignen und weiterentwickeln . . .“

Prokopowitsch gefiel mir. Er war Arbeiter gewesen, bevor er Maschinenbau und Philosophie studierte. Er hatte das sensitive Gesicht und die Hände eines Musikers, aber an der Art, in der er mit Menschen sprach, konnte man erkennen, daß er Entscheidungen zu treffen wußte.

„Vor fünfzehn oder zwanzig Jahren“, fügte er nachdenklich hinzu, „lief alles nur in einer Richtung. Nur wir nahmen, nur wir entwickelten nach. Und ich sage Ihnen, unsere Fortschritte wären noch schneller gekommen und wir wären noch viel weiter, wenn der Krieg nicht gewesen wäre . . .“ Seine Stimme wurde fremdartig und harsch. „Ein schönes großes Werk hatten wir gebaut in Belorußland, alles war noch neu und glänzte, und ich war der Werkleiter. Dann kamen die Faschisten; und als wir zurückkehrten, war nichts mehr da . . .“

Er schien immer noch in tiefer Trauer zu sein über die zerstörte Fabrik, als wäre sie ein frühgestorbenes Kind. Und wahrscheinlich war sie ihm auch genau das . . .

„Dieser rasche Fortschritt“, erinnerte ich ihn nach einer Weile, „wie erklären Sie sich den? Und liegt hier der einzige Unterschied zwischen den zwei Arten der Automation, der westlichen und der östlichen?“

„Nein, es gibt da einen prinzipiellen Unterschied.“ Er beugte sich vor. „Ich weiß nicht, ob es mir gelingt, aber ich werde versuchen, es Ihnen zu erklären. Es ist ein Unterschied in der ganzen Einstellung zur Mechanisierung und Automation. Natürlich wollen die Kapitalisten ebenso wie wir die Automation, weil sie die Produktivität steigert. Aber für die Kapitalisten bedeutet höhere Produktivität höhere Profite, und das ist es, worauf sie ihr Augenmerk richten. Sie wägen immer die Profitmöglichkeiten bei der Automation gegen die Kapitalauslagen, die die Automation verlangt. Und wo sie nicht sehen, daß sie die Kosten rasch wieder hereinbekommen und anfangen können, die Profite zu scheffeln, automatisieren sie nicht.“

„Und bei Ihnen?“ fragte ich.

„Für uns bedeutet höhere Arbeitsproduktivität einen höheren allgemeinen Lebensstandard. Darauf richten *wir* unser Augenmerk. Wir arbeiten auf längere Sicht, und wir haben den längeren Atem. Aber die Automation enthält für uns auch mehr als nur eine Steigerung der Arbeitsproduktivität. Wir wollen eine Technik schaffen, die dem Menschen die Arbeit interessant und anregend macht, damit die menschliche Arbeit in Übereinstimmung ist mit dem Geist des Menschen im Kommunismus; wir wollen solche Arbeit, die körperlich anstrengend und geistig langweilend ist, abschaffen; wir wollen, daß der Mensch mit seinem Gehirn, nicht mit seiner Muskelkraft arbeitet. Und für dieses Ziel opfern wir unter Umständen sogar eine unmittelbare Steigerung der Arbeitsproduktivität und die damit verbundenen Vorteile. Spielen Sie Schach?“

„Ein bißchen“, sagte ich. „Ich bin ein glänzender Verlierer.“

„Aber Sie werden wenigstens wissen“, sagte er, „daß es beim Schachspiel zwei Schulen gibt. Die eine meint, daß jeder Zug einen sofortigen Gewinn bringen muß; die andere glaubt, daß man mitunter auf einen sofortigen Vorteil verzichten soll, um später den entscheidenden Vorteil zu gewinnen... Diese letzte“, fügte er langsam hinzu, „ist die russische Schule.“

„Nun gut“, sagte ich. „Das ist beim Schach.“

„Sie werden zweifellos eine größere Anzahl automatischer Taktstraßen bei Ford und Detroit finden“, sagte er, „als bei Lichatschow in Moskau. Dafür werden wir hier bei der Automation in Projekten investieren, die sich vielleicht erst in fünfzehn oder zwanzig Jahren rentieren. Wir werden sogar unmittelbare Produktivität opfern, um die Arbeit unserer Menschen körperlich leichter und geistig reizvoller zu machen. Und wir sind überzeugt, daß wir dadurch auf lange Sicht eine unvergleichlich größere Steigerung der Produktivität erzielen. Hier liegt der wahre Grund dafür, daß wir manchmal

und auf manchen Gebieten plötzlich einen Riesensprung vorwärts machen und unsere westlichen Kollegen zu deren großer Überraschung überrunden. Und aus *manchmal* wird *immer* werden, und aus *manchen Gebieten* – *überall*.“

In meiner Sammlung von Zeitungsausschnitten befindet sich einer, den ich vor kurzem der Wirtschaftsseite der „New York Herald Tribune“ entnommen habe. Er trägt die Überschrift „Einmann-Fabrik“ und lautet:

„Die Bleichanlage in Marma-Langror bei Gavle in Schweden, die eine Leistungsfähigkeit von 70 000 Tonnen Sulfitpulpe jährlich besitzt, ist jetzt so weit automatisiert, daß ein Mann an einer 80 Fuß langen Schalttafel mit 400 Meßskalen das einzige menschliche Wesen ist, das an dem Produktionsprozeß teilnimmt. Die 70 Phasen des Produktionsprozesses werden von 200 Maschinen und Apparaten versehen, die ihrerseits von 30 automatischen Reglern gesteuert werden. Die Kontrollschalttafel ist in Form eines Diagramms angelegt, auf dem sich die wirkliche Aufstellung und Verteilung der Produktionsmaschinerie widerspiegelt, und ist mit dieser durch 35 Meilen elektrischer Kabel verbunden.“

Dieser kleine Ausschnitt ist die Ergänzung zu der Karikatur aus der Zeitschrift „New Yorker“, die den besorgten Unternehmer und seine begriffstutzige Frau zeigt. Denn natürlich gibt es in der Einmann-Fabrik von Marma-Langror neben der geplagten Seele, die die 400 Meßskalen auf der 80 Fuß langen Schalttafel im Auge behalten muß, noch einen weiteren Menschen: den Vorsitzenden des Aufsichtsrats.

Und dieser Aufsichtsratsvorsitzende hat allen Grund, sich Sorgen zu machen – wie soll er es fertigbringen, von einem einzigen Arbeiter zu leben? Schließlich ist es ja nicht nur eine verrückte Idee von Karl Marx gewesen, daß die Kapitalisten sich kleiden und ernähren und sich gelegentlich auch einen kleinen Luxus gönnen von dem Mehrwert, den sie aus ihren Arbeitern herausholen. Wird der Kapitalist, der nur einen einzigen Arbeiter zum Ausbeuten hat – wie der böse alte Mann, der Sindbad dem Seefahrer auf den Schultern saß –, nicht sehr bald absteigen und seinen Lebensstandard sehr herabschrauben müssen, wird er nicht sogar lieber sein Geschäft aufgeben, als so eine Einmann-Fabrik behalten?

Ich zeigte Prokopowitsch den Ausschnitt aus der „Herald Tribune“ und fragte ihn, welchen Rat er diesem Kapitalisten mit seinem einen Arbeiter geben würde, um ihm aus den Widersprüchen der Automation herauszuhelfen.

Prokopowitsch gab zu bedenken, daß die Kapitalisten sich kaum für seine Ratschläge interessieren dürften.

Ich erwiderte ihm, daß auch ich nicht allzusehr um das Wohlergehen der Kapitalisten besorgt sei. Im übrigen, wenn ich mich recht erinnerte, habe Marx weiter ausgeführt, daß es nicht der Arbeitsprozeß in einem einzelnen Betrieb, sondern die *gesellschaftlich notwendige* Arbeit sei, die den Wert

einer Ware, ihren Preis und somit den Profit des Unternehmers bestimmt; so daß also der Aufsichtsratsvorsitzende der Einmann-Fabrik von Marmalangrör durchaus in der Lage sein würde, die herrlichsten Superprofite aus seinem einen Arbeiter herauszuholen – bis die andern Sulfitpulpe-Fabrikanten hinter seinen Trick kämen und gleichfalls zur Einmann-Produktion übergingen. Dann allerdings würde die Sache fatal werden. Dann würde die Preisstruktur für Sulfitpulpe zusammenbrechen und der Markt kaputtgehen – und das würde nicht nur in dieser einen Industrie geschehen: Automation ist eine Allgemeinerscheinung, die die allgemeinen antagonistischen Widersprüche im Kapitalismus vertieft.

„Ich habe das Gefühl“, sagte Prokopowitsch, „diese antagonistischen Widersprüche werden schließlich dazu führen, daß die Entwicklung der Automation unterm Kapitalismus verlangsamt wird, während wir weiter vorwärtsschreiten, weil wir nicht an solchen Widersprüchen leiden.“

„Vor zwei oder drei Jahren“, berichtete ich, „begleitete einmal der Aufsichtsratsvorsitzende von General Motors den Vorsitzenden der Automobilarbeitergewerkschaft der USA, Mr. Walter Reuther, durch eines der General-Motors-Werke. Es war gerade vor den jährlichen Lohnverhandlungen. Der Vorsitzende des Aufsichtsrats zeigte dem Vorsitzenden der Gewerkschaft die neuesten automatischen Maschinen und bemerkte: ‚Sie werden es nicht leicht haben, Mr. Reuther, von denen da Gewerkschaftsbeiträge zu kassieren . . .‘ Der Gewerkschaftsvorsitzende aber antwortete schlagfertig: ‚Und Sie werden es nicht leicht haben, denen da Autos zu verkaufen!‘“

„Wie es scheint, haben sie beide es jetzt nicht leicht“, äußerte sich Prokopowitsch, „weder Mr. Reuther noch General Motors. Aber die wirklichen Leidtragenden sind die Arbeiter. Vielleicht kann ich Ihnen eine andere gewerkschaftliche Meinung zitieren – einen kürzlich gefaßten Beschluß der englischen Automobilarbeiter, in dem es heißt: *Um den Arbeitern und allen Menschen den vollen Segen der Automation zugänglich zu machen, wird das gesellschaftliche System geändert werden müssen.*“

Unter welchem Gesellschaftssystem automatisiert wird – das ist der Kern der Frage: denn Automation ist ein zweischneidiges Schwert, das in dieser oder in jener Richtung wirken kann. Automation kann die Zeit und die Mühsal der Arbeit, die getan werden muß, kürzen und das Leben des Menschen glücklicher und reicher machen – im Sozialismus. Und sie kann die gesamte Arbeit des Menschen wegnehmen und sein Leben in ein elendes, erniedrigendes Dasein verwandeln – im Kapitalismus.

Der Arbeiter, der westlich der Elbe, und besonders in den Vereinigten Staaten, an Automation denkt, denkt automatisch an Arbeitslosigkeit. Im Westen sind Automation und Arbeitslosigkeit wie siamesische Zwillinge, die

aus der schrecklichen Verbindung von technischem Fortschritt und überalterter Wirtschaftsform geboren wurden. Und es wird eine Operation vorgenommen werden müssen, um die Zwillinge voneinander zu trennen und die Automation auch im Westen zur Segnung werden zu lassen.

Der enge Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und Automation ist nichts Neues, obwohl er durch die sogenannte Rezession, die sich zur Zeit von den Vereinigten Staaten her ausbreitet, besonders grell beleuchtet wird. Schon Anfang der fünfziger Jahre ist dieser Zusammenhang sichtbar geworden. Während des verhältnismäßig geringen Geschäftsrückgangs von 1953 entließen die Stahlwerke allein im Bezirk Pittsburgh 40 000 Stahlarbeiter. 1955 lief die Produktion wieder auf vollen Touren – aber von den 40 000 waren nur 14 000 zu ihren Arbeitsstellen zurückgekehrt. „Die übrigen 26 000“, so schrieb die Londoner „Times“ vom 30. August 1955, „waren durch Automation ersetzt worden und sind zu dauernder Arbeitslosigkeit verurteilt.“

Ersetzt durch Automation . . . Eine Arbeit, die von der automatischen Maschine übernommen wird, bekommt der Mensch nicht mehr zurück. Er wird überzählig – ein Wort, das nach unveränderlichem Schicksal klingt und das die Kapitalisten gern benutzen, um nicht sagen zu müssen: Wir brauchen dich nicht mehr, du bist erledigt, mach daß du rauskommst.

Ich kenne aus der jetzigen „Rezession“ in den Vereinigten Staaten keine vergleichende Statistik, aus der hervorginge, welcher Prozentsatz der Arbeitslosigkeit auf die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung in einer zyklischen Krise und welcher auf die Automation zurückzuführen ist. Beides geht Hand in Hand, ein grausiges Paar, das dem Arbeiter sein Häuschen, sein Fernsehgerät, seinen Kühlschrank und am Ende sogar seinen Kindern das Brot vom Munde raubt. Die Verteidiger des Kapitalismus behaupten, daß Menschen, die durch die Automation ersetzt werden, irgendwo anders in der kapitalistischen Wirtschaft Arbeit finden und daß ja auch Leute gebraucht werden, um die automatischen Maschinen zu bauen und zu bedienen. Sicher, eine gewisse Zahl von Leuten wird gebraucht – aber niemals so viele, wie entlassen wurden. Es ist doch klar, daß die Kapitalisten nie angefangen hätten zu automatisieren, wenn sie nicht eine Ersparnis an Arbeitskräften sähen, eine Ersparnis an Löhnen, die größer ist als die Kosten ihrer Automation. Was sonst würde die Unternehmer veranlassen, sich in Mühe und Kosten zu stürzen?

Das also ist Automation im System der freien Wirtschaft.

Das aber wird auch das Ende dieser Art freier Wirtschaft beschleunigen. Die Zeitschrift der Werkzeugmacher-Gewerkschaft von Detroit schreibt: „Wir erwähnen es nicht gerne, aber die Möglichkeit besteht, daß die Herren der freien Wirtschaft mit ihrer Automation das ganze System der freien Wirtschaft in den völligen Bankrott hineinwirtschaften werden.“

Und wie verhält es sich im Sozialismus?

Gewiß: eine Arbeit, die von der automatischen Maschine übernommen wird, bekommt der Mensch nicht mehr zurück – diese Regel gilt auch im Sozialismus. Aber sie hat eine ganz andere Bedeutung in einer geplanten, sich ständig erweiternden Wirtschaft, die dem Volk gehört, vom Volk verwaltet wird und den Interessen des Volkes dient. In einer solchen Wirtschaft atmet man auf, wenn einem die Maschine die schwere Arbeit abnimmt; denn man wird frei, um sich der besseren, interessanteren, lohnenderen Arbeit zuzuwenden, die schon auf einen wartet.

„Sie erwähnten vorhin“, sagte ich zu Prokopowitsch, „daß Sie hier in der Sowjetunion, im Sozialismus, nicht an den antagonistischen Widersprüchen leiden, die den Kapitalisten solche Kopfschmerzen bereiten. Aber gibt es vielleicht Widersprüche anderer Art, die Ihnen zu schaffen machen?“

„Wir haben ein Sprichwort im Russischen“, sagte er. „Auf der Landkarte sieht alles glatt aus, aber der Erdboden ist voller Gruben.“

„Und die Gruben sind voller Widersprüche?“

„Voller nicht-antagonistischer. Voller Widersprüche, die wir mit etwas Geduld und Nachdenken lösen können.“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel ingenieurtechnischer und organisatorischer Art. In der Struktur der Industrie wirken sich sehr alte Traditionen aus: Maschine plus Mensch, ein Mensch pro Maschine, und alle Kontrollen sind entsprechend dieser Auffassung angelegt. Die neue Technik aber verlangt eine völlig neue Organisation des Betriebs mit neuen Kontrollmethoden. Wir müssen lernen, über unsern eigenen Schatten zu springen.“

Oder: Widersprüche im Maschinenbau. Eine automatische Taktstraße baut sich am leichtesten, wenn man sie um ein Werkstück herum konstruiert, das immer aus ein und demselben Material nach ein und denselben Normen hergestellt wird. Moderne industrielle Entwicklung aber bedeutet dauernde Veränderungen! Und man kann doch nicht eine ganze automatische Taktstraße oder selbst Teile davon zum alten Eisen werfen, nur weil das Werkstück geändert werden muß; man kann sich aber auch nicht erlauben, einer existierenden automatischen Anlage wegen notwendige Veränderungen am Werkstück zu unterlassen und den technischen Fortschritt aufzuhalten. Also muß man automatische Taktstraßen entwickeln, die sich entsprechend den Veränderungen am Erzeugnis selber verändern lassen – eine automatische *Universal*-Taktstraße muß man schaffen.“

„Werden Sie das können?“

„Ich glaube ja“, sagte Prokopowitsch. „Ich glaube, daß wir im Grundsätzlichen den Weg dazu bereits gefunden und in Einzelfällen das Problem bereits gelöst haben. Unsere automatische Taktstraße für Zahnräder kann sie

in jedem gewünschten Durchmesser liefern, von 80 mm bis 300 mm, mit jedem Zahnprofil und mit so vielen Zähnen, wie Sie möchten; und die Umstellung der Taktstraße von der Produktion eines Zahnradmodells zum andern dauert höchstens zwei Stunden . . .“

„Aber sind das alles nicht recht harmlose Widersprüche, vergleichsweise?“

„Nicht für den Ingenieur.“

„Aber für den Soziologen.“

„Also bitte schön“, sagte er, „ich wollte sowieso davon sprechen. Wir haben die Schwierigkeit mit den Arbeitern.“

„Den Arbeitern . . .?“

„Den neuen Arbeitern. Den neuen Arbeitern, die erzogen und geschaffen werden müssen für unsere automatischen Taktstraßen. Die automatische Maschine löst ungelernte oder halbgelernte Leute ab, braucht aber Arbeiter mit der Ausbildung fast eines Ingenieurs. Sie haben ja ein paar von diesen Taktstraßen gesehen – 1936 haben wir angefangen, sie zu bauen, und jetzt haben wir automatische Taktstraßen für Zylinderblöcke, Kolben, Kolbenringe, Wellen, Kugellager, Zahnräder, geflanschte Wellen, Kegelhäder; und es befinden sich darunter Taktstraßen, die auch automatisch montieren. Das sind also ganz komplizierte Maschinenkombines, und je weiter wir fortschreiten, desto komplizierter werden sie. Früher herrschte der Aberglaube, daß Automation etwas Einfaches wäre: man drückt auf den Knopf, und los geht es; jeder kann so was. In einem unsrer Betriebe haben sie tatsächlich den Feuerwehrmann die automatische Taktstraße so nebenher bedienen lassen. Das ist genau drei Minuten gut gegangen, dann blieb die Maschine stehen, und dann haben sie in dem Betrieb gesagt, die ganze Automation taugt nichts . . . Wir mußten sie überzeugen und sie belehren. Aber woher soll man auch genügend Menschen nehmen, um die vielen automatisierten Maschinen, Taktstraßen und später auch Betriebe zu bedienen? . . . Im Augenblick improvisieren wir. Wir nehmen einen gelernten Ingenieur und stellen ihn zur Arbeit an die Taktstraße; oder wir bilden einen besonders fähigen Arbeiter zur Arbeit an der automatischen Taktstraße aus. Aber wir brauchen Massen eines völlig neuen Arbeitertyps, dessen Qualifizierung zwischen dem gelernten Arbeiter und dem Ingenieur liegt, aber näher am Ingenieur. Wir brauchen den Arbeiter-Ingenieur oder Ingenieur-Arbeiter oder wie Sie ihn auch nennen wollen . . .“

„Den Arbeiter des Kommunismus.“

„Ja, den Arbeiter des Kommunismus.“

Prokopowitsch machte eine kurze, eindrucksvolle Handbewegung. Der neue Arbeiter schien ihm sehr am Herzen zu liegen.

„Und diesen Arbeiter zu schaffen, ist ein Prozeß, der nicht von heute auf morgen beendet sein wird und den man nicht dem Zufall überlassen kann. Diesen Arbeiter zu schaffen, erfordert ein ganzes Bildungssystem, erfordert

Planung. Denken Sie nur an das vielfältige Wissen, das er besitzen muß . . . Wir haben gerade begonnen auf diesem Weg mit der allgemeinen Zehnjahresschule, mit den technischen Hochschulkursen in unsern großen Betrieben, mit dem Technikum und mit Instituten und Korrespondenzkursen und Universitäten im ganzen Lande. Heute kommen jährlich sechzigtausend neue Ingenieure von unsern Hochschulen. Morgen werden es noch viel mehr sein. Wir werden alle studieren, bei der Arbeit und beim Spiel, jung und alt, eine Nation von Studierenden, damit wir die neue Technik und die neuen Energien meistern – damit wir die Natur meistern.“

Heinz Czechowski

IN DIESEM JAHRE

*DER SORGLOSE BLICK in die ziehenden Wolken kann
abgelöst werden vom suchenden: nach Bombern.
Da darf das Liebesgedicht nicht geschrieben werden
vor dem Pamphlet gegen die Kriegstreiber.*

*ZU GEHN AM ABEND SORGLOS, ist schön. Der Sommer
kündigt sich an mit schweren Gerüchen.
Die Akazien blühen. Die Luft
ist voller Verheißung. Aber
die Zeitung in deiner Tasche meldet:
Die deinen Vater morden schickten (er fiel
vor Charkow) planen neue Geschäfte, größere. Der Abendwind
(voller Verheißung) kann radioaktiv sein. Die Liebenden
gehn in die Wiesen: Hörten sie nicht
von den Kindern, die jetzt als Krüppel geboren werden zuweilen?
Und doch gehn die Liebenden in die Wiesen. Auch angesichts der
Raketen
auf dem Boden des westlichen Deutschland
ist die Welt voller Hoffnung auf Frieden. Aber
es wird nur soviel Frieden geben, wie wir
weniger sorglose Abende kennen.*

Zu gehn am Abend sorglos, wie wäre das schön!

EIN TAG IN TOKIO

Für die japanische Hauptstadt ist dies ein Tag wie jeder andere. Strahlend erhebt sich die Sonne zu früher Stunde. Die Stadt erwacht. Schon um zwei Uhr morgens beginnt in den Fischmarkthallen am Sumidofluß ein geschäftiges Treiben. Überall ist hier derselbe Geruch, in den kleinen Imbiß-lokalen, den Teestuben, den Bierhallen, den Gastwirtschaften und Hotels. Um fünf nimmt die elektrische Vorortbahn und die U-Bahn den Verkehr auf. Frauen und Männer eilen in die Fabriken und in die vielen kleinen Werkstätten, die es hierzulande gibt und die meist als billig arbeitende Zulieferbetriebe der großen Werke tätig sind. Ein immer dichter werdender Strom von Lastwagen, schnellen Lieferwagen und Personenautos prägt das Straßenbild.

Auch Tokio hat im zweiten Weltkrieg schwer durch Luftangriffe gelitten. Der von Japan über andere Völker und Länder gebrachte Krieg ist, genau wie in Deutschland, schmerzhaft ins eigene Volk zurückgeschlagen. Durch Brand- und Sprengbomben sind in Japans Metropole 167 000 Menschen getötet worden, und 2 Millionen 862 000 Menschen wurden verletzt. Sicher ist das einer der Gründe für das große Interesse, mit dem die Bevölkerung der Stadt die Weltkonferenz gegen Atom- und Wasserstoffbomben verfolgt. Wir Teilnehmer der Konferenz treten heute zum letztenmal im Kudan-Keikan, dem ehemaligen Klub der kaiserlichen Offiziere, zusammen. Die in vielen Kommissionssitzungen beratenen Dokumente der Konferenz werden verabschiedet.

Am späten Nachmittag geht es zum Hibiypark, der traditionellen Versammlungsstätte der Arbeiter von Tokio. „Das ist unser Lustgarten“, sagt Professor Hirano, der vor vielen Jahren in Berlin studiert hat, unterwegs zu mir. Als wir die für uns frei gehaltenen Ehrenplätze einnehmen, sind schon mehr als 15 000 Menschen im Parkrund, und immer noch strömen weitere hinzu. Viele junge Männer tragen Ordnerbinden. Es herrscht Kampfstimmung. Faschistische Organisationen haben angekündigt, daß sie unsere Kundgebung stören wollen. Yoshiki, mein junger Übersetzer, sagt: „Sie sollen nur kommen! Wir haben viele Sportler als Ordner hier. Alle Studenten, die Kampferfahrung haben, sind eingeteilt. Die Gewerkschaftler helfen uns. Die Faschisten sollen nur kommen!“

Redner treten an die Tribüne, Japaner und Ausländer. Sie berichten den Bewohnern Tokios vom Verlauf und von den Ergebnissen der Weltkonferenz. Grüße aus fernen Ländern werden überbracht. Es wird schon dunkel. Wir erkennen nur schattenhaft, daß auf der großen Freilichtbühne viele Menschen Aufstellung nehmen. Musik klingt auf. Jetzt erleuchten Tiefstrahler die Bühne, seitlich flammen Scheinwerfer auf. Man erkennt drei niedere Podien. Zwei davon, links und rechts, tragen Sprechpulte. Schwarze Vorhänge lassen eine Projektionswand in der Mitte hinten frei. Darunter ist auf dem mittleren, großen Podium ein Chor postiert. Schwarze Gazetücher verhüllen die Körper, nur die Gesichter sind zu sehen. Yoshiki übersetzt mir in andeutenden Stichworten das nun folgende Spiel. Zu den Worten der Frau Podium I sagt er: „Kernspaltung, Wissenschaft.“ Über den Sprecher auf Podium II: „Politiker mißbrauchen Bombe.“ So wechselt Rede und Gegenrede, der Chor deutet an, daß die Menschheit in Unruhe ist. Männer in japanischen Phantasieuniformen kommen auf die Bühne, fallen einander an, fechten miteinander. Yoshiki sagt: „Dreizehn Millionen Tote im ersten Weltkrieg.“ Zahlen werden auf die Leinwand geworfen und japanische Darstellungen, die wir nicht verstehen.

Yoshiki ist plötzlich von meiner Seite verschwunden.

Professor Harder, ein Konferenzteilnehmer aus Westdeutschland, flüstert mir zu: „Die haben von Brecht gelernt.“ Brecht, antworte ich, hat meines Wissens viel von Japan und China gelernt. „Trotzdem“, meint er, „das sieht wie Brecht aus.“

Ein Herr hinter uns sagt anerkennend auf deutsch: „Gutt, gutt!“ Ein anderer bald darauf wieder: „Gutt, gutt, Weisbohl!“ Wir verstehen nicht, was er meint. Auf der Bühne agieren jetzt Herren in Zylindern. Sie sehen großmächtig aus, offenbar Rüstungsindustrielle. Der Chor verbreitet Angstgeflüster. Männer und Frauen in weißen Kitteln kommen ins Licht der Scheinwerfer, das sind Wissenschaftler. Zwei Herren gehen wichtigtuerisch auf und ab. Einsteins Porträt wird auf die Leinwand gestrahlt.

Yoshiki ist plötzlich wieder da. „Wir haben ihnen eine Abfuhr erteilt!“ sagt er strahlend. „Die Polizei drängt die Faschisten ab, aber wir verlassen uns lieber nicht auf sie. Selbst ist der Mann.“ Dann besinnt er sich wieder auf seine Übersetzerfunktion und sucht den Faden des Spiels wieder zu gewinnen.

Bildnisse Otto Hahns, Lise Meitners, Niels Bohrs werden projiziert, Joliot-Curies schmaler Kopf erscheint auf der Leinwand. Nun ist wieder nur eine Stimme da. Yoshiki sagt: „Der Bericht.“ Halb singend, halb sprechend wird der Bericht von der Angst gegeben, die sich im Volk ausbreitet. Eine andere Stimme. „Ein Hersteller. Er will die Bombe. Ein zweiter will sie auch“, sagt Yoshiki. Die Wissenschaftler sind offenbar in Gewissensnot.

„Jetzt kommt die Bombe.“ Die Projektion einer Atombombe leuchtet auf. Donnernd dröhnen die Trommeln. Die Hersteller halten die Hände vor die Augen. Die Manager starren schweratmend vor sich hin. Der Chor erhebt sich langsam. „Jetzt kommt Nagasaki, das erste war Hiroshima“, sagt Yoshiki. Wieder wird die Projektion einer Atombombe gezeigt. Sprecher wechseln miteinander ab, Musik untermalt, die Entwicklung nach dem zweiten Weltkrieg wird ins Gedächtnis gerufen, das Wesen der Kriegsrüstung deutlich gemacht.

Gespannt verfolgen die Menschen im weiten Rund die Vorgänge auf der Bühne. „Das hat doch was mit Brecht zu tun“, bohrt der westdeutsche Professor. Er versteht die Worte ebensowenig wie ich, da Yoshiki wieder mal verschwunden ist. „Weisbohl gutt, gutt“, sagt der freundliche Japaner hinter uns. Auf der Leinwand erscheinen wieder Projektionen, die wir nicht verstehen. Abwechselnd treten Reporter und Waffenhersteller in den Lichtkreis. Was sie sagen, wird von dem japanischen Publikum mit offenkundiger Teilnahme angehört. Die Menschen sind ganz bei der Sache. Jetzt sagt die Stimme hinter uns ganz deutlich: „Göttinger Manifest.“ Aha, darum also geht es. Vom Podium III kommen besorgte Stimmen des Chores, warnend wenden sie sich an die Menschen. Die Herren der Rüstung beschwichtigen. Jetzt sind die Chorstimmen sanft. Eine zaghafte Stimme mischt sich ein. Yoshiki ist wieder neben mir aufgetaucht. Ein Alt, lyrisch und schön, ertönt. Yoshiki sagt: „Vom Regen wird gesungen, der das Strontium 90 bringt.“ Die harte Stimme des Instructors. Yoshiki übersetzt: „Der amerikanische Nobelpreisträger Linus Pauling beziffert die Zahl der Opfer der Versuchsexplosionen auf rund zehntausend.“ Wieder wechseln die Sprecher. Eine Frauenstimme singt. Yoshiki sagt: „Sie teilen mit, was die Versuchsexplosionen für die Welt bedeuten.“ Jetzt hat der Chor das Wort. Yoshiki übersetzt: „Sie singen die Ballade vom Bikinifisch, von den Fischkuttern, die den Tod nach Japan brachten.“

Das Ende der Darbietung gehört dem Chor, der aufruft zu Widerstand, Protest und Handlung.

Das Spiel ist ein Riesenerfolg. Die Massen singen stehend die Hiroshima-Hymne. Professor Yasui und Professor Hirano holen uns auf die Bühne. Sie stellen uns Deutsche den Darstellern vor. „Göttinger Kantate“ sagen sie. Wir denken, daß wir wohl stellvertretend für die deutschen Gelehrten geehrt werden, die als Mahner aufstanden und das Ohr der Welt fanden. Wir freuen uns darüber.

Jetzt brennen wieder alle Lichter im Park. Die Kapellen spielen Marschlieder. Die Schlußdemonstration beginnt. Gruppen junger Burschen ziehen geschlossen ab. „Kampfgruppen“, denke ich unwillkürlich. Professor Hirano stellt mich zwei kräftigen Burschen vor. „Ihr Schutz“, sagt er, „Judokämpfer,

mit denen kann Ihnen nichts passieren.“ Die beiden nehmen mich in die Mitte. Überall werden Lampions und Fackeln entzündet. Jeder Ausländer ist von kräftigen Burschen flankiert. Am Ausgang des Parks steht ein Tonwagen, aus dem knappe Anweisungen ergehen. Eine großartige Organisation. Das sind wirklich erprobte, mutige und zielbewußte Friedenskämpfer. Yoshiki taucht wieder auf. „Sie sind zurückgeschlagen“, ruft er, „sie sind alle weg. Keiner wagt sich jetzt mehr an uns ran!“ Wir stehen auf der Straße an der Spitze des Zuges. In der Reihe vor mir Valentin Sorokin aus Moskau, zu seiner Rechten der Pfarrer Dr. James Endicott aus Toronto, links von ihm ein britischer Gewerkschaftsfunktionär. Ein Lied klingt auf. Wir marschieren durch die nächtliche Stadt. Fenster werden zurückgeschoben, die Menschen sehen aus ihren Stuben auf den Zug mit den Lichtern und Fackeln. Dicht an dicht stehen viele Leute Spalier. Frauen, ihre Kinder auf den Armen, winken uns freudig zu. Gäste von Restaurants stehen vor den Lokalen. Der Zug geht ins Zentrum, dorthin, wo jetzt der Abendverkehr am dichtesten ist. Die Polizei macht Ordnung, wo es nicht gleich gelingt, sind sofort die Ordnergruppen da. Alles ist sehr diszipliniert. Wieder wird die Hiroshima-Hymne gesungen. Wir rufen: „No more Hiroshima!“ Die Japaner stimmen in ihrer Sprache in den Ruf ein. Der Verkehr der City steht. Die Straße gehört den Friedenskämpfern.

Plötzlich nimmt jemand meinen Arm. Es ist Professor Hirano. „Das war doch sicher eine große Freude für Sie“, sagt er. „Ihr Landsmann, der deutsche Schriftsteller, ist gut verstanden worden!“

„Welcher Schriftsteller?“ frage ich. „Von wem sprechen Sie?“

„Weisebohl“, sagt er.

Da fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Im Japanischen gibt es kein R, die Japaner sprechen stattdessen ein L. Weisebohl ist Weisenborn! Wir sind Zeugen der japanischen Erstaufführung von Günther Weisenborns „Göttinger Kantate“ geworden, jenes Spiels, das für den Stuttgarter Parteitag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands geschrieben wurde, um die Delegierten an ihre Verpflichtung im Kampf gegen den Atomtod zu mahnen, und das seinem Dichter den Haß der Herren in Bonn eintrug. Nun hat es über Länder und Meere hinweg zu den Herzen und Hirnen derer gesprochen, die zuerst den Schrecken der Atombombe kennenlernten.

AUS DER GÖTTINGER KANTATE

ZWEITER HANDHABER: Was verstehen denn diese Leute schon von diesen Dingen? Hier handelt es sich schließlich um hohe Politik!

ERSTER SPRECHER:

Wir verstehn vielleicht nicht viel davon,
mag sein.
Aber wir verstehen etwas
von Luftalarmen,
von Bombeneinschlägen,
von Flucht,
vom Judensterne,
vom Erfrieren und Verhungern,
vom Gejagtwerden,
vom Tod im KZ,
von der Folterung Deutscher durch Deutsche,
vom Mord!

ZWEITER SPRECHER:

Von blutigen Befehlen und von blutbesudelten
Befehlern,
von der tressenbesetzten Volksverführung
und überhaupt
von der Verfolgung des Menschen
durch den Menschen!

ERSTER SPRECHER:

Davon verstehen wir etwas, meine Herren!
Das mag nicht Ihre hohe Politik sein,
aber es ist die niedere Politik
der Tatsachen, der Geschichte, der Wahrheit,
des Leides.

FRAU:

Unser Volk hat einen großen Lehrer gehabt,
den alten Lehrer Leid.
Wir haben von ihm die Lektion gelernt.

BERICHTER:

Zum erstenmal in der Geschichte wollte unser Volk, das Sie so gern als soldatisch darstellen, zum erstenmal wollte es keine Soldaten. Unser Volk wollte keine Atomrüstung. Ihr habt sie beschlossen!

ERSTER SPRECHER:

Aber ich sage euch: Der alte Lehrer Leid steht wieder vor der Tür, um uns noch eine Lektion zu erteilen.

Das alte Lied vom alten Lehrer Leid

Nach Deutschland kommt von Zeit zu Zeit,
wenn's wieder Trümmer gibt, der Lehrer Leid.

Der sah schon viel Kriege vorübergehn.
Man kann es dem müden Gesicht ansehen.

Er legt uns das alte Lesebuch vor
und sagt: Wiederholt, spricht alle im Chor!

Und dann lernen wir alle das alte Gedicht
vom Frieden. Doch wir behalten es nicht.

Und er schreibt an die Tafel, und die Kreide ist rot:
Wer Waffen bestellt, der bestellt den Tod.

Und er blickt jedem einzelnen ins Gesicht,
und er sagt: Ich heiße Leid, vergeßt das nicht.

Wann lernt ihr denn endlich eure Lektion?
Doch da läutet die Glocke, und wir eilen davon

und bestellen Waffen ... von Zeit zu Zeit,
und auf uns wartet der Lehrer Leid ...

Der Choral von der Vernunft

Ihr Menschen, die ihr euch so kühn erhebt,
die Wüsten ihr besiegt und neue Wüsten zeugt,
die ihr den Urwald rodend neuen Urwald schafft,
besteht die Welt und lernt, wenn ihr vergleicht:

Zwar der Verstand ist bei euch stark wie Riesen sind,
doch die Vernunft ist kleiner als ein Kind.

Da rüstet ihr seit tausend Jahren auf,
damit ihr stark seid und der Feind erbleicht.
Doch immer rüstete sich auch der Feind.

Der Krieg kam jedesmal, darum vergleicht:

Zwar der Verstand ist bei euch stark wie Riesen sind,
doch die Vernunft ist kleiner als ein Kind.

Daß der Verstand die beste Tötungstechnik schuf
in dieser todgewohnten Welt, das ist bekannt.
Ein Einsatz, und Millionen Menschen werden Null,
und zum Atomsumpf wird das schönste Heimatland.

Denn der Verstand schafft alles, der ist stark und wach,
nur die Vernunft ist immer noch zu schwach.

Bedenkt, wenn die Vernunft die Menschheit führt,
wird der Verstand verantwortlich gemacht.
Die Waffe sinkt, und das Gespräch beginnt,
Ja, wäre die Vernunft nur bald erwacht!

Jedoch noch ist es leider nicht so weit.

Für die Vernunft hat der, der rüstet, keine Zeit!

Ihr Menschen, die ihr littet bitterlich,
so laßt uns unsre Stimme laut erheben.
Es soll nicht Angst sein, sondern Frieden.
Laßt uns doch endlich so wie Menschen leben!

Hört nicht auf den Verstand nur, der ist schwach.
Auf die Vernunft hört, Menschen,
ruft sie wach!

SZENEN GEGEN DEN ATOMKRIEG

Japan 1957. Eine Krankenschwester. Ein amerikanischer Arzt. Ein amerikanischer Offizier. Ein Fischer. Dessen Mädchen. – Auf der Bühne steht ein Krankenbett, in dem ein atomkranker Fischer liegt. Daneben ein Stuhl und ein Tischchen, an dem sich eine Krankenschwester zu schaffen macht.

FISCHER: Setz dich her!

SCHWESTER: Wir dürfen uns nicht mit Ihnen unterhalten. Wenn Sie sprechen, wird die Entzündung Ihrer Zunge schlimmer.

FISCHER: Sie wird bald nicht mehr entzündet sein.

SCHWESTER: Wieso?

FISCHER: Weil ich sie nicht mehr haben werde. Man wird sie mir reißen, damit ich sonst am Leben bleib.

SCHWESTER: Manchmal geht die Atomkrankheit auch zurück.

FISCHER: Sie geht immer vorwärts. *(Die Schwester setzt sich zu ihm.)* Sie frißt und frißt: Wie ich wach werde, spür ich sie fressen.

SCHWESTER: Wir tun doch alles.

FISCHER: Das ist wenig. Warum laßt ihr mich so lange leben? Das ist verdächtig, daß ihr mich so lange leben laßt, wo ihr jeden mit Krebs unter Morphin in die Grube dämmern laßt.

(Der Arzt und ein amerikanischer Offizier treten ein.)

FISCHER: Ich weiß, ihr wollt eure Studien machen an der lebenden Leiche.

ARZT: Schwester, wer hat dem Patienten erlaubt, zu sprechen?

SCHWESTER: Er tut es einfach.

ARZT *(zum Fischer)*: Wenn Sie das lange machen, kriegen wir die Zunge überhaupt nicht in Ordnung.

FISCHER: Ob ich rede, ob ich still bin, es ist eins.

ARZT: Sie sind übernervös. Sie müssen den Willen zur Genesung haben.

FISCHER: Hättet ihr eure Bombe nicht über unseren Fischgründen explodieren lassen, brauchte ich keinen Willen zur Genesung. Ich werde nicht mehr gesund, also will ich nicht gesund werden. Laßt mich nicht langsam sterben, laßt mich schnell abfahren.

OFFIZIER: Niemand bedauert die Vorfälle bei den Bikini-Inseln mehr als wir. Es war auch für uns eine Überraschung. Ich kann nur sagen, wir bedauern es aufs tiefste.

FISCHER: Ihr bedauert es, aber ich liege hier. Ihr bedauert es, aber eure

Explosionen folgen einander in immer kürzeren Abständen. Ihr bedauert es, aber ihr beutet mein Unglück aus.

ARZT (*leise zum Offizier*): Das sind die psychischen Depressionen.

OFFIZIER: Wie sehen Sie den weiteren Krankheitsverlauf?

ARZT: Das typische Bild eines vermehrten Leukozytenzerfalls. In zwanzig Tagen werden wir wahrscheinlich die Zunge amputieren. In acht Monaten beide Beine, als nächstes dann den rechten Arm.

OFFIZIER: Und der Ausgang?

ARZT: Exitus selbstverständlich. Aber es kann lange dauern.

OFFIZIER: Kommt der Patient mit der Außenwelt in Verbindung?

ARZT: Nur seine Braut besucht ihn öfter, sonst niemand.

OFFIZIER: Das ist gut.

ARZT: Sein Leiden ist weiter nicht ansteckend.

OFFIZIER: Aber das, was er spricht.

ARZT: Einheimische Ärzte haben versucht, den Patienten in eine japanische Klinik überzuführen. Ich bin interessiert, ihn hier zu behalten.

OFFIZIER: Selbstverständlich.

ARZT (*zum Fischer*): Es hat sich herausgestellt, daß Ihr Leiden ansteckend ist. Wir müssen Sie deshalb separieren. (*Der Arzt gibt ein Zeichen. Die Schwester geht hinaus und kommt mit zwei Krankenpflegern wieder, die ein Gitter in der Mitte der Bühne, zwischen Tür und Bett, aufstellen. Davor wird ein Stuhl gesetzt.*)

FISCHER: Warum sperrt ihr mich ein?

ARZT: Eine hygienische Maßnahme.

SCHWESTER: Seine Braut ist gekommen.

ARZT: Achten Sie darauf, daß nicht zuviel gesprochen wird. (*Arzt und Offizier ab. Das Mädchen tritt ein. Sie will auf das Bett zugehen.*)

SCHWESTER: Nur bis ans Gitter.

FISCHER (*zur Schwester*): Geh hinaus!

SCHWESTER: Der Doktor hat gesagt, ich soll hierbleiben, und Sie dürfen nur wenig sprechen.

FISCHER (*schreit*): Geh hinaus! (*Dann stiller:*) Du bist wie die andern. (*Die Schwester geht hinaus.*)

MÄDCHEN (*hinter dem Gitter*): Vier Wochen hast du mich nicht sehen wollen. Die Zeit ist mir lang geworden.

FISCHER: Bist du gekommen, mich zu belügen?

MÄDCHEN: Es ist die Wahrheit.

FISCHER: Du hast einen anderen Mann.

MÄDCHEN: Ich habe dich.

FISCHER: Deine Haarpomade verpestet die Luft.

MÄDCHEN: Ich geh mich waschen.

FISCHER: Bleib!

MÄDCHEN: Ich hab dir mitgebracht, was du gern ißt. (*Reicht eine Tasche durch das Gitter.*)

FISCHER: Mir ist zuwider, was du zubereitet hast.

MÄDCHEN: Du mochtest es sonst.

FISCHER: Deine Hände sind schmutzig. (*Das Mädchen beschaut ihre Hände.*) Gib's zu. (*Das Mädchen schweigt.*) Gib's zu!

MÄDCHEN: Sie sind schmutzig, da du es sagst.

FISCHER: Du redest nach, was du nicht glaubst.

MÄDCHEN: Ich will dich nicht ungeduldig machen.

FISCHER: Du bist häßlich geworden.

MÄDCHEN: Ich habe meinen Leib gebadet für dich, mein Gesicht gesalbt.

FISCHER: Das hilft wenig, wenn deine Haut runzlig ist. (*Das Mädchen weint lautlos.*) Du wirst alt. Weine nicht, rede! Schrei! Schrei doch, daß du nur aus Gewohnheit kommst, daß ich dir eine Last bin, daß du mich haßt mit meiner Krankheit und dem Eiter, und weil ich dich nicht lieben kann wie andere Männer lieben. Daß es dir weh tut, wenn du nicht ja sagen kannst bei andern. Sag's doch!

MÄDCHEN (*wirft das Gitter um und geht zum Bett*): Ich sage es nicht.

FISCHER: Du brauchst es nicht zu sagen, ich weiß, du denkst es.

MÄDCHEN: Ich habe Angst vor jedem Tag, daß ich nicht schwach werde, aber es tut nichts, weil ich weiß, du hast mehr Schmerzen.

FISCHER: Geh weg, ich kann dich nicht ansehen.

MÄDCHEN: Du kannst mich küssen.

FISCHER: Damit du den Tod davon hast. Und warum, wenn ich dich nicht lieb habe. Die Schwester, die ist besser, aber du bist häßlich.

MÄDCHEN: Warum sagst du das?

FISCHER: Ich will, daß du gehst.

MÄDCHEN: Lüg nicht.

FISCHER (*erschöpft*): Es ist, weil ich bald sterbe, und ich will nicht, daß ich noch an etwas hänge. Ich will Ruhe. Ich will, daß du dich trennst von mir und mich haßt, denn ich will nicht, daß jemand traurig ist deshalb, weil ich abfare, denn es lohnt nicht.

MÄDCHEN: Es lohnt. Wenn ich weinen werde um dich in der Fischküche, und sie werden fragen warum, werde ich sagen, daß du gestorben bist an der falschen Sonne von Bikini. Und sie werden begreifen, daß es schlecht ist, wenn ein junges Mädchen weinen muß deshalb, und sie werden zornig sein. Und das ist gut so. Jetzt sollst du mich küssen, damit ich etwas mitnehme von hier.

FISCHER: Was hast du vom Kuß eines Toten.

MÄDCHEN: Wie sehr du lebst!

London 1958. Arbeiterwohnung. Ein Arbeiter. Seine Frau. – Der Arbeiter tritt ein. Setzt sich schwer.

FRAU: Warum kommst du schon aus der Fabrik?

ARBEITER: Sie haben mich hinausgeworfen. Weil ich mit demonstriert habe.

FRAU: Das war doch nur gegen die Atombombe.

ARBEITER: Nur?

FRAU: Du hast keine Arbeit mehr. Wir haben kein Geld mehr.

ARBEITER: Ich werde auch nicht schnell neue Arbeit bekommen.

FRAU: Ich billige deine Ansichten. Aber hättest du nicht besser getan, sie zu verbergen?

ARBEITER: Ansichten haben ist kein Beruhigungsmittel. Was hilft es, dagegen zu sein, ohne etwas dagegen zu tun?

FRAU: Unser Sohn studiert. Sie werden ihm das Stipendium streichen.

ARBEITER: Er wird es um diesen Preis nicht weiter haben wollen.

FRAU: Da kommt ein großer Zug die Straße herab.

ARBEITER: Heute demonstrieren die Studenten.

FRAU: Da ist unser Sohn. Er trägt ein Transparent. Ich will ihn rufen, daß er zu uns heraufkommt.

ARBEITER: Er wird nicht antworten. Es ist ein Schweigemarsch.

FRAU: Er setzt seine Zukunft aufs Spiel.

ARBEITER: Aufs Spiel würde er sie setzen, wenn er nicht mit demonstrierte. Sie haben kein Erbarmen, wenn es gilt, uns zu vernichten. Wir dürfen keine Furcht haben, wenn es gilt, unser Leben zu erhalten. Ich gehe auch mit.

FRAU: Wenn du mitgehst, gehe ich auch. Aber wir setzen alles auf eine Karte.

ARBEITER: Es gibt nur die eine Karte. *(Sie gehen.)*

FRANZ MEHRING

Am 29. Januar 1919 – vor vierzig Jahren – starb Franz Mehring, niedergeworfen von der Nachricht, daß seine engsten Freunde und Kampfgefährten Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg ermordet waren. Die revolutionäre deutsche Arbeiterbewegung verlor in ihm den dritten ihrer großen Vorkämpfer, den Mitbegründer des Spartakusbundes und der Kommunistischen Partei Deutschlands, und zugleich einen ihrer besten marxistischen Literaturwissenschaftler. Noch wenige Monate zuvor hatte das Zentral-Exekutivkomitee der jungen Sowjetrepublik ihn zum Ordentlichen Mitglied der Sozialistischen Akademie der Wissenschaften der RSFSR berufen, was einer Ernennung zum Ehrenbürger des Landes der Oktoberrevolution gleichkam. Nicht nur sein politischer Kampf, sondern auch sein literaturtheoretisches Wirken wurde damit geehrt.

Drei große Gebiete sind es, denen sich der Literaturwissenschaftler Franz Mehring vor allem zugewandt hat. Über das erste schrieb Rosa Luxemburg in ihrem Geburtstagsbrief an den Siebzigjährigen: „Sie stehen bei uns seit Jahrzehnten auf einem eigenen Posten, den niemand außer Ihnen verwalten kann: Sie sind der Vertreter der neuen geistigen Kultur in all ihrem Glanz und Schimmer. Wenn nach Marx und Engels das deutsche Proletariat der historische Erbe der klassischen deutschen Philosophie ist, so sind Sie der Vollstrecker dieses Vermächtnisses gewesen. Sie haben aus dem Lager der Bourgeoisie gerettet und zu uns, ins Lager der sozial Entrechteten gebracht, was noch an goldenen Schätzen der einstigen geistigen Kultur der Bourgeoisie übriggeblieben war. Durch Ihre Bücher wie durch Ihre Artikel haben Sie das deutsche Proletariat nicht bloß mit der klassischen deutschen Philosophie, sondern auch mit der klassischen Dichtung, nicht nur mit Kant und Hegel, sondern mit Lessing, Schiller und Goethe durch unzerreißbare Bande verknüpft. Sie lehrten unsere Arbeiter durch jede Zeile aus Ihrer wunderbaren Feder, daß der Sozialismus nicht eine Messer- und Gabelfrage, sondern eine Kulturbewegung, eine große und stolze Weltanschauung sei.“

Der klassischen deutschen Literatur – dem Werk Lessings, Schillers, Goethes und Heines vor allem – gehörte Mehrings unbegrenzte Liebe und Verehrung; ihr hat er den größten Teil seiner umfangreichen literaturwissenschaftlichen Arbeit gewidmet. Freilich können wir heute nicht mehr jede Zeile seiner literaturhistorischen Erörterungen unterschreiben; vorbildhaft

aber ist noch immer der streitbare sozialistische Geist, aus dem diese Werke geschaffen worden sind. Sie räumten mit den Legendenbildungen der bürgerlichen Literaturhistorie auf, sie legten dem Proletariat jene unvergänglichen geistigen Schätze frei, ohne deren kritische Aneignung es keine sozialistische Kultur und kein sozialistisches Bewußtsein geben kann.

Mehring's zweites Verdienst ist die Kritik der bürgerlichen Dekadenzliteratur seiner Zeit, vor allem die Kritik der naturalistischen Richtung, welche die verschiedenen Verfallsströmungen in der deutschen Literatur einleitete. Die Vielzahl seiner Artikel über den Naturalismus zählt noch heute zu dem Besten, was wir über diese Literaturperiode besitzen. Mehring zeigte, daß es nichts weniger als eine „Revolution“ war, was sich um 1890 in der deutschen Literatur vollzog – obschon der Widerschein der mächtig aufflammenden Arbeiterbewegung einiges Licht auch auf die dramatische und lyrische Dichtung warf: Hauptmanns „Weber“, Halbes „Eisgang“, eine Reihe der besten Gedichte von Arno Holz sind ihr geschuldet. Aber der Naturalismus insgesamt war bereits ein Ausdruck des „Zeitalters der Kartelle und Trusts“, er gehörte zu jenen literarischen Formen, in denen „die großbürgerliche Gesellschaft (...) den St. Veitstanz ihrer Auflösung tanzt“. „Von der vergiftenden Atmosphäre einer verfaulenden Gesellschaft wollten sich die Naturalisten durch unbedingte Hingabe an die Natur retten. Dabei übersahen sie den entscheidenden Gesichtspunkt, daß es gegen gesellschaftliche Krankheiten nur gesellschaftliche Heilmittel gibt, daß aus dem kapitalistischen Sumpf nur ein entschlossener Sprung auf den festen Boden der proletarischen Weltanschauung retten kann. Hierzu mochten sich die sogenannten Modernen nicht verstehen. Auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft wollten sie bleiben, als ob mit der möglichst naturgetreuen Wiedergabe des kapitalistischen Schmutzes eine neue Ära der Kunst eröffnet werden könne! Sie sahen nur die alte vergehende, aber nicht die neue entstehende Welt; sie fanden das Lumpenproletariat im Bordell und in der Schnapskneipe, aber sie wußten nicht, wo das klassenbewußte Proletariat arbeitet und kämpft. Daher blieben sie eine Dekadentschule.“

Der literarischen Verwesung stellte Mehring – dieses dritte Verdienst seiner Arbeit ist noch am wenigsten bekannt – ein Programm der literarischen Genesung gegenüber, die er allein von der sozialistischen Literatur erwartete. Das historische Verständnis für die revolutionäre Arbeiterklasse galt ihm als der entscheidende Punkt. „Man wird heutzutage kein großer Dramatiker mehr, wenn man die Welt des Proletariats nicht kennt und versteht“, heißt es in dem Aufsatz, der als kleine Erinnerungsgabe für Franz Mehring weiter unten erstmals wieder abgedruckt wird. Mehring's Grundforderungen an eine solche Literatur haben festen Eingang in die Theorie des sozialistischen Realismus gefunden.

Will eine moderne Literatur die Wirklichkeit wahrheitsgetreu widerspiegeln, so muß sie diese mit künstlerischen Mitteln im Gang ihrer historischen Entwicklung abbilden, muß sie den treibenden Faktor der gesellschaftlichen Entwicklung, das revolutionäre Proletariat, als wichtigsten Gegenstand in die künstlerische Darstellung einbeziehen. Mehring sah nur ein „bescheidenes Verlangen“ darin, daß eine Literatur, die modern oder gar groß sein will, sich nicht um die revolutionäre Arbeiterbewegung, „die größte Erscheinung der Weltgeschichte“, herumdrücken dürfe. Eine solche Literatur, verlangte er, solle die treibenden Klassenkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung in ihrem offenen Kampf vor aller Augen stellen, in literarischen Konflikten die großen Widersprüche des gesellschaftlichen Lebens sichtbar machen; sie solle diesen Kampf als Ringen der neuen entstehenden Welt gegen eine alte vergehende Welt darstellen, mit der historischen Perspektive des Sieges der Neuen. Denn: „Der revolutionäre Kämpfer mag in der nüchternsten Weise Chancen seines Kampfes abschätzen – ein revolutionärer Kämpfer ist er doch nur, weil er die felsenfeste Überzeugung hat, daß er eine Welt umwälzen kann. In diesem Sinne ist jeder klassenbewußte Arbeiter ein Optimist: er sieht voll froher Hoffnung in die Zukunft, und er schöpft diese Hoffnung gerade aus dem Elend, das ihn umgibt.“ Sich unmißverständlich von dem Vorwurf abgrenzend, daß er Schönfärberei fordere, stellte Mehring fest, daß die Arbeiter in der Kunst nicht Schmutz und Staub, nicht die zum Programm erhobene Häßlichkeit sehen wollen, „sondern, nach einem treffenden Worte, ‚festlichen Kerzenglanz‘ (...) gemäß der natürlichen, das heißt historisch gegebenen Stimmung einer Klasse, die ihres Sieges sicher und ihrer Zukunft froh ist“.

Mehring irrte – und sein Irrtum wurzelt tief in den Fehlern aller deutschen Linken jener Zeit –, als er eine solche Literatur erst auf den Morgen nach der sozialistischen Revolution vertagte, als er meinte, daß die um die Macht ringende Arbeiterklasse noch keine große Kunst zu schaffen vermöge. Er konnte die Möglichkeiten der sozialistischen Literatur in der bürgerlichen Gesellschaft nicht finden. Aber er wußte, daß mit dem Sieg der Arbeiterklasse die Stunde der Volkskultur schlagen würde:

„Der Mensch lebt nicht von Brot allein“, aber er lebt auch nicht allein von der Kunst. Ehe er ein schönes Dasein schaffen kann, muß er erst sein Dasein selbst gesichert haben. – So ist die Kunst bisher das Vorrecht einer bevorzugten Minderheit gewesen, die dann obendrein noch sich zu Ehren das freche Dogma geprägt hat, daß die Massen niemals das volle Sonnenlicht der Kunst, sondern höchstens einige gedämpfte Strahlen dieses Lichtes ertragen könnten. Dies Dogma kann sich lästernd breitmachen, solange es herrschende Klassen gibt ... Aber es gibt keinen lächerlicheren Unverstand, als sich einzubilden, daß, wenn die bevorzugten Klassen fallen, auch

die Kunst fallen wird. Sie wird dann fallen, ja, aber nicht als Kunst, sondern als Vorrecht. (...) Dann wird sich jubelnd die Künstlerseele regen, die in jedem rechten Menschen schlummert.“

Der Gedanke kehrt auch an anderer Stelle wieder:

„Mag die Bourgeoisie in ihrer greisenhaften Anmaßung sich einbilden, daß, weil sie sterben muß, auch die Kunst sterben wird, wir leben der Zuversicht, der alle großen Künstler gelebt haben, der Zuversicht, daß der letzte Dichter erst mit dem letzten Menschen das Erdenhaus verlassen wird, der Zuversicht, die der große Lyriker der mittelhochdeutschen Dichtung, die Walther von der Vogelweide in die schlichten Worte gekleidet hat: Kumt sanges tac, man hoeret singen unde sagen.“

Dieser Tag ist in der Deutschen Demokratischen Republik endgültig und unwiderruflich angebrochen. Zu seinen Vorkämpfern muß heute und zu allen Zeiten auch Franz Mehring gezählt werden, einer der Besten und Tapfersten in der Ahnenreihe unserer Kämpfe und Siege.

Franz Mehring

EIN DRAMA VON SUDERMANN

Unter den Dramen Hermann Sudermanns ist „Sodoms Ende“ das sozial ausgreifendste. Es schildert mit krassen, aber nicht unwahren Farben Berlin W, die oberste Schicht der kapitalistischen Welt, jene verfaulte Gesellschaft, die in den Schmuckkästlein der Tiergartenvillen haust und unter goldschimmern der Oberfläche so viel geistige Nichtigkeit, so viel sittliche Verkommenheit birgt. Diese Barczinowski, diese Schönlein, diese Meyer, diese Süßkind leben und weben so, wie Sudermann sie schildert. Sie feiern ihre lärmenden Feste, sie verschlemmen an einem Abend, was der Fleiß von tausend Proletarienhänden in einem Jahre geschaffen hat, sie rollen auf Gummirädern durch die Straßen der Weltstadt und lächeln mit müder Verachtung, wenn der Huf ihrer Gäule der im heißen Kampf ums Dasein dahinhastenden Menge den Schmutz auf die Kleider spritzt. Opfer der kapitalistischen Gesellschaft auch sie, wie jene anderen Opfer, die in den Verbrecherkellern des Lumpenproletariats hausen. Die einen gehören zu den andern, wie der Pol zum Gegenpol gehört; getrennt durch tausend Sprossen der gesellschaftlichen Stufenleiter, hängen sie untrennbar zusammen. Sie ergänzen sich gegenseitig; das Band, das sie verknüpft, ist die gleiche innere Verlumpung. Höchstens ist

diese Verlumpung unter den seidenen Hüllen des Börsenpöbels noch abstoßender und ekelhafter, als sie immer unter den Lumpen des Lumpenproletariats erscheinen mag.

Die Tragik in einer aller Tragik so baren Welt, schafft Sudermann durch das Schicksal eines genialen Künstlers, der unter den Pöbel in Seidenhütten geraten ist und an ihm verkommt. Doch handelt es sich dabei um ein durchaus künstlerisches Schaffen. Wir wissen nicht, ob der Dichter, als er „Sodoms Ende“ schrieb, das düstere Schicksal des Malers Stauffer-Bern gekannt hat. Jedenfalls sind die Briefe und Tagebücher dieses unglücklichen Künstlers erst veröffentlicht worden, als „Sodoms Ende“ längst erschienen war, aber sie bestätigen mit furchtbarer Klarheit, daß Willy Janikow, der Held von Sudermanns Schauspiel, gelebt hat. Und nach den inneren Gesetzen der kapitalistischen Gesellschaft muß man annehmen, daß seinesgleichen auch noch lebt. Es ist nicht wahr, es ist ein von kapitalistischen Klopffechtern, mögen sie nun Treitschke oder Brahm oder Eugen Richter oder wie sonst heißen, erfundenes Märchen, daß die Kunst ohne den Luxus dieser Gesellschaft nicht leben kann. Jahrtausende ehe es einen Kapitalismus gab, hat die Kunst die herrlichsten Meisterwerke geschaffen, und wenn sie auch in der kapitalistischen Epoche ihre glänzenden Zeiten gehabt hat, so doch nur dann und so lange, wie der Kapitalismus jugendkräftig und revolutionär war, wie er seinerseits überlebten Produktionsweisen einen Krieg auf Leben und Tod machte. Sobald er selbst in das Stadium des Niedergangs trat, riß er auch die auf seinem Boden blühende Kunst mit ins Verderben. Wer sich nicht selbst verblenden will, kann heute den Untergang der Kunst am Kapitalismus mit Händen greifen.

Im Gegensatz zu den kapitalistischen Klopffechtern bekennt sich Sudermann in „Sodoms Ende“ ehrlich zu dieser Tatsache; ergreifend und erschütternd, wie sie ist vom Standpunkte der Kunst und der Künstler aus, weiß er ihr einen ergreifenden und erschütternden Ausdruck zu geben. Das gibt seinem Schauspiele eine hohe soziale Bedeutung. Eher könnte man zweifeln, ob dieser sozialen Bedeutung die dichterische Bedeutung von „Sodoms Ende“ entspräche, und in der Tat muß man sagen, daß „Sodoms Ende“ unter Sudermanns Dramen wie das sozial ausgreifendste, so das dramatisch schwächste ist. Tragische Dichtungen, deren Held ein Denker und Dichter oder Künstler oder überhaupt ein innerlich schaffender Mensch ist, leiden von vornherein an einer eigentümlichen Schwierigkeit; ihnen fehlt das tatkräftige, das spannende Element, sie ermüden und verschleppen leicht. Das Denken, Dichten, Malen, Meißeln, überhaupt das innerliche Schaffen, läßt sich nicht in dramatische Tat umsetzen; an solchen Helden erblicken wir immer die schwächliche und unterliegende, nie die starke und kämpfende Seite. Daß Willy Janikow in bejammernswerter Schwäche der kapitalistischen Ge-

sellschaft unterliegt, sehen wir durch fünf lange Akte; daß er ein bedeutender Künstler ist, ein mächtiges Talent, das Großes geschaffen hat und noch Größeres verspricht, müssen wir auf die einfache Versicherung des Dichters annehmen. Wir glauben ihm gern, aber die dramatische Wirkung wird dadurch geschwächt, daß er diese Seite des Helden, die uns allein ein tieferes Interesse an seinem Tun und Leiden einflößen kann, nicht in dramatische Tat umzusetzen vermag. Es ist eine Schwäche, die nicht dem einzelnen Dichter zur Last fällt, sondern die aus den eben entwickelten inneren Gründen allen Künstlerdramen anzuhaften pflegt.

Namentlich der fünfte Akt von „Sodoms Ende“ leidet darunter. Es ist tragische Wahrheit darin, daß der verkommene Künstler an der Leiche seines unschuldigen Opfers noch einmal im letzten Aufflackern seines in Schmach und Schuld versinkenden Lebens von wildem Schaffensdrange ergriffen wird und dann tot unter seiner Staffelei zusammenbricht. Aber künstlerisch ist der Blutsturz Willy Janikows, bei dem der Zuschauer wieder voraussetzen muß, daß er den Tod herbeiführt, doch nicht weniger ein Gott aus der Zaubermaschine, als der Schlagfluß des alten Obersten in der „Heimat“ oder der märchenhafte Kaffeekönig in der „Ehre“. So leichten Kaufs läßt die Bourgeoisie ihre Opfer nicht los; das hat Stauffers Schicksal mit entsetzlicher Deutlichkeit gezeigt. Aber, wie gesagt, der Tadel trifft in diesem Falle weniger den Dichter als den Stoff, den er gewählt hat. Die Bühne hat ihre bestimmten Grenzen in Raum und Zeit; sie kann den Verlumpungsprozeß eines genialen Künstlers nicht durch seine hundert Stadien verfolgen; bei allen Künstlerdramen bleibt ein unkünstlerischer Rest, mit dem man vorlieb nehmen muß und, wenn sonst ein würdiger Gegenstand gewählt und würdig behandelt ist, auch vorliebnehmen kann.

Die Gestalten, die uns Sudermann aus Berlin W vorführt, sind von unheimlicher Lebenswahrheit, wie kraß er mitunter die Farben aufgetragen zu haben scheint. So gänzlich entnervt, eine so schlappe Masse, der alle Knochen verfault sind, ist dieser Millionärsmob tatsächlich. Am besten ist dem Dichter wohl der Schriftsteller Weiße gelungen. Derartige Größen der kapitalistischen Literatur haben wir seit 1870 in Scharen umherwimmeln sehen. Sie leben auch heute noch in Scharen und sind dadurch nicht besser, sondern eher schlechter geworden, daß sie ihr bißchen zynischen Witz abgestreift und dafür den kollerigen Nietzsche-Dusel angezogen haben. Nächst Weiße ist Adah Barczinowski am besten herausgekommen, die reiche Löwin, die Prostituierte der großbürgerlichen Ehe, auch sie der verächtliche Gegenpol der armen Dirne, die, gepeitscht vom Hunger, beim Scheine der Gaslaterne ihre Liebhaber sucht. Die sentimental Töne, die Adah gelegentlich anschlägt, gehören zu ihrem horizontalen Gewerbe; es ist der hohle Widerklang ausgehöhlter Gestalten.

Nicht ebenso glücklich hat Sudermann die kleinbürgerlichen Gegenspieler getroffen. Das hängt tief mit dem inneren Wesen dieses Dramatikers zusammen. Er empfindet mit aufrichtigem Abscheu die erstickende, schwüle Atmosphäre von Berlin W, aber er weiß nicht, daß der Weg der Rettung unmittelbar nach Berlin O führt, daß, wer von der großbürgerlichen Welt genesen will, sich in die proletarische Welt retten muß. Statt dessen sucht er die kleinbürgerliche Welt auf, deren engherzige Beschränktheit sich seinem dichterischen Fluge sofort wie ein Bleigewicht anhängt. Da er aber schlechterdings nicht über ihre Grenzen hinauswill, so treibt er sich mit zorniger Ungeduld in diesen Grenzen umher, und aus den Gestalten, die ihm zu Idealen erwachsen sollen, werden tatsächlich Zerrbilder. Man braucht nicht für die kleinbürgerliche Welt zu schwärmen, um zu erkennen, daß solche Trottel wie der Schulamtskandidat Kramer in ihr doch unmöglich sein. Nicht viel besser steht es um den alten Janikow, und sehr gegen die Absicht des Dichters drängt sich die Empfindung auf, daß ein ursprünglicher Künstler lieber noch in der großbürgerlichen Welt verlumpt als in dieser kleinbürgerlichen Welt abstirbt, trotz aller moralischen Gemeinplätze, womit der Philister Riemann das Gegenteil beweisen möchte.

Wir unterschätzen weder das Talent Sudermanns noch sein redliches Streben. Aber ihm wie allen seinesgleichen droht das gleiche Verhängnis. Man wird heutzutage kein großer Dramatiker mehr, wenn man die Welt des Proletariats nicht kennt und versteht.

1894

War „Die Korrektur“ korrekturbedürftig?

In unserem Maiheft veröffentlichten wir die Szenenfolge „Die Korrektur“ von Heiner und Inge Müller, zusammen mit Auszügen aus einer Diskussion, die im Kombinat „Schwarze Pumpe“ darüber stattgefunden hatte. Etwa zur gleichen Zeit wurde auch eine Bühnenfassung der „Korrektur“ im Berliner Maxim-Gorki-Theater zur Diskussion gestellt. Beide Aussprachen lieferten den Autoren wertvolle Gesichtspunkte für eine Neubearbeitung. Hierüber äußert sich Heiner Müller in einer „Zwischenbemerkung“, die unsere Leser im folgenden finden. Seitdem ist die Neufassung abgeschlossen worden. Sie steht, zusammen mit Heiner Müllers „Lohndrucker“, auf dem Spielplan des Maxim-Gorki-Theaters und erscheint in einer Buchausgabe des Henschelverlages. Wir haben den Regisseur der Aufführung, Hans Dieter Mäde, gebeten, über die Arbeit an der Neufassung zu berichten.

Heiner Müller

Zwischenbemerkung

Die Selbstkritik der Autoren ist in die exekutive Phase getreten: „Die Korrektur“ wird korrigiert. Die neue Literatur kann nur *mit dem neuen Publikum* entwickelt werden.

Im folgenden einige Notizen zur Herstellung der richtigen Proportionen zwischen den Fehlern des Stücks und der Kritik am Stück, bezogen auf eine Diskussion nach der Probeaufführung von „Lohndrucker“ und „Korrektur“ im Maxim-Gorki-Theater in Berlin. In der Diskussion sprachen Funktionäre aus Betrieben und Kulturfunktionäre. Ihre Äußerungen, besonders über „Korrektur“, gaben Aufschluß über Fehlerquellen bei der Beschreibung der neuen Wirklichkeit und Einblick in den Stand der Entwicklung des neuen Publikums.

Die Mehrzahl der Diskussionsredner hatte der Aufführung nicht entnommen, was die Autoren glaubten herausgearbeitet zu haben: daß die in „Korrektur“ dargestellten heftigeren Kämpfe nicht mehr wie die in „Lohndrucker“ behandelten auf der Ebene des Wiederaufbaus einer ruinierten Wirtschaft ausgetragen werden, sondern auf der höheren Plattform des sozialistischen Aufbaus; daß der Fluß der Dinge reißender geworden ist, mehr und ver-

schiedenere Menschen mitreißend, daß da mehr in Fluß ist als 1949 (damals gab es keine Großbaustellen, war die Position der Frauen in den Zentren der Produktion noch kein Faktor, der den Ausschlag geben konnte, war der Prozentsatz der Arbeiter, die die Bonner Republik verließen, um in der DDR zu arbeiten, gleich null usw.). Man kritisierte auch die Koppelung zweier Stücke, deren erstes 1949 in einem volkseigenen Industriebetrieb, deren zweites 1956 auf einer Großbaustelle spielt, wo unter ganz anderen (schwierigeren) Bedingungen andere (schwierigere) Leute arbeiteten, kurz: die etwas ganz anderes sei. Daß Großbaustellen überhaupt gegenüber 1949 etwas Neues sind, war der Aufführung nicht entnommen worden.

Zu „Korrektur“ im besonderen: Nicht verständlich geworden war, daß der dargestellte *Mißbrauch* des Normprinzips, eine rückschrittliche Haltung, die *Durchsetzung* des Normprinzips bedingt, einen Fortschritt. Die die Norm nicht akzeptierten, mißbrauchen sie schon. Perspektivisch richtig wäre hier, für „schon“ ein „noch“ zu setzen. Fehler in „Korrektur“: Das „noch“ ist nicht gesetzt. Es kann auch vom Zuschauer nur gesetzt werden, wenn ihm das nächste „schon“ gezeigt wird: die Position der Vorhut, die vom Normprinzip produktiven Gebrauch macht. Das Publikum, dem diese Sehhilfe verweigert wird, liest so nicht einmal das „schon“ heraus, sondern nur ein „immer noch“.

Die Aufführung bewirkte Depression statt, wie erwartet, Aktivität. Was nicht nur auf das Konto des Stücks geht: Offenbar nahm sogar dieses Publikum zu der Vorführung seiner Schwierigkeiten auf dem Theater eine andere (passive) Haltung ein als zu ihrem Vorkommen in der Wirklichkeit. Die souveränere (un-depressive, aktive) Haltung des Publikums im Kombinat „Schwarze Pumpe“ zur Darstellung seiner Kämpfe erklärt sich einmal daraus, daß es seine Siege täglich und handgreiflich vor Augen hat, zum andern daraus, daß die Gefahr der Einschüchterung durch „Kunst“ beim Abhören der Funkfassung in einer Baracke nicht bestand.

Der Vergleich der zweiten Fassung von „Korrektur“ mit der ersten wird eine konkrete Untersuchung dieser Fragen ermöglichen.

Weitere Fragen können hier nur angedeutet werden: Der Widerspruch zwischen dem technischen Niveau (der Produktionsmittel) und dem höheren politisch-ökonomischen (der Produktionsverhältnisse), unvermeidlich in der Übergangszeit. Seine Folgen für die Produzierenden: die Schwierigkeit, Funktion und Person zur Kongruenz zu bringen, das unnatürliche „Dienst-ist-Dienst-und-Schnaps-ist-Schnaps“ zu liquidieren. Folgen für die Dramaturgie: Tendenz zu „offenen“ und Splitterformen, Schwierigkeit, zu „geschlosseneren“ Formen zu gelangen. Zu untersuchen bleibt, wie der in „Korrektur“ unternommene Versuch, eine geschlossene Form herzustellen, weil verfrüht, die Inhalte beschneidet, wie der ästhetische Vorgriff einen politischen Rückschlag auslöst.

Die Neufassung

Heiner Müller analysiert weiter oben die Wirkung, die von der ersten Fassung der „Korrektur“ ausging. Die Diskussion nach der „Probeaufführung“ im Maxim-Gorki-Theater blieb nicht die letzte. Weitere Beratungen und Aussprachen mit dem gesamten Ensemble, mit Genossen aus der Parteiorganisation des Theaters und aus dem Parteiapparat, mit der Dramaturgie und der Theaterleitung folgten. Dann „trat die Selbstkritik der Autoren in die exekutive Phase“: Heiner und Inge Müller gingen an die Umarbeitung.

Es hat nicht an Leuten gefehlt, die versuchten, diesen Entschluß zu mißdeuten. Sie wurden in doppelter Hinsicht enttäuscht. Weder die Autoren noch das Theater spielten die Beleidigten, weil sie kritisiert worden waren. Sie wollten nämlich etwas über unsere neue Wirklichkeit sagen und wollten es selbstverständlich so gut, so klar, so nutzbringend wie möglich sagen. (Müller: „Die neue Literatur kann nur *mit dem neuen Publikum* entwickelt werden.“) So war wenig Zeit zur Kopfhängerei, wohl aber Anlaß zu gründlichem Nachdenken und zu verstärkten Anstrengungen. Das Stück, das dann seine Uraufführung erlebte, war auch keineswegs das alte mit ein paar „Retuschen“, sondern wirklich eine neue Fassung, in der die Kritik produktiv umgesetzt war. Ich meine, das ist ein großer Erfolg – politisch und künstlerisch. So ist ein Vergleich der beiden Fassungen wohl von allgemeinerem Interesse.

Die in den Aussprachen ermittelten Ursachen für die Depression, die durch die erste Fassung bewirkt wurde, lassen sich unter drei Hauptgesichtspunkten zusammenfassen: 1. Die Widersprüche und der Hauptkonflikt; 2. Die Widersprüche und die Partei; 3. Die Widersprüche und die Arbeiterklasse (Spontaneität und bewußter Kampf).

Zu Punkt 1: Seit geraumer Zeit lenkt die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands die Aufmerksamkeit ihrer Mitglieder und aller Werktätigen auf die Existenz von inneren Widersprüchen im Leben unserer Republik, sie erläutert die dialektische Gesetzmäßigkeit der Entstehung solcher Widersprüche im Übergang zur sozialistischen Gesellschaft und zeigt die Wege zu ihrer Überwindung in bewußtem Kampf. Die besondere Begabung von Heiner und Inge Müller besteht – wie sie schon im „Lohndrucker“ bewiesen – vor allem in ihrer Fähigkeit, mit dialektischem Scharfblick solche Gesetzmäßigkeiten, solche charakteristischen Widersprüche aufzuspüren und die Möglichkeit und Notwendigkeit ihrer Lösung zu gestalten. So ist es nicht erstaunlich, daß sie bei einem Besuch in „Schwarze Pumpe“ auf eine ganze

Reihe größerer (und ernsthafter) oder kleinerer (und komischer) Widersprüche stießen und mit reichem Material nach Hause fuhren.

Bei der Konzeption ihrer Fabel unterlief jetzt den Autoren der erste Irrtum. Sie verknüpften auf knappstem Raum (Spieldauer der Erstfassung 28 Minuten) zwei außerordentlich komplizierte Probleme. Der gesellschaftliche Hauptkonflikt ist sogleich in der Erzählung des Arbeiters Franz K. und in der Szene 3 („Normenschaukel“) gegeben: noch vorhandene Normenschaukelei aus Mangel an sozialistischem Bewußtsein und unter dem Einfluß unbelehrbarer reaktionärer Elemente. Die eigentliche Fabel aber wird bewegt durch den Konflikt, der aus Bremers sektiererischem Verhalten entsteht. Bremer, schon wegen einer sektiererischen Fehlhandlung zur Bewährung auf die Großbaustelle geschickt, macht den gleichen Fehler in anderer Form ein zweites Mal. Er wird dafür kritisiert, als Brigadier abgesetzt, hält jedoch trotz aller „Nackenschläge“ zur Sache. Durch seine Haltung beeindruckt – „beschämt“ –, entschließt sich Heinz B. zum Eintritt in die Partei.

Diese Fabel-Konzeption war die erste Ursache für die im Zuschauerraum beobachtete Depression. Ohne Zweifel war gerade die Auslösung des „Beschämungseffekts“ auch im Zuschauerraum eines der Ziele der Autoren. Aufführung und Diskussionen ergaben jedoch, daß die beabsichtigte Wirkung nicht eingetreten war. Denn ein nicht unbeträchtlicher Teil des Publikums las die Fabel, grob gesprochen, so: Bremer, ein alter Revolutionär, der für die Sache der Partei acht Jahre im KZ gesessen hat, wird wegen eines Fehlers als Funktionär abgesetzt und ins Kombinat geschickt („bezieht Prügel“). Er widersteht dem Verlangen seiner Brigade nach Betrug (und bezieht, diesmal buchstäblich, Prügel). Er macht einen neuen Fehler, wird kritisiert und abgesetzt (bezieht also wieder Prügel). Eine Lesart, die nicht gerade geeignet war, bei der Klärung von Rolle und Funktion eines Parteimitgliedes im Leben unserer Gesellschaft zu helfen.

Außerdem: Diese Fabel-Konzeption ließ die gesellschaftliche Hauptfrage, wie sie in der Szene „Die Normenschaukel“ als Kampf des Neuen mit dem Alten vor uns erscheint, zurücktreten vor Bremers Problemen. Dadurch erhielten Schwierigkeiten, Rückständigkeiten, Negatives ein in der Proportion zu großes Gewicht. So wurde denn auch die Partei (und damit sind wir bei Punkt 2) lediglich in ihrem Bemühen gezeigt, Bremers Fehler zu korrigieren, nicht aber in der Führung und Organisation des bewußten Kampfes zur Lösung der hauptsächlichen Widersprüche. Und endlich – dies betrifft Punkt 3 – kam der aktive Anteil der Arbeiter am Kampf um die Meisterung ihrer Probleme ungenügend zum Ausdruck. Auseinandersetzungen unter den Arbeitern wurden wenig gezeigt; so bekamen sowohl der Parteieintritt Heinz B.s als auch die Erfolge und die Entstehung des Neuen, von denen berichtet wurde, den Anstrich des Spontanen.

Am Rande: All das wurde durch einige Mängel der Inszenierung – besonders der Hauptszene „Fundamente“ – eher unterstrichen als gemildert.

Das etwa war der Ausgangspunkt, als die Autoren neu an die Arbeit gingen. Wie man sieht, handelte es sich weniger um formale als vielmehr um elementare politische und inhaltliche Fragen, bei deren Lösung allerdings Formprobleme nicht unbeachtet blieben. (Müller hat auf sein Streben nach einer geschlossenen Form als eine Ursache dafür hingewiesen, daß er die Fabel so und nicht anders führte und dadurch „die Inhalte beschnitt.“) So erwies sich die strenge Form der ersten Fassung a-b-a-b (Szene-Erzählung-Szene-Erzählung) in der neuen Aufgabestellung als nicht mehr durchführbar und wich einer lockeren Abfolge, die Szenentitel fielen weg usw. Untersuchen wir die Veränderungen im einzelnen.

Die neue Fassung beginnt mit einem Prolog. Die bisherige erste Szene („Ein Brigadier“), in der Bremer vorgestellt wurde und in der der Parteisekretär als eine Art besserer Empfangschef fungierte, ersetzten die Autoren durch zwei neue Szenen (1a, 1b). In ihnen tritt uns die Partei – vorläufig in Gestalt ihres Sekretärs – als aktive, an der Veränderung der Wirklichkeit arbeitende Kraft gegenüber. Wir erfahren, daß die Brigade Sense – „hat den höchsten Lohn und arbeitet schlecht“ – einen neuen Brigadier bekommt. (Bauleiter: „Er kommt aus der besten Brigade. Er heißt Bremer. Er wird mit ihnen schlittenfahren.“ Sekretär: „Er soll mit ihnen arbeiten. Das kann er nur, wenn er ihnen sagen kann, wofür.“) Also: In der neuen Exposition ist das ideologisch-politische Motiv des Sektierertums, das Bremer ins Kombinat gebracht hat, weggefallen. Wir werden klar auf Ökonomisches (Arbeitsproduktivität, Wartezeiten usw.) orientiert.

Die Erzählung des Arbeiters Franz K. (jetzt Szene 2a) weist nur geringe Veränderungen auf, darunter aber eine für die Geschichte bedeutsame: Am Schluß nimmt Franz K. das Motiv der Szene 1a („Das kann er nur, wenn er ihnen sagen kann, wofür.“) von der Gegenseite her auf. Er spricht von dem Versuch der Brigade, Bremer zur Teilnahme an der Normenschaukelei zu bewegen, und schließt: „Er hat nicht mitgemacht, nicht für Prügel, die er gekriegt hat, und nicht für Bier, das wir ihm angeboten haben. Er sagt: Betrug kommt nicht in Frage. *Aber mehr sagte er nicht.*“ Und in der übrigen fast unveränderten Szene 2b (Normenschaukel) stellt Heinz B., auf Bremers zornig vorgebrachtes: „Ich weiß, wofür ich arbeite!“, die Gegenfrage: „Wofür denn?“, und Bremer bleibt die Antwort schuldig.

Diese Beispiele machen die neuen Akzente, unter denen Bremers Geschichte konzipiert wurde, bereits deutlich. Die in der alten Fassung folgende „Erzählung des Ingenieurs Martin E.“ und die Szene „Vorschriften“ sind von den Autoren gestrichen worden. Beide hatten nur lockere Verbindung zur Fabel. Die Ingenieurserzählung berichtete, in sprachlich reizvoller Form, von anek-

dotischen Begebenheiten aus der „wilden Zeit“, der Baustelle; aber das Eigenleben, das diese Mißlichkeiten innerhalb des Fabelgeschehens besaßen, ließ zu, sie allgemeingültiger auszulegen, als sie gemeint waren. Die Szene „Vorschriften“ hatte zu den künstlerisch schwächsten des Stücks gehört. Neu an dieser Stelle ist der „Brief des Ingenieurs Herbert C.“, der die Position dieses Vertreters der alten Intelligenz präzise umreißt und die Schranken, die seine Sicht noch hemmen, ebenso deutlich macht wie sein schon erreichtes Verständnis der friedlichen Perspektive unseres Staates. Die „Erzählung des Arbeiters Heinz B.“ blieb, von einigen Straffungen abgesehen, unverändert.

Die nun folgenden Veränderungen bilden das Herzstück der neuen Fassung; über sie muß im Zusammenhang gesprochen werden. Bei der Analyse der großen Mittelszene (bisher „Fundamente“, jetzt 3b) fällt sofort dreierlei auf. Erstens: Die Aktivität der Arbeiter in der Auseinandersetzung um ihre Probleme wurde mit knappen Strichen verstärkt. Jetzt wird z. B. weder die Unterstellung, der Leistungslohn sei schuld an dem zu verhandelnden Unfall, noch der Ausfall des Heiseren gegen die Sorben unwidersprochen hingenommen. Zweitens: Aus dem Vorsitzenden, der in der Erstfassung auftrat, ist ein Bauleiter geworden. Das ist mehr als eine Bezeichnungsänderung. Die Figur ist eindeutiger geworden, wir haben sie schon in Szene 1a kennengelernt. (im Prolog wird über den Bauleiter gesagt: „Er hat falschen Tritt.“) Diese Veränderung setzt bestimmte Härten und Unvollkommenheiten der Produktionsberatung ins richtige Verhältnis. Drittens: Der bisherige Hauptinhalt der Szene, die Beleidigung des Ingenieurs durch Bremer, ist zwar nicht herausgenommen, aber doch so verknappt, daß er zu einer Episode unter anderen wird. Das verstärkt zugleich die Wirkung des Konflikts zwischen Bremer und der Brigade.

Diese entschiedene Akzentverlagerung setzt sich fort in der Szene, die dem Stück den Namen gab („Die Korrektur“, jetzt 4b). In der alten Fassung bestand ihre Funktion darin, Bremer klarzumachen, daß der Ingenieur gebraucht wird und daß er, Bremer, sich korrigieren (entschuldigen) muß. Daraus ist jetzt eine völlig neue Szene geworden. Das drückt sich rein äußerlich darin aus, daß die etwas fatale Zweisamkeit Sekretär – Bremer aufgegeben ist. Jetzt findet eine Parteiberatung statt, an der auch der Bauleiter und der erste Arbeiter teilnehmen; dieser greift an zwei entscheidenden Punkten der Sitzung in das Geschehen ein. Verändert ist aber vor allem die inhaltliche Zielrichtung der Szene: Die Auseinandersetzung Bremers mit dem Ingenieur ist nur noch Einleitungs- und Randmotiv. Die Korrektur, die von Bremer verlangt wird, ist völlig anderer, tieferer Natur. Der Sekretär formuliert die Aufgabenstellung in der Neufassung seiner Erzählung folgendermaßen: „Bremer hatte den Kopf riskiert für die Partei, als es darauf ankam. Seine

Brigade hat ein Fundament verdorben, und auf Fundamente kommt es an. Das war eine Niederlage. Das hatte er begriffen. Wie man aus der Niederlage einen Sieg macht, das mußte er begreifen.“

Und Bremer begreift – nicht widerstandslos, nicht ohne Schmerzen, aber er begreift. Darum wird auch der Vorschlag des Bauleiters, ihn als Brigadier abzusetzen, vom ersten Arbeiter und vom Sekretär nachdrücklich zurückgewiesen. Bremer bleibt Brigadier. Der Sekretär entläßt ihn mit dem Hinweis auf den jungen Arbeiter, der in der Produktionsberatung einen Betrug aufdeckte, den er selbst mitgemacht hat. („Niemand hat ihn gefragt. Aber er hat geantwortet. Warum? Frag ihn.“)

Schon diese Veränderungen haben entscheidende Bedeutung. Aber die Autoren gingen noch einen Schritt weiter. Sie schrieben zwei neue Szenen, die innerhalb der Brigade spielen. Schon in der Szene „Fundamente“ war der Mitteilung Heinz B.s über den nicht nachgemischten Beton eine kurze Auseinandersetzung mit dem Major vorangegangen. Sie wird jetzt in der Szene 3c wieder aufgenommen. Die Brigade beginnt, sich von dem Major zu distanzieren. In der gleichfalls neuen Szene 5a wird die Grundsituation von 2b (Normenschaukel) unter veränderten Bedingungen wiederholt. Bremer hat verstanden, daß es nicht genügt, einen Standpunkt zu haben, daß man ihn auch vertreten, erklären, durchsetzen muß. Die Differenzierung in der Brigade ist weiter vorangetrieben: der Major ist faktisch isoliert, Franz K. nimmt die Diskussion auf und muß sich, als er die Argumente Bremers mit einem skeptischen „Hört sich gut an, Brigadier“ quittiert, von Heinz B. sagen lassen: „Rot seit 1918, aber nichts behalten und nichts dazugelernt.“ So ist dem Parteieintritt Heinz B.s (5c) die Zufälligkeit, das Nur-Spontane genommen, er ist vorbereitet, und auch die neue Schlußpointe, mit der die Autoren ein Motiv aus dem ersten Bild des „Lohndrückers“ umgewandelt wieder aufnehmen, wird möglich. Aus der Geschichte des einsamen, sich nicht mehr zu recht findenden Sektierers ist die Geschichte einer Brigade geworden. So kann der Prolog ankündigen: „Wir zeigen, wie eine von tausend Brigaden (und es ist nicht die beste) klug wird durch Schaden.“

Vergleicht man die Summe der Veränderungen mit der selbstgestellten Aufgabe, so wird deutlich, daß es den Autoren gelungen ist, alle wesentlichen Hinweise, die ihnen gegeben worden waren, Punkt für Punkt fruchtbar zu machen – wobei diese ideologischen Berichtigungen fast ausnahmslos zu echten künstlerischen Vertiefungen wurden. So bewirkte denn die Neufassung auch nicht mehr Depression, sondern von ihr ging – um die Worte eines Kritikers zu zitieren – „heitere Klarheit und Zuversicht“ aus.

Die Veränderungen entstanden nicht in der „Isolierzelle“ und nicht „auf einen Ritt“. Zwischenstadien wurden zur Diskussion gestellt und zwischen Autoren, Dramaturg und Regisseur beraten. Die Zusammenarbeit war nütz-

lich und lehrreich für alle Teile. Den Regisseur zwang z. B. die neue, weniger strenge Form, seine bisherige Grundkonzeption zu überprüfen. Die Po-destlösung der ersten Inzenierungsfassung wurde verworfen. Der Gedanke, alle mitwirkenden Schauspieler ständig auf der Bühne anwesend sein zu lassen, um nachdrücklich das gemeinsame Einstehen für die Sache zu unterstreichen, wurde von den Autoren aufgegriffen und zu Ende geführt. So entstand die heiter-ironische Vorstellung der Figuren, die dem Zuschauer hilft, seine Aufmerksamkeit auf das Wesentliche der Vorgänge einzustellen, und die eine optimistische Ausgangsposition, eine Betrachtung der Vorgänge aus der Perspektive des „Wir sind über 'n Berg“, möglich macht. Oder: Die Autoren schlugen in ihrem Prolog, der den „Lohndrucker“ mit der „Korrektur“ verbindet und damit wirklich zu einem Theaterabend zusammenführt, die Zeilen vor: „Wenn wir jetzt die Bühne drehn, werden wir sieben Jahre weiter sehn“, und das Theaterkollektiv fand, dadurch angeregt, jene offene Verwandlung aus der noch düsteren „Lohndrucker“-Stimmung in die Helligkeit der „Korrektur“-Dekoration, die eine zusätzliche, befreiende emotionale Wirkung auslöst.

Die Korrektur der „Korrektur“ ist abgeschlossen. Inzwischen ging die Neufassung bereits in zahlreichen Vorstellungen über die Bretter. Nicht abgeschlossen ist die Diskussion, die auf neuer Ebene fortgeführt und ständig aus dem Zuschauerraum in die Betriebe getragen wird. In diesen Aussprachen ist zu erfahren, daß „Die Korrektur“ von unseren Arbeitern als praktische Hilfe bei der Lösung ihrer Probleme verstanden wird. So zeugt die Geschichte dieses kleinen Stücks neuer Literatur von der höheren Qualität, die das Verhältnis von Produzenten und Konsumenten auch im Bereich der Kunst bei uns bereits erreicht hat.

Hans Jürgen Geerds

Volkstümliche Erzählkunst

Irma Harder: „Ein unbeschriebenes Blatt“, Verlag Neues Leben, Berlin 1958

Irma Harder hat es in ihrer schriftstellerischen Entwicklung nicht leicht gehabt. Der Zugang zur Bildung, der heute allen begabten jungen Menschen in unserer Republik offensteht, blieb ihr, der Landarbeiterstochter, bis 1945 verschlossen. „Bildung“ heißt hier nicht nur Wissen, Kenntnis von Tatsachen, sondern auch Besitz von Methoden, um die Erscheinungen der Umwelt, vor allem der Gesellschaft, als gesetzmäßig zu verstehen. Diese Fähigkeit konnte sich die Autorin erst in den Jahren des gemeinsamen Aufbaus unserer neuen Ordnung erwerben. Das war kein leichter Prozeß, sondern eine Entwicklung unter Widersprüchen, von denen die Schriftstellerin humorvoll in dem einleitenden Bericht zum „Siebten Buch Mose“ unter dem Titel „Der Bauer und die jungen Autoren“ Zeugnis abgelegt hat. Es war für sie ein zähes Ringen um den Realismus, ein Ringen um Klarheit der Weltanschauung und um Kenntnis der Prinzipien literarischer Abspiegelung.

Der optimistische Aspekt dieser Entwicklung eines „Naturtalents“ war freilich aus zwei Gründen von Anfang an gegeben: Erstens blieb Irma Harder nicht auf sich allein angewiesen; ältere und jüngere Kollegen halfen ihr und berieten sie; zweitens hatte die Schriftstellerin den Mut, wirklich Schritt für Schritt vorwärts zu gehen, ohne falsche Ambitionen und ohne Angst, noch Unvollkommenes der öffentlichen Kritik zu überliefern. So bildete sich ihr Talent durchaus nicht „in der Stille“, sondern im bewegten Leben unter kollektiver Kritik. Darum ist Irma Harder auch einer der ersten Zeugen für

die Kraft einer neuen, aus dem Volksleben fließenden Literatur. Sie gehört gar nicht zu einer Elite esoterisch schaffender Dichter, die als „Schöpfer einer Welt im Werkstoff der Sprache, aus eingebornen Urbildern“* erscheinen wollen. Irma Harders Dichtung reflektiert die Realität von einem festen Standort.

Zur Bildung des Schriftstellers gehört auch das, was wir kritische Aneignung der Tradition nennen. Vielleicht ist ihr auch das nicht leicht gefallen. Zuerst hatte sie sich – darauf weisen ihre bisherigen Veröffentlichungen hin – mit einer negativen Tradition auseinanderzusetzen, mit romanisierenden Einflüssen und kleinbürgerlichem Provinzialismus. Er ist als unbewältigter Rest noch in einigen ihrer Geschichten zu finden. In dem Bestreben, fest mit der Wirklichkeit verbunden zu bleiben, die eigene Beobachtung auch der Details nicht preiszugeben, geriet die Autorin bisweilen in naturalistische Beschränkung.

Aber schon ihr erster Roman, „Im Haus am Wiesenweg“, zeigte das Bemühen, durch sorgfältige Führung der Fabel das Episodische zu überwinden. Ihr neues Buch offenbart einen beträchtlichen Zuwachs an Reife. Es erinnert an Martin Andersen Nexøs „Ditte Menschenkind“ oder an Clara Viebigs Roman „Das tägliche Brot“ – ohne den Vergleich überdehnen zu wollen. Nicht die Ähnlichkeit des Subjekts ist dabei das Entscheidende, sondern die spürbare Gediegenheit der literarischen Aussage, so sehr sich auch

* Hermann Pongs, „Das kleine Lexikon der Weltliteratur“, Stuttgart 1956, S. 359.

sonst die genannten Bücher unterscheiden mögen. Alle drei besitzen mehr oder minder jene kritische Haltung – die freilich nur bei Andersen Nexö historisch-allseitig ist –, auf die es gerade bei dem behandelten Thema ankommt: der Geschichte eines jungen Landmädchens, das sich in der Stadt als Haushilfe verdingen muß.

Es ist nicht mehr die Zeit der Jahrhundertwende, sondern die Zeit des anbrechenden Faschismus in Deutschland, in die uns Irma Harder führt. Lina Glatow, die Tochter eines Tagelöhners auf dem Gut des Herrn von Bruckhoff, fühlt sich zwar stark mit dem Leben auf dem Hof verbunden; andererseits aber haßt sie die Enge und Niedrigkeit ihres Daseins, ohne auch nur etwas von den Ursachen ihrer Ausbeutung zu ahnen. Der Vater, der abgearbeitete Peter Glatow, ist klüger; weniger klug ist die ehrgeizige Mutter. Als die Tochter zu Frau Weinberger, einer Anverwandten der Bruckhoffs, in die Stadt soll, sieht die Mutter darin die Chance eines gesellschaftlichen Aufstiegs und willigt deshalb in den Handel ein. So kommt Lina mit zwiespältigen Gefühlen in die ganz andersartige Umgebung eines „gutbürgerlichen“ Haushalts.

Die Ahnungslosigkeit Linas macht sie nicht nur zum Opfer der ausbeuterischen Tricks ihrer „Gnädigen“, sondern läßt sie, das unbeschriebene Blatt, Mitglied des BdM werden. Ahnungslos singt sie dort das Lied vom „kleinen Trompeter“, das sie von ihrem Freund Rudi im heimatlichen Dorf gelernt hat. Damit ist der Konflikt da. Sturmbannführer Dr. Weinberger, der Sohn des Hauses, und sein Kumpan Noite horden sie, die Unerfahrene, aus; sie wollen diejenigen, die Lina das Lied gelehrt haben, der Gestapo ausliefern. Lina will an diese ihr unfassbare Gemeinheit zuerst nicht glauben. Aber der Mord an Albert, Rudis Freund, und die Verhaftung und Verurteilung Rudis öffnen ihr die Augen. „Daß es den Tagelöhnern besser gehe, dafür sitzt Rudi im Zuchthaus, dafür ist Albert gestorben, denkt sie, und dafür werde ich

leben.“ So geht sie wieder in ihr Dorf zurück, dorthin, wo sie hingehört und wo sie von nun an, das ahnen wir, sich beharren wird.

Lina ist eine glücklich gewählte Gestalt. Sie ist stellvertretend für jene Menschen, die vor 1933 auf dem Lande lebten, ohne Anschluß an die kämpfenden Arbeiter gefunden zu haben. Irma Harder hütet sich, sie zu einer auffälligen Figur zu überzeichnen. Das Besondere an dem frischen jungen Mädchen ist nicht etwa ihr bisweilen eigensinniges, bisweilen mißtrauisches Wesen; das Besondere an Lina ist ihr Geschick, das sie an die Seite Rudis und seiner Kameraden bringt. Linas Schicksal formt sich aus ihren Begegnungen mit anderen Menschen. Sie wandelt sich vom Objekt zum Subjekt der geschichtlichen Ereignisse. Das ist von der Autorin klug bedacht, denn so kann sie indirekt all das an gesellschaftlichen Momenten an den Leser heranbringen, was zum Begreifen der Epoche nötig ist.

Diesem Vorteil allerdings entspricht ein Nachteil; weil die Autorin ganz bewußt immer wieder von der Zentralgestalt ausgeht, bleibt die Zeichnung der anderen Figuren im Allgemeinen stecken. Hierzu gehört, daß Rudi und seine Freunde in ihrem Kampf gegen den Faschismus nicht konkret geschildert werden können; auch der Faschismus selbst, verkörpert durch Weinberger und Noite, bleibt noch recht abstrakt. Lina, die alles zwar sehr persönlich und intensiv, aber gesellschaftlich doch von der Peripherie erlebt, kann als Figur zwangsläufig nicht mehr vermitteln. Diese Schwäche – man soll sie allerdings nicht überschätzen – wird wohl vor allem für Jugendliche noch ins Gewicht fallen, die nicht aus eigenem Erleben die gesellschaftliche Totalität jener Jahre hinzufügen können.

Den ästhetischen Wert des Buches bestimmt nicht nur die Gestalt der Lina, sondern noch mehr die echte Volkstümlichkeit, mit der Irma Harder erzählt. Ihre Sprache ist schlicht, dabei aber eindrucksvoll, und immer zweckdienlich. Irma Har-

der bevorzugt den dynamischen Kurzsatz, sie wählt ihre zahlreichen Bilder geschickt aus. Vor allem aber zeichnet sie sich aus durch die warmherzige, partei-liche, zugleich überlegene und oft humor-volle Art, mit der sie ihren Stoff formt. Sie schafft sich keine künstliche Distanz zu ihren Gestalten, sondern man spürt ihre Anteilnahme in jeder Zeile. Das ist ebenso volkstümlich wie die Wahl der Lina als Hauptfigur. Der Leser kann sich ohne Schwierigkeiten in das Geschehen hineinfinden und sich mit Lina identifizieren. Endlich aber heißt hier Volks-tümlichkeit das Überwinden jener natu-ralistischen und provinzialistischen Züge, die in manchen Bauerngeschichten Irma Harders anzutreffen waren und die Par-teilichkeit der Aussage einschränkten.

Begünstigt wurden diese Züge dadurch, daß die Schriftstellerin das dörfliche Ge-schehen zu autonom, zu isoliert betrachtete – was allerdings bereits im Roman „Im Haus am Wiesenweg“ in ersten Ansätzen überwunden wurde. Da die naturalistische Beengung der Schaffensmethode unmittel-bar mit dem Phänomen des Provinzialis-mus zusammenhängt, konnte es auch nicht ausbleiben, daß die Autorin erst nach und nach wußte, wie man „das Überflüssige weglassen“ und das Wesentliche heraus-arbeiten kann, ohne trocken und beleh-rend zu werden. Denn die These, die Irma Harder in ihrer Einleitung zum „Siebten Buch Mose“ notierte: „Man muß immer aufpassen, was um einen her pas-siert“ – bleibt nur eine halbe Wahrheit, wenn man damit nur das Sammeln der Details, des Zufälligen versteht. Die Autorin hat auch in ihrem neuen Buch das Detail nicht vernachlässigt, im Ge-genteil!

Wer etwa die kleinen Erlebnisse Linas im Dienst der Frau Weinberger verfolgt, wird schmunzelnd die Details als charakterisierende und kritisierende Momente beachten. (Wie Irma Harder unbefangen früher behandelte Details aus-nutzt, zeigt etwa die „Klosett“-Episode, die bereits im „Siebten Buch Mose“ ver-

wertet wurde.) Das Detail überwuchert nicht, das Zufällige wird richtig verwen-det, denn es hilft, die Grundidee der Er-zählung durchzusetzen.

Das Lied vom „kleinen Trompeter“ beispielsweise ist mehr als nur zufällige literarische Illustration. Es wird allmäh-lich zum Hauptmotiv der Handlung, so daß sich die Autorin abschweifende, lang-wierige Erklärungen ersparen kann. Auch hier drückt sich eine volkstümliche Ten-denz aus: Durch das Einbeziehen der revolutionären Lyrik erhält das Geschehen allgemein-bildhaften Charakter, wie denn überhaupt Irma Harder recht daran tut, das Volkslied und auch einzelne volkstüm-liche Redewendungen in die Gestaltung einfließen zu lassen.

„Nur ein Schriftsteller mit klarem, ge-reiftem Bewußtsein kann das Bewußtsein der Menschen klarer und reifer machen“, sagte Anna Seghers auf dem IV. Deut-schen Schriftstellerkongreß. „Es gibt drei Stufen der Entwicklung für den Schrift-steller. Auf der ersten nimmt er die Wirklichkeit unmittelbar, wie ein Kind auf. Seine Darstellung geht ihm leicht von der Hand, impulsiv, spontan. Oft sind ge-rade auf dieser Stufe seine Arbeiten viel-versprechend, von besonderem Reiz. Auf der zweiten Stufe hat er über das Leben nachgedacht, es wirkt nicht mehr naiv auf ihn, seine Unmittelbarkeit geht ver-loren, manchmal schreibt er dann sogar schwächer – wir würden sagen schablonenhaft. Denn er gerät in Gefahr, einer Erkenntnis gemäß zu montieren, statt dar-zustellen. Er muß die dritte Stufe errei-chen: dann sind ihm seine Erkenntnisse selbstverständlich geworden, sie sind ihm in Fleisch und Blut übergegangen.“ Sicher hat Irma Harder mit ihrem neuen Buch die dritte Stufe erreicht. Was im „Haus am Wiesenweg“ noch bis zu einem ge-wissen Grade Schablone war, ist jetzt verschwunden. Verschwunden ist auch das „Montieren“, das bisweilen noch in den Bauerngeschichten zu spüren war. Wir können jetzt sicher sein, daß Irma Harder noch manches leisten wird für

unsere neue Literatur, wenn sie ihren Weg entschlossen weitergeht.

Denn es geht hier ja um unsere junge sozialistische Literatur, die solche Persönlichkeiten wie Irma Harder braucht. Wir wünschen, daß diese Literatur volkstümlich und damit allen Erzeugnissen überlegen sei, die entweder im kleinbürgerlichen Klischee sentimentaler Popularitäts-hascherei steckenbleiben oder sich im Abseitigen verlieren. Wichtig ist, daß mehr

solcher Themen aufgegriffen werden: Uns mangelt es an Darstellungen der früher Ausgebeuteten auch aus solchen sozialen Bereichen, in denen der Klassenkampf spezifische Formen annahm, wie etwa im Verhältnis der Hausgehilfen zu ihren Dienstherrn. Daß Irma Harder gerade ein kleines Stück Geschichte der Frauenemanzipation vorgetragen hat, ist ihr in diesem Zusammenhang besonders zu danken.

Gerd Hillesheim

Die „Kämpfer im Nebel“ und ihre Henker

Stefan Heym: „Der Fall Glasenapp“ (Hostages), Roman
Paul List Verlag, Leipzig 1958

Viele deutsche Schriftsteller fanden nach 1933 eine vorläufige Exilheimat in der Tschechoslowakischen Republik. So ist es erklärlich, daß sie späterhin gerade von den Ereignissen in diesem Lande besonders bewegt wurden, dessen Schicksal die westlichen Alliierten so bitter an die Folgen ihres Münchner Verrats gemahnte. Nachrichten über den grausamen Terror der SS-Bestie Heydrich gegen das tschechoslowakische Volk, über den tapferen Kampf illegaler Gruppen, die meist schnell zu Märtyrern der gerechten Sache wurden, drangen ins Ausland. Noch bevor Heinrich Mann seinen psychologisch tiefgründigen Roman „Lidice“ schrieb, in dem die Frage nach Sinn und Bedeutung von Aktionen wie der Beseitigung Heydrichs gestellt ist, wandte sich der 1913 geborene Stefan Heym mit seinem ersten Roman „Hostages“ (Geiseln) – jetzt als „Der Fall Glasenapp“ auch in Deutschland erschienen – im Jahre 1942 ähnlichen Themenstellungen zu. Ihn, der nach der Machtergreifung der deutschen Faschisten zunächst in der ČSR, dann in den USA im Exil lebte, bewegte der Wunsch, die Kräfte literarisch zu gestalten, die gegen die Naziherren am Werk waren; nach

ihrem Leben und Sterben, nach dem Sinn ihres Tuns, nach der Wirkung der Schläge, die sie den Unterdrückten zufügten, und nach den Motiven des wahllos-grausamen Vernichtungsfeldzuges der SS fragte er. Sein Ziel war die Entlarvung der nazistischen Irrlehren von Rasse und Herrenmenschentum, vom „übermoralischen“ Herrschaftsanspruch dieser „Vertreter Deutschlands“ gegenüber den „kulturelllosen“ und „primitiven“ Völkern der ganzen Erde.

In Prag verschwindet im Oktober 1941 ein deutscher Offizier, der Leutnant Glasenapp, scheinbar spurlos aus einem Restaurant. Dieser hilflos-schwächliche deutsche Kleinbürger in Besatzeruniform hatte sich in eine tschechische Studentin verliebt, deren Freund von seiner Truppe ermordet worden war. Er versuchte, sie zu gewinnen, wurde sich aber bei diesem hoffnungslosen Bemühen der eigenen Erbärmlichkeit und der eigenen nationalen Schuld bewußt und stürzte sich in einem Augenblick der Depression, „voll bis zum Kragen mit Schnaps und Charakter-schwäche“, in die Moldau. Stramme Nazi-offiziere und SS-Leute verhaften zunächst einmal, noch ehe die Leiche des Leut-

nants überhaupt gefunden ist, alle zwanzig Insassen des Restaurants. Unter den so zufällig Verhafteten ist Janoschik, der als Faktotum und Toilettenwärter in dem Restaurant für eine zentrale Vermittlungsaufgabe der Widerstandsbewegung eingesetzt ist, ferner der eitle und völlig hilflose Schauspieler Prokosch, der junge bürgerliche Journalist Lobkowitz, der Arzt und Psychoanalytiker Dr. Wallerstein und schließlich Preissinger, Generaldirektor des Böhmisches-Mährischen Kohlsyndikats, ein Kollaborateur.

Gestapooffizier Reinhardt, der die Untersuchung leitet, erkennt sehr schnell den Selbstmord. Er verfällt auf die teuflische Idee, doch einen Mordfall daraus zu konstruieren, einen Mörder zu suchen, Geiseln zu erschießen, um so der unterworfenen, aber hartnäckig Widerstand leistenden Bevölkerung wieder einmal die Kraft der „Herrschenden“ zu zeigen, um die Nation zu demütigen und einzuschüchtern. Als gar noch der Henker Heydrich ihm klarmacht, daß einige Herren im „Reich“ am Verschwinden Preissingers und an dessen Aktien sehr interessiert sind, ist das Schicksal der Geiseln besiegelt. Der „Fall Glasenapp“ wird inszeniert.

Von hier ab teilt sich der Roman in drei Handlungsstränge. Da ist zunächst die ausführliche Gestaltung des Kommissars Reinhardt, seiner persönlichen Machtgelüste, seiner Bemühungen, bei dem Geismord alle Unsicherheitsfaktoren auszuschließen und vielleicht durch Zufall und Terror irgendwelche anderen Fäden des Widerstands in die Hand zu bekommen. Daneben steht die Figur des Dr. Wallerstein und seine mitleidlos seelenzergliedernde Beschreibung des Verhaltens seiner Mitgefangenen in der Zelle, die er als letztes Werk und Rechtfertigung seines zynisch-intellektualistischen Lebens und Sterbens der Wissenschaft überliefern möchte. Die dritte Handlung ist jene, von der die SS-Schergen nichts ahnen: die Aktionen des Widerstandes, in die sie zufällig störend eingegriffen

haben. Janoschik hat kurz vor seiner Verhaftung durch einen in letzter Sekunde aus dem Restaurant entwichenen Illegalen eine Adresse erhalten, deren Weitergabe – zur Sprengung von deutschen Munitionszügen wichtig – jetzt zu seiner letzten Lebensaufgabe wird. Er überläßt die Gestapo und schmuggelt die Adresse hinaus. Draußen, in den Widerstandsgruppen, erfährt man die wahren Zusammenhänge und kann sie durch einen Handstreich über den Sender in alle Welt schreien. Dennoch wird der nun offenkundig gewordene Geismord von den tierisch wütenden SS-Leuten vollzogen. Zwar stirbt Janoschik, ohne von seinem Erfolg zu wissen, aber die Züge fliegen in die Luft, Milada Markowa (das Opfer Glasenapps) kann den Henkern entkommen und den Kampf weiterführen, und der Sündenbock Reinhardt wird von seinen eigenen Herren in den Hexenkessel der Front geschleudert.

Grundthema des Romans ist der moralische Sieg des einfachen, seiner Sache ergebenden antifaschistischen Kämpfers über die nackte Gewalt der Okkupanten, über dekadenten Zynismus und schleimig-ehrbare Bourgeoisieideologie. Es ist die Rechtfertigung des Opfers im Kampf, der Sieg über das „Tabu des Todes“ und über die bürgerlich-psychoanalytischen Theoreme von der „Angst“ als treibendem Grundfaktor des Lebens. Nachdem man dies als Kerngedanken des Ganzen herausgeschält hat, werden die vielfältigen und keineswegs unproblematischen Bemühungen Stefan Heyms um tiefenpsychologische Auslotung aller seiner Figuren (auch der SS-Bestie Reinhardt), um Analyse ihrer Gefühle vor dem „Tabu des Todes“ und breite Ausmalung selbst unangenehmster und ekelhaftester Typen (wie Reinhardt und Preissinger) erklärlich. Janoschik verkörpert hier (ebenso wie auf etwas anderer Ebene Breda und Milada) die Kraft des tschechischen Proletariats. Mit Zügen der Schwejkfigur Hašeks ausgestattet und doch zugleich unbeugsamer, bewußter Widerstands-

kämpfer, überwindet er Reinhardt und läßt den Zyniker Dr. Wallerstein die Grenzen und die Falschheit seiner Theoreme ahnen.

Es mag scheinen, als sei dieser Erstlingsroman Stefan Heyms, der 1942 in den USA sogleich Bestseller wurde, den man verfilmt und bis 1944 in mehrere Sprachen übersetzte, ein eindeutig sozialistischer Zeitroman, den wir schon vor langen Jahren unbedingt bei uns hätten lesen mögen und müssen. Leider aber erweist es sich als nicht ganz einfach, unter der dichten Decke psychologischer Konfrontierungen im Angesicht des Todes die oben beschriebenen Geschehnisse klar herauszuschälen. Alle Figuren absorbieren nämlich des Autors und damit indirekt auch des Lesers Interesse vorrangig als psychologische „Fälle“. Ihre klassenmäßige Typisierung ist zwar fast immer nebenher mitgegeben, tritt aber zurück. Meinungen und Anschauungen einiger Figuren werden zunächst, vom Gestalter meist nicht deutlich widerlegt, nebeneinander gestellt und erst durch den Gesamteindruck des Romans relativiert. So kommt es paradoxerweise dazu, daß selbst die Bestie Reinhardt als psychologischer Fall und zuletzt auch als Vernichteter – wie vorher schon als „Schachbrettpartner“ der unbekannten Widerstandskämpfer – eine „Interessantheit“ erhält, die bei vielen Lesern die eindeutige Parteinahme gegen ihn erschweren mag. Etwas Ähnliches trifft auf Dr. Wallerstein zu; die Versuchung für den Leser, sich mit den Meinungen dieses „Arztes“ zu identifizieren, ist noch größer, da Wallerstein über weite Strecken des Romans als Erzähler erscheint, da seine Aufzeichnungen (obgleich für die Handlung und die weitere Charaktergestaltung nicht mehr wichtig) auszugsweise wiedergegeben werden.

Noch bedenklicher scheint es, daß den eindeutig positiven Figuren, mit denen sich der Leser identifizieren soll, Urteile,

Meinungen und Gefühle beigelegt werden, die Befremden erregen müssen. Bredas und Miladas Liebesepisode nimmt sich aus wie eine Manifestation des Widerstandes gegen den von seiten der Illegalen „herzlos“ geführten Kampf; die Widerstandskämpfer sind, wenn man der Darstellung glauben will, zu „Tieren im Dschungel“ gemacht worden. Hier mengt sich Richtiges mit Falschem. Auch daß Bredas Anschauungen eher fortschrittlich-bürgerlicher Völkerpsychologie als klarer dialektisch-materialistischer Klassenkampftheorie entstammen, macht dem Leser die richtige Einstellung zu den Figuren nicht leichter.

Diese und ähnliche Undeutlichkeiten, die dem Erstling des heute gereiften Stefan Heym anhaften, schließen die Möglichkeit nicht aus, die Darstellung des „Klassenkampfes im Nebel“ mit Schlagworten wie „Existenzbewährung des Menschen“, „der Mensch vor dem Tabu des Todes“ usw. zu interpretieren und die Gestapoherrschaft als ein Instrument des Schicksals zur menschlichen „Reinigung“ zu betrachten. Die Bewährung des *proletarischen* Widerstandskämpfers unter den unmenschlichsten Bedingungen tritt dagegen in der Darstellung Heyms zurück.

So problematisch und so überraschend es meist ist, frühe, andersgeartete Werke eines Autors, dessen Schaffen inzwischen einen fest umrissenen Charakter erhalten hat, erst nach vielen Jahren kennenzulernen, so wichtig scheint mir diese Bekanntschaft doch für den Literaturhistoriker und Literaturfreund – mag auch der Autor fast unvermeidlich den Eindruck gewinnen, sein „erstes Kind“, das ihm meist ans Herz gewachsen ist, werde ungerecht beurteilt. Als einer der wenigen Zeitromane deutscher Autoren über den Widerstandskampf jener Zeit ist „Der Fall Glasenapp“ jedenfalls ein wichtiges Zeugnis und zugleich ein Beweis für die schon in den Anfängen große erzählerische Begabung Stefan Heyms.

Junger Autor zwischen den Stühlen

Wolf D. Brennecke: „Peter zwischen den Stühlen“, Verlag Neues Leben, Berlin 1958

Es ist ein recht grüner Peter, der sich da dauernd zwischen die Stühle setzt. Dabei sollte gerade er es besser wissen, denn Peter Groll ist Verkäufer in der Möbelabteilung eines HO-Warenhauses. In seinem jungen Leben geht alles durchschnittlich gut, bis es ihm einfällt, Geschichten zu schreiben – und zu machen. Er wird in eine Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren des Deutschen Schriftstellerverbandes aufgenommen und faßt prompt den Entschluß, einen Roman zu schaffen.

Jeden Tag acht Stunden Stühle verkaufen und am Abend dann dicke Bücher schreiben ist schwer, besonders, wenn man das Schreiben im Grunde erst lernen muß. Aber unser Peter Groll ist außerdem jung verheiratet, und drei Herren kann er bei bestem Willen nicht gerecht werden – selbst wenn er besten Willen hätte. Er vernachlässigt seinen Beruf, und er vernachlässigt seine Renate. Im Kaufhaus, zwischen seinen Stühlen, denkt er an den Roman, und zu Hause, zwischen seinen vier Wänden, denkt er an die Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren und an das, was ihm dort vorgelesen und vorgelesen wird.

Was sind das überhaupt für Leute, die in der Arbeitsgemeinschaft zusammenkommen? Ihr Mentor und ungekrönter König ist P. P. Pornemann, ein bejahrter Weltenbummler, der über südamerikanische Spelunken und australische Schafarmen zu erzählen weiß, ein Mann, der verkündet, alter Kommunist und Verfasser von „zweiundzwanzig Büchern mit Tendenz“ zu sein. Ihm folgt in hierarchischer Reihenfolge Marion Classon, Leiterin der Arbeitsgemeinschaft und ihres Zeichens Novellistin und „Mädchen mit Katzenaugen“. Dann Magnus Hippmann, genannt „Magnus der Große“. Die drei geben den Ton an.

Besonders angetan hat es dem an-

gehenden Romancier die katzenäugige Marion. Er denkt mehr an sie als ihm guttut. Und als es daheim zu Reibereien kommt, weil er Renate vernachlässigt, wird aus unserem grünen Peter ein sehr schäbiger Peter. Er schleicht zu seiner Marion und träumt mit ihr von Entdeckungsfahrten im Auto nach dem sonnigen Süden, schleicht dann wieder zu seiner Renate und bringt weder hier noch dort den Mut zu einem offenen Wort auf, geschweige denn zu einer Entscheidung. Schließlich wirft er alles hin – die Stellung im Kaufhaus hat er schon früher aufgegeben, um seinen Roman schreiben zu können – und brennt nach Berlin durch, entschlossen, die Welt oder wenigstens ein halbes Dutzend Redaktionen im Sturm zu erobern.

Nun könnte es interessant werden. Der Zusammenprall mit der rauen Wirklichkeit könnte aus dem grünen Peter endlich einen klugen machen. Aber da ist das Buch schon zu Ende. Nachdem der Autor sechshundert Seiten gebraucht hat, um den Leser bis zu diesem Punkt zu führen, benötigt er nur weitere fünfzig für ein galoppierendes Happy-End. Kein kluger, nur ein sehr begossener Peter kehrt aus der Fremde zurück, findet eine Mitteilung des Verlages vor, daß sein gegen Wind und Wetter fertiggeschriebener Roman angenommen ist, und eine andere, daß er einen Literaturpreis gewonnen hat. Seine Frau verzeiht ihm, und er kann die nächste Dummheit begehen, denn ob er etwas gelernt hat, ist fraglich. Der Leser jedenfalls hat es nicht. Soweit der Inhalt, den ohne Ironie wiederzugeben – leider – unmöglich ist.

Um in diese sechshundertfünfzig Seiten Spannung zu bringen, läßt der Autor die Handlung auf zwei Zeitebenen abrollen. Peter Groll schreibt seine eigene Geschichte nieder, während er zu Hause auf

Nachricht aus der Klinik wartet, in die seine Frau einer Frühgeburt wegen Hals über Kopf geschafft werden mußte. Episoden aus einer Gegenwart, die am Ende des Romans liegt, werden eingestreut – ein Nachbar kommt, das Telefon klingelt, der behandelnde Arzt liest Peter die Leuten. Das soll den Leser neugierig machen zu erfahren, wie die beiden Hälften am Schluß wohl zusammenpassen werden.

Literarische Kunstgriffe zu beherrschen ist kein Fehler, aber Spannung wird in erster Linie vom Inhalt her erzeugt durch eine echte und tiefe Auseinandersetzung des Schriftstellers mit der Wirklichkeit. Die bleibt Wolf Brennecke uns schuldig.

Die Gestalten sind alle nach einer Seite hin verzeichnet. Da ist Peter Grolls Onkel Karl, der in der Nazizeit hoher Beamter war, fünfundvierzig „gestürzt“ wurde, Rente bezieht und – von ausgiebigen Meckereien abgesehen – abgeklärt und zufrieden in unserer Republik lebt: weder Fisch noch Fleisch. Da ist der alte Militarist Festerling, der republikflüchtig wird, aber schon nach kurzer Zeit reumütig zurückkehrt, weil er die Amerikaner nicht ausstehen kann. Andererseits lebt der alte Kommunist Porne mann, dem übrigens die volle Sympathie des Autors gehört, jetzt, da der Sozialismus in Deutschland endlich zur Realität wird, einsam und verlassen in einem Dorf inmitten seiner Sammlung von Reiseandenken, schwärmt von den Koteletts, die seine Wirtschafterin brät, und philosophiert vor den jungen Autoren darüber, ob ein Werk „zwei Pfund oder zehn Zentner Tendenz“ vertrage. Als ob das eine Frage der Quantität wäre! Marion Classon benimmt sich wie ein literarischer Vamp, und der große Magnus bringt seine Forderung nach Parteilichkeit mit so viel unsympathischer Schärfe und so ungeschickt vor, daß er den Leser nicht auf seine Seite zieht. Dafür geht der Autor aber mit aller Schärfe gegen Fehler in der Auftragserteilung von Verlagen und Zeitungen und in der Arbeit

von Redaktionen an. Das ist alles zusammen ein bißchen viel.

Niemand leugnet, daß es Fehler und Unzulänglichkeiten gibt, niemand behauptet, daß sie in der Literatur nicht gestaltet werden dürften. Aber ihre Gestaltung erfordert tiefe und unbedingte Parteilichkeit, und diese Parteilichkeit wiederum setzt voraus, daß man die Ursachen der Fehler kennt und den Weg zu ihrer Überwindung. Wolf Brennecke gibt dem Leser nicht die Möglichkeit zu erkennen, ob sein Zorn der des Mitkämpfers oder der des aufgestörten Schläfers ist. Er gibt ihm nicht einmal die Möglichkeit zu erkennen, welches Anliegen er mit dem Buch verfolgt.

Irgendwann gegen Ende des Buches fühlt Peter Groll sich bemüßigt, marxistische Literatur zu studieren, und er findet alles, was dort gesagt wird, gut und richtig. Aber daß der Marxismus bei uns unterdessen Wirklichkeit geworden ist, scheint ihm zu entgehen. Wenigstens ist kaum die Rede davon. Statt sich mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen, begutachtet Brennecke sie aus dem Lehnstuhl und mit der Miene eines obersten Richters.

Die Beschreibung von Peters Liebe zu Renate geht manchmal haarscharf am Kitsch vorbei. Da ist von Wangen die Rede, die „unter lockenden Blicken erglühen“, und vom Tauschen „heißer Küsse“. Die abgegriffenen Wendungen wirken besonders peinlich, da der Autor jeden Beweis einer Liebe – wie übrigens auch einer echten Zuneigung zu Marion Classon – schuldig bleibt. Weil der Inhalt nicht bewältigt ist, bleibt im Stil bestenfalls äußere Glätte übrig.

Dabei wird viel Richtiges gesagt. „Wir haben ein neues Haus gebaut – mit alten Ziegelsteinen, denn keiner von uns ist in einer volkseigenen Ziegelei gebrannt worden“, heißt es zum Beispiel. Aber in die Konzeption des Autors, in den Bau seiner Fabel, sind diese Erkenntnisse nicht eingegangen. Sie wirken aufgesetzt.

Ein Roman dürfe nicht statt echter Konflikte Zufälligkeiten enthalten, läßt

Brennecke den Genossen Schwemminger, den Warenhausdirektor, einmal sagen. Peter Groll setzt sich über diese Warnung hinweg, aber sein Buch wird trotzdem gut – im Roman, denn dort kann der Autor einfach die Behauptung als

Tatsache setzen. Wolf Brennecke hat die eigene Warnung auch nicht beherzigt, aber sein Roman muß zum Unterschied zu dem Peter Grolls den unmittelbaren Vergleich mit der Wirklichkeit aushalten, und den verträgt er nicht.

Dieter Schlenstedt

Neue Lyrikbände

Zufällig eigentlich, nur wegen der Gleichzeitigkeit des Erscheinens ihrer Bändchen, werden hier drei sehr verschiedene Lyriker nebeneinandergestellt. Trotzdem zeigt schon ein flüchtiger Blick, daß sie viel Entscheidendes gemeinsam haben: das Streben nach Gestaltung sozialistischer Wirklichkeit, die Absetzung von der Vergangenheit. Die Wege aber, auf denen sie dahin gelangten, Form und Inhalt ihrer Aussage sind verschieden.

Da ist der junge Jürgen Listreker, der 1956 aus der Bundesrepublik zu uns kam und in seinen Gedichten den Grund seines Kommens und seine ersten Schritte in die sozialistische Wirklichkeit zumeist in gedanklicher Auseinandersetzung ge-

staltet. Da ist Walter Werner, der 1953 als Arbeiter zu schreiben begann und in gegenständlich-bildhafter Aussage deutlich macht, daß ihm das Kriegserlebnis die Augen öffnete. Und da ist Armin Müller mit seinem dritten Lyrikbändchen, das ihn wiederum verändert zeigt, in der Auseinandersetzung mit der Atomkriegsgefahr und den Widersprüchen des sozialistischen Aufbaus auf einer neuen Stufe seiner Entwicklung und nun die dieser Schrift gemäßen Formen suchend.

Versuche allesamt, sehr verschiedenartige Ansätze zur Gestaltung unserer Gegenwart. Und insofern stehen die drei für einen Großteil unserer Lyrik überhaupt.

Jürgen Listreker: „Ich war allein“, Volkverlag, Weimar 1958

„Ich war allein“ – in diesem Titel konzentriert Jürgen Listreker Ausgangspunkt und Richtung seiner Entwicklung. Abrechnung und Bekenntnis ist das Thema seines ersten Bändchens, das in der Gestaltung des Übergangs zu einem befreiten Leben den Übergang des Dichters selbst umgreift.

Sonette wollte Listreker schreiben. In den besten seiner Gedichte erfüllt er diese strenge Form auch, entwickelt er den Gedanken dialektisch bis zur Lösung. Er zeigt hier, daß er vielversprechende gestalterische Fähigkeiten besitzt. Aber es fällt auf, daß der innere Aufbau seiner Gedichte nicht immer der strophischen

Gliederung des Sonetts entspricht, daß er sehr frei mit Enjambements umgeht oder daß er gar die innere Tektonik des Sonetts ganz verschwinden läßt. Dann werden seine Gedichte (wobei allerdings die begrenzte Zeilenzahl ihm Disziplin und Zwang zu strenger Gestaltung auferlegt) bloße Gedanken- oder Bildvariation. Woan mag das liegen? Sicher zum Teil an ungenügender Meisterung der Form, vor allem aber wohl an einem noch unklaren Weltbild.

Wo Listreker die Problematik seines Übergangs vom isolierten, betend-fluchenden Nichthandeln zum befreiten Leben der Tat einfängt, gelingen ihm schöne, er-

füllte Gedichte. Die Auseinandersetzung mit der Religion wirkt am stärksten. Listreker konstatiert den Widerspruch zwischen Scheinideal und Leben, Liebespredigt und Kriegstat; und immer geht es ihm um die Bewahrung der Liebe:

Die Welt will sich zur reinen Wahrheit wenden

*und will, daß das Gebot der Liebe bleibe
und echte Frucht im Menschenherzen treibe. –*

Der Gott verstarb, die neue Frucht gedieh.

Er konstatiert den Widerspruch zwischen Ohnmacht der Betenden und der lebendigen Veränderung der Welt:

*Ich war allein, weil ich nach Gott gesucht
und nicht erkannt, daß Menschengestalt die Welt*

verändert und sie stolz umfassen hält.

Auch ich hab einst gebetet und geflucht . . .

Listreker wirft hier zwei gestaltenswerte Probleme auf. Die Aufhebung der Liebe in das neue Menschenbild, das Wachsen einer neuen Liebe, welche Elemente der kämpferischen Bereitschaft, ja des Hassens einschließt und der Übergang von der bloßen Hoffnung und Verzweiflung zur verändernden Tat – das sind wahrhaftig wichtige Erscheinungen der Bewußtseinsentwicklung unserer Übergangsperiode. Diese Thematik hätte ihn an Kernfragen führen können, wenn nicht wuchernde Überreste einer idealistischen Weltansicht gerade das wesentlich Neue beinahe aus den Gedichten verdrängten, wenn nicht sein „Gebot der Liebe“ das Hassen zur Sünde machte und das positive Ideal unserer Welt aus alten Moralgeboten hergeleitet wäre.

Die Bedeutung der Gedichte liegt in Listrekers eindeutiger Absage an die unmenschliche Welt des Kapitals, in der Bejahung der sozialistischen Entwicklung; ihre Schwäche liegt darin, daß der eigentliche Entwicklungsprozeß des Dichters und der Gesellschaft nur aufleuchtet, nicht aber umfassende Gestaltung findet. Listreker erklärt die Handlungen der

Kirchenfürsten und der „Großen“ der Didanden vor allem abstrakt moralisch. Die notwendige Kehrseite davon: die Lösung der Konflikte, der reale Sieg des Fortschritts wird durch ein *Novum ex machina* ersetzt. Das Neue, vorwiegend aus einem moralischen und geistigen Akt entstanden, wird in idealisiertem Glanz gemalt:

*Da blühen Ährenbalme und Lupine,
da reißt der Mohn und reißt das freie Kind,*

*dem eine frohe Zukunft wächst. Der Wind
trägt kühne Lieder übers Ackerland.*

*Wo einst Morast und Tümpelwasser stand,
fliegt fröhlich summend eure Honigbiene.*

Die Erkenntnis der Kraft des Volkes und der Sicherheit unserer Perspektive sucht Listreker in ein Bild des Lebens zu fassen, das die Widersprüche nicht enthält, das die herbschönen Konturen unserer Gegenwart verwischt. Ein Wunschbild aus Tanz, Lachen und Singen entsteht – besonders wohl deshalb, weil Listreker seinen Gedanken nur selten aus Motiven, aus typischen Begebenheiten entwickelt, in denen nach dem bekannten Wort von Goethe die eigentliche Kraft und Wirkung eines Gedichtes besteht. Hätte Listreker reale Prozesse aus der Wirklichkeit zum Gegenstand seiner Verse gemacht, so hätte er dieses undialektische Bild des Lebens wohl vermeiden können.

Aus einem noch nicht überwundenen Idealismus ergibt sich auch die Überbetonung des Gedankens in Listrekers Lyrik:

Das Denken freier Stirnen formt die Welt,

die uns geschenkt durch eine kühne Tat . . .

Daraus folgt eine bestimmte Art von Didaktik – Listrekers Methode, sich dem Proletariat zu verbünden:

*Verkünd Gedanken,
die selbst den hohen Himmelssaal mit
Schwanken
erfüllen, schlag zu Herren, die noch
Knechte.*

Er, der selbst ein Lernender ist, wird zum abstrakt Lehrenden – und offensichtlich sieht er im Augenblick nur diesen Weg, um Lernender bleiben zu können.

Bei den skizzierten Voraussetzungen aber birgt das seine Gefahren; zu einem wirklichen Erzieher ist Listreker selbst noch nicht reif genug.

Armin Müller: „Schwarze Asche, weiße Vögel“, Volksverlag, Weimar 1958

Das neue Bändchen Armin Müllers, „Schwarze Asche, weiße Vögel“, zeigt, wie sich die Auffassung des Autors von der Aufgabe der Dichtung weiterentwickelt hat; 1949 wurde sie in seinem programmatischen Gedicht „Ein Wort an manche Dichter“ so charakterisiert:

*Zweijabresplan!
Da mögt ihr
eure Schmerzen
feiern in stiller
Demut und im
leisen Wort. Wir
werden unsre
Feste feiern und
lachen, tanzen,
fröhlich sein, weil
unsre rote Leistungskurve
an jedem Abend
höher als am Morgen
steht!*

Schon im Titel seines neuen Bekenntnisses („Geflüstert, gelauscht und die Trommel gerührt“) fordert Müller auch Raum für die leisen Töne:

*Doch manchmal,
wenn plötzliche Fröste fallen,
kommt es vor,
daß das Herz mir friert.
... Dann muß ich
den hungrigen Vogel besingen,
und man merkt, ich bin traurig dabei ...*

Kein Zweifel: Diese neue Zielsetzung ist ein Fortschritt gegenüber der früheren, die oft zu einem unproblematischen Besingen des Neuen führte. Müllers Bestreben ist es, die Kompliziertheit der Widersprüche unserer Zeit zu erfassen. Das heißt für ihn selbst, den Weg zu einer tieferen Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit zu finden. Tatsächlich ist der

lyrische Held in seinen Gedichten nun stärker profiliert. Dieser Wandel seiner Auffassungen erscheint im wesentlichen als ein Weg des Dichters zu sich selbst, zur eigenen Verantwortung. (Allerdings spuken Reste einer bloß antidogmatischen Position noch immer im Hintergrund mancher Gedichte, wenn auch stets in Abgrenzung von ästhetisierenden „Wegschildern“.) Das führt zu der aufgeblähten Behauptung, der Dichter entdecke – immer recht behaltend gegen „Laute“ und „Leise“ und sein Lied pfeifend – den Weg in die Zukunft.

Wir sehen den Autor hier nicht mehr in der ersten Phase der Auseinandersetzung mit den Problemen des XX. Parteitages, wie sein Gedicht „Die Nacht“ sie ausdrückte, in dem sich seine Verzweiflung, seine Verwirrung des Jahres 1957 niederschlug. Offensichtlich hat Müller, nach seiner anfänglich scharfen Reaktion, die Berechtigung der Kritiken an diesem Gedicht erkannt und es deshalb nicht in das Bändchen aufgenommen. Aufgenommen aber ist die „Nächtliche Diskussion“, in der es darum geht, aus den Zweifeln einen positiven Weg zu finden:

*Nun treiben in ihren Tränen
die Barken der Trauer.
Doch es ist nicht
die Zeit für Barken,
eher für Schnellboote.
Denn die Wasser
sind voller Gefahren.
Unter den schaukelnden
Wellen wartet
das tödliche Riff.*

Die Auseinandersetzung mit der Widersprüchlichkeit unserer Welt überhaupt ist jetzt sein Thema, und das verdrängt die Gestaltung der Widersprüche beim Auf-

bau des Sozialismus. Aber wenn auch die unmittelbare Gestaltung unseres Lebens damit erst einmal unterbrochen ist, so scheint doch ein neuer fruchtbarer Ausgangspunkt gefunden zu sein. In stärkerem Maße als bisher gelingt es Müller, den Widerspruch zwischen Krieg und Frieden lyrisch zu fassen. Die tödliche Gefahr der „Schwarzen Asche“ der Atomexplosionen und die „weißen Vögel“ der Friedensworte gaben ja auch dem Bändchen den Namen. „Ich habe Thunfisch gegessen“, heißt einer der beiden Zyklen zu diesem Thema. Müller gestaltet hier das erschütternde Schicksal eines jener radioaktiv verseuchten japanischen Fischer. Er läßt in der Rede des Fischers an die Welt und an seine Geliebte dichtgestaltete Episoden erstehen, die mit der Forderung schließen: „Aber haltet die silbernen Haie zurück!“

Dieser Zyklus wird zum aufrüttelnden Anruf, während sich in anderen Gedichten noch eine gestalterische und inhaltliche Unsicherheit zeigt – entstanden aus dem Versuch, die Kompliziertheit der Probleme, die Widersprüche unverdeckt auszudrücken, ohne sie subjektiv tief genug erfaßt zu haben. Das führt zu unangemessener Selbstironisierung in dem Gedicht „Unsinnige Gespräche mit einer

Amsel“, zum Schwanken von ausgezeichnet gestaltetem Handlungsablauf und peinlich wirkender Idylle in „Dezemberschnee im schwarzen Haar“ zu Aufrufen, die nicht wirksam werden können, weil sie falschen Vorbilder nachgebildet sind:

*Da darf man doch nicht mehr ruhig
bleiben,*

ja, da muß doch etwas geschehn.

*Da kann man doch nicht durch die
Fensterscheiben*

verängstigt hinauf in den Himmel sehn.

Auch an anderen Gedichten wird klar, daß die Anlehnung an den frühen Brecht für die Gestaltung solcher Themen unserer Zeit kaum fruchtbar werden kann. Das Anliegen Müllers kann durch den Rhythmus des „Ja, da kann man sich doch nicht nur hinlegen“ und durch die Unkonkretheit der Aufforderung nicht herausgearbeitet werden. Und auch in dem „Wohin, wenn für die Füße kein Platz ist“ verhindert die Hauspostillenmanier, die Baalsche Natursicht, eine Aufdeckung der politischen und sozialen Ursachen und Folgen der Abwerbung zur Fremdenlegion; sie führt dazu, daß die Schlußfolgerung – die Gewehre umzudrehen – als Fremdkörper unvermittelt aufgepfropft erscheint.

*Walter Werner: „Dem Echo nach“, Reihe „Antwortet uns!“
Verlag Volk und Welt, Berlin 1958*

Wie in seinem ersten, so spielt auch in dem neuen Lyrikbändchen Walter Werners, „Dem Echo nach“, die Auseinandersetzung des Dichters mit dem Kriegserlebnis und dem Faschismus eine große Rolle. Werner gestaltet seine Erfahrungen und ihre Konsequenzen intensiv, stärker als viele andere unter unseren jungen Dichtern, die diese Auseinandersetzung oberflächlich oder gar nicht geführt haben. Fortschreiten zu neuen Positionen sind aber erst möglich, wenn die Vergangenheit verarbeitet ist.

Und wie schon in Werners erstem Band ist auch diesmal die Kriegsdarstellung am

stärksten; in der Gestaltung unserer neuen Welt ist leider noch keine entscheidende Entwicklung erkennbar. Walter Werner will kein Bild des Terrors, der Zerstörungswut der Faschisten zeichnen, sein Anliegen ist es, die Situation des deutschen Soldaten im besetzten Land einzufangen. Es geht um die Angst, die Hoffnungslosigkeit, die Gefühlszerstörung durch den Faschismus. Es sind also keine direkt politischen Gedichte: Sie erfassen ideologische Bereiche der Wirklichkeit. Ihre Tendenz ist, die Perspektivlosigkeit des deutschen Besetzters zu zeigen, wohl auch das Leid der Unterdrückten und den Wider-

stand anzudeuten. Damit richten sich diese Verse eindeutig gegen den Krieg; in ihnen drückt sich eine antifaschistische, aber noch keine sozialistische Position aus.

Werners Stärke liegt in der Entwicklung des lyrischen Grundbildes, in dem sich das Begreifen des lyrischen Helden niederschlägt. Nehmen wir „Kriegsweihnacht“:

*Nun feiern sie das Fest der klaren Sterne.
Die Wolkenmacht, sie bat es flockenweiß
verklärt.*

*Im Niemandsland der Schlitten ihrer
Träume fährt
auf Eisenkufen knatternd in die Ferne.*

*Nun sitzen sie und frieren in das
Schweigen –
ein Tannenschößling, grau von Pulver-
dampf gebeizt,
zur Bunkertür die dürrn Nadelfinger
spreizt;
dort, wo der Eiswind barft auf Silber-
zweigen.*

*Dort läßt der Frost die Erde nicht mehr
brechen;
den Toten bleibt der dunkle Schoß ver-
sagt,
und auch der Spaten bricht, wenn sie ein
Schneegrab stechen.*

*Da sitzen sie, gesengt in Stollentiefe;
gestorben schon, vom Lichte faßl umtagt.
Sie atmen noch. Und schreiben Abschieds-
briefe.*

Großartig, wie Werner nach der Anspielung „Fest der klaren Sterne“ nun in konzentrierten, sicheren Einzelbildern die Situation klärt: von der flockenweißen Wolkennacht zu den abschiednehmenden Toten. (Hier hat er übrigens von Fürnberg gelernt.) Aus den Bildern erstet Schritt für Schritt die Gefühls- und Gedankenwelt des lyrischen Helden. Aber die Aussage geht hier wie in den anderen Gedichten wenig über die Konstanzierung der Hoffnungslosigkeit und des Grauens hinaus.

Für die weitere Entwicklung Walter Werners wird es sehr wichtig sein, daß

er lernt, bedeutende Situationen zu finden, aus denen sich Gefühle und Gedanken lyrisch entwickeln und zur Klärung führen lassen. Die Schwäche mancher seiner Natur- und Erinnerungsgedichte besteht gerade darin, daß diese Entwicklung fehlt oder daß sie gewaltsam hereingebracht wird. Dann entstehen z. B. Naturgedichte aus reinen Impressionen, mit einem sehr allgemeinen weltanschaulichen Gehalt, die sozialistisches Lebensgefühl nicht oder nur vage ausdrücken. Ähnlich die Kindheitserinnerungen an Zigeuner und an einen Zirkus: gut erzählte, aber zufällige Episoden, die nicht zu einer Verallgemeinerung erhoben werden.

Werner bemüht sich deutlich um einen positiven Beitrag zu den Auseinandersetzungen unserer Zeit, davon zeugen seine „Ungarische Elegie“ und das Gedicht „An die polnischen Lyriker“, das den Rat enthält, die „schläfrige Melancholie“ und die „Angst um falsches Denken“ abzulegen, und sein Programm für die Lyrik unserer Zeit entwickelt:

*In der Hütte Nowa Huta
ward doch der Stern der Liebe
neu gegossen –
auch eurem Saitenspiel
gestiftet zur Dichtung.
. . . geht auf die Straßen
und bringt wieder
die verschütteten Akkorde
im Herzen der Menschen zum Klingen!
Gebt, borchet in den Wind
und vergeßt nicht,
daß jeden Morgen neu,
aber nur einmal am Tag
im Osten die Sonne steigt!*

Aber diese Forderung verwirklicht er selbst noch nicht voll. Auch er gibt nur die „Elegie“ der Ungarnereignisse von 1956; das Neue erscheint (auch durch die öfter wiederkehrende Gegensatzkonstruktion Poesie-Technik) zu selten. Die Ansätze zur Gestaltung unserer Wirklichkeit, wie sie der Band „Licht in der Nacht“ enthielt, entfaltet Walter Werner in seinen neuen Gedichten noch nicht.

Lehrer schreiben Kinderbücher

Alfred Wellm: „Igel, Rainer und die anderen“; Karl Neumann: „Frank“
Kinderbuchverlag, Berlin 1958

Zwei neue Kinderbücher liegen vor, beide von bisher unbekannten Autoren geschrieben, von Lehrern, die auf dem Dorf leben, scheinbar weitab von jedem Literaturbetrieb – zwei Bücher und zwei Autoren, die es wert sind, daß man sich näher mit ihnen beschäftigt.

Da ist zunächst „Igel, Rainer und die anderen“, eine Erzählung für Leser von etwa zehn Jahren an, von Alfred Wellm. Zur Vorgeschichte: In dem mecklenburgischen Dorf, in dem der Verfasser Lehrer ist, wurde vor einigen Jahren eine LPG gegründet. Sie stand anfangs, wirtschaftlich und auch politisch, auf recht schwachen Füßen, und Alfred Wellm beschloß, ihr mit seinen Schülern durch eine Patenschaft zu helfen. Er sprach davon auf einer Kreisschulleiterkonferenz, man riet ihm ab: Wenn sein Vorhaben negativ ausginge, müsse er mit pädagogischen Rückschlägen rechnen. Wellm wagte es trotzdem: Er baute mit seinen Schülern eine Geflügelzucht auf. Sie sammelten Altmaterial und verkauften es, bargen Steine aus einer Ruine, bauten – mit Hilfe von zwei im Mauern erfahrenen Bauern – einen Stall, kauften einen Brutapparat und übergaben schließlich ihre Geflügelzucht mit den ersten ausgeschlüpften Küken der LPG. Sie hatten Erfolg: bei den Bauern der LPG – die sich inzwischen weiterentwickelt hatte – und vor allem bei den Kindern. Von acht Schulabgängern gingen nicht, wie sonst schon beinahe üblich, die meisten in die Stadt, sondern fünf gingen in eine landwirtschaftliche Lehre, davon drei als Geflügelzüchter.

Hätte der Lehrer Wellm diese Geschichte so niedergeschrieben, wie ich sie hier wiedergab und wie sie sich zuge tragen hat, wäre vermutlich ein Lesebuchtraktätchen daraus geworden, eine sehr moralische Geschichte mit praktischer

Nutzenanwendung und leicht erhobenem pädagogischen Zeigefinger. Aber er machte es anders. Er nahm die Fakten und entwickelte an ihnen und mit ihnen das Schicksal des vaterlosen Jungen Werner, von seinen Freunden Igel genannt. Igel, Sitzbleiber und schlechter Schüler, ist bei seinen Kameraden beliebt. Eines Tages aber kränken sie ihn schwer – er ist natürlich keineswegs schuldlos –, er zieht sich von ihnen zurück und verbringt von nun an jede freie Minute bei seinem Onkel, dem Schweinemeister der LPG. Dort hat er eine Aufgabe gefunden, die ihn mehr als alles andere reizt: Eine Sau ist eingegangen, und Igel zieht ihre Ferkel mit der Flasche auf. Er vernachlässigt Schule und Pionierorganisation und hütet in seinem verletzten Stolz sein Geheimnis.

Und nun wird der Einzelgänger dem Kollektiv zurückgewonnen, und damit hat das Schema, das tausendundeinem Kinderbuch zugrunde liegt, wieder einmal gesiegt? Ach nein, so simpel hat Alfred Wellm seinen Konflikt, einen echten Kinderkonflikt, nicht gelöst. Er erzählt nicht nur die Geschichte Igels, er erzählt die Geschichte einer Gruppe von Dorfkindern, und diese Pioniergruppe besteht keineswegs aus lauter kleinen Engeln, die versuchen, das räudige Schaf zu bessern. Mit gutem pädagogischen und literarischen Geschick führt der Autor seine Kinder wieder zusammen.

Alfred Wellm nimmt seine jungen Helden ernst. Er nimmt ihre Tränen ernst und ihren Spaß; denn er versteht ihren Spaß und ihre Dummheiten, und er kennt sein Dorf. Da ist eine herrliche Episode um den Dorfaberglauben, die ich besonders erwähnen möchte, weil sie ein Bild von der Farbigkeit der Erzählung gibt, eine kleine Begebenheit, wie sie

heute noch viel häufiger vorkommt, als es unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Ein Schwein ist krank, Igel und sein Freund werden zur alten Hundra geschickt, die das siebente Buch Moses besitzt und „pusten“ kann. Natürlich sehen die Jungen heimlich zu, natürlich behalten sie ihr Erlebnis nicht für sich, es wird die Sensation des Dorfes – und die „Dorfhexe“ damit ihres Nimbus beraubt.

Das Buch ist einfach geschrieben, in einer sauberen Sprache, die viel Humor verrät, und hat eine klug gebaute, handfeste Fabel. Vielleicht ist diese erste Erzählung des Autors fast schon ein wenig zu „gekonnt“, zu glatt in der Diktion. Alfred Wellm arbeitet bereits an seinem zweiten Buch, und dieses Buch spricht eine – nicht nur für die Kinderliteratur – neue, originelle, kräftige Sprache.

Auch Karl Neumann zeigt in seinem Roman „Frank“ (für Leser von etwa dreizehn Jahren an) am Schicksal seines Helden das Leben in einer Schule, in einer Kleinstadt.* Aber er hat den Rahmen weitergespannt, er zeigt auch die Erwachsenen in all ihrer Problematik. Ein kurzer Umriss des Inhalts: Die Mutter des dreizehnjährigen Frank ist gestorben, der Vater – Maurer – vergräbt seinen Schmerz in seiner Arbeit: Er geht auf eine unserer Großbaustellen, bringt indessen seine drei Kinder zu seiner Schwester, schickt zwar regelmäßig Geld, kümmert sich aber nicht weiter um ihr Ergehen. Die Schwester läßt die Kinder verkommen, verbraucht das Geld für sich. Frank findet nach kurzer Zeit Kontakt in der neuen Schule; die Kinder nennen ihn, den verdreckten kleinen Kerl, zwar Speckfrank, mögen ihn aber gern, denn er ist sehr sportlich und macht überall mit. Die Schule betrachtet er als notwendiges Übel. Die Kinder – Mädchen und Jungen einer Pioniergruppe – bauen ein Kanu, auch sie sammeln Altmaterial, um sich das Geld dafür zu beschaffen. Frank, die „Seele“ der Kanubauer, ist besonders

tüchtig im Verhökern von Altmaterial. Er hat mit seinem Freund eine größere Summe beim Händler erlöst – da nimmt ihm die Tante das Geld fort. Er kommt in den Verdacht, den Betrag unterschlagen zu haben. Unter unendlichen Mühen schafft er die 6,50 DM wieder herbei: er schwänzt drei Tage die Schule, fährt mit einem geliehenen Handwagen weit hinaus vor den Ort und bringt alle möglichen dort gefundenen Schätze zum Altwarenhändler, bis er das Geld zusammen hat. Der Schulleiter hat sich auf Grund von Indizien den Sachverhalt zusammenreimen können – es ist großartig beobachtet, wie er sich ohne viel Worte des Jungen Frank annimmt und ihn in der Klasse zu rehabilitieren versucht. Versucht – denn das Gerede verstummt nicht, es tröpfelt weiter, bis der gequälte Junge es nicht mehr erträgt und ausreißt. Zusammen mit seinem Freund, der es zu Hause schwer hat, geht Frank heimlich zu seinem Vater. Wie Neumann das erzählt, dieses Zusammentreffen der beiden Ausreißer mit den Arbeitern auf der Baustelle, das Entsetzen des Vaters, als er seinen verkommenen Jungen wiedersieht, das gehört zum Stärksten in unserer Kinderliteratur der letzten Jahre. Vater Brinkmann bringt die beiden Jungen zurück, und weil er nicht vertragsbrüchig werden will und kann, bleiben ihm nur zwei Tage, um daheim Ordnung zu schaffen. Eltern, Lehrer, Kanubauer – sie alle helfen ihm dabei.

Ich konnte hier nur die Konturen der Handlung andeuten, denn das Buch Karl Neumanns ist in seiner Vielseitigkeit und mit all seinen Problemen ein ganzer Roman. Der Autor hat die Fäden fest in der Hand, und obwohl viel geschieht, lenkt nichts von der Handlung ab. Neumann hat wirklich das ganze Leben des von ihm gestalteten Stückes Gegenwart eingefangen, er zeigt seine Figuren aktiv, scheut nicht vor der Darstellung ihrer menschlichen Schwächen zurück und schlägt Töne an, die auch dem Erwachsenen ans Herz gehen. Gerade weil er dem

* Siehe Heft 11/1958 der NDL.

kindlichen Leser die Erwachsenen in ihrer Widersprüchlichkeit zeigt, gerade weil er nicht ängstlich ist, weil er ihnen sagt, daß auch Eltern und Lehrer Fehler machen können, werden ihm die Kinder glauben.

Karl Neumanns Stil ist interessant, farbig und plastisch, er versteht es, den Leser in Spannung zu halten. Wie er selbst sagt, ist das Schreiben neben seiner Arbeit seine Leidenschaft „wie für andere vielleicht das Briefmarkensammeln“; er konnte nicht davon lassen, auch als die erste Fassung des Buches „Frank“ vor drei Jahren im Preisausschreiben für Kinder- und Jugendliteratur abgelehnt wurde, auch als ihn ein „wohlmeinender Kollege“ in der Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren davor warnte, sich an Jugendliteratur zu versuchen. Neumann schrieb weiter (aber er geht seitdem nicht mehr zur Ar-

beitsgemeinschaft). Er hat, wie er sagt, an jeder Szene, an jedem Satz gefeilt wie ein Handwerker. Aber er ist kein Handwerker (obwohl er es einmal war, bevor er nach dem Krieg Lehrer wurde), er ist ein Schriftsteller.

Zwei neue Autoren, zwei Landlehrer traten mit ihrem ersten Buch an die Öffentlichkeit. Beide gestalten ein Stück unserer Gegenwart, beide geben einen Erziehungsbeitrag zur sozialistischen Moral. Alfred Wellm und Karl Neumann müssen nicht erst in Hospitationen und Besuchen das Milieu studieren, über das sie schreiben. Sie leben mit ihren Helden zusammen und kennen sie genau. Mehr als das: Sie gehören zu den Lehrerpersönlichkeiten, die aktiv an der Neugestaltung unserer Schule mitwirken. Man darf gespannt sein auf ihre nächsten Bücher.

Günter Ebert

Literarische Seifenblase

Benno Pludra: „Jakob sucht Liebe“, Verlag Neues Leben, Berlin 1958

Im Jahre 56 war's, da erschien Benno Pludras „Haik und Paul“, ein Büchlein, das seinen Autor auch bei Lesern bekannt machte, die sonst keine „Jugendliteratur“ lesen. Man sprach von dieser „Seurlaub-Liebesgeschichte“. Sie ist bei aller Verspieltheit eine Erzählung aus unseren Tagen: luftig und duftig, dabei anspruchslos, und sie verträgt es obendrein, daß man ihr auf die Sprache sieht.

Nun legt Pludra ein Buch ähnlicher Art vor. Will er den Erfolg, den er in diesem leichten Genre hatte, ein wenig ausnutzen? Jedoch, es kommt schlimmer: Mit „Jakob sucht Liebe“ ist Pludra weit unter sein Niveau gegangen. Das ist nicht mehr duftig, sondern durchsichtig und dünn, nicht mehr luftig, sondern windig und leer.

Jakob, ein Student mit Seegelboot (also ganz gewiß ein Arbeiter-und-Bauern-

Student), verbringt seinen Urlaub mit Sabine, einer Modezeichnerin (darunter wird's nicht getan; mit einer grob-gewöhnlichen Arbeiterin ließen sich stilvolle und tiefsinnige Unterhaltungen, wie Pludra sie diesmal bevorzugt, nicht führen). Aber das Jakoble langweilt sich; der Leser übrigens auch, denn dieses Sich-Langweilen beansprucht über ein Viertel des Buches. Jakob nimmt Reißaus mit seinem Boot, läßt Sabine zurück beim schrulligen Schäfer, dessen Originalität vor allem darin besteht, daß er Sprüche im Munde führt wie etwa: „Tages Arbeit, abends Gäste – saure Wochen, frohe Feste.“ Unterwegs sucht Jakob nun Liebe. Er will sehen, ob es was Besseres gibt als seine Sabine. Bei wem aber landet er?

Da ist zuerst Helene, die Lehrerin im kleinen Fischerdorf; ein Mädchen wenigstens, das weiß, was es will. Aber: „Leh-

rerin, denkt er, vergräbt sich in diesem Lausekaff.“ Womöglich soll mit diesem zarten Widerspruch Problematik andeutete, kritische Distanz zu Jakob geschaffen werden. Jedoch Jakob bleibt nicht bei Helene, und auch Grit, die Zwillingspuppe, läßt er, ebenso wie Lisett, das mondäne Schulmädchen, links liegen. So bleibt dann doch Sabine. Sie ist schön, und die Welt ist schön (höchstens, daß man nachts mit dem Boot festfährt oder daß man in eine Keilerei verwickelt wird oder daß inzwischen Sabine mit zwei anderen Männern Federball spielt), und alles geht glatt und endet glücklich.

Vergebens sucht man Substanz. Pludra bietet eine ganze Menge Seefahrerjargon, den er bestimmt beherrscht. Ansonsten gebärdet er sich literarisch: Sein Boot

heißt „Moby Dick“, sein Hund „Estrella“ und auf den Gesichtern lagert „die Melancholie latenter Langeweile“. Wie wenig Pludra uns zu sagen hat, verrät jene wohlbekannte Stereotypie: „Dann hört er den Regen, es ist ein kräftiger Regen...“ „Und als die Brise kommt, die leichte, lockere Brise...“ Selbst in dieser zehnfachen Verdünnung stößt einem der imitierte Hemingway auf.

Zum Schluß fragt man sich, was hat einen Mann wie Pludra bewogen, sich in solch fadenscheiniges Urlaubsmilieu zu flüchten? In seinem Kinderbuch „In Wiepershagen kräht die Hähne“ hatte er 1953 das Thema der Genossenschaftsbewegung aufgegriffen. Ob ihm jetzt sein Aufenthalt am Rostocker Hafen wieder neue Impulse gibt?

Werner Ilberg

Unterhaltungsromane

Doris Brehm: „Eine Frau zwischen gestern und morgen“; Rudolf Hirsch: „Das gestohlene Logbuch“; Walter Basan: „Geliebte Feindin“; Günter Hofé: „Rivalen am Steuer“; Otto Horn: „Das Wiener Probejahr“; Bernhard Faust: „Die Dongbatänzerin“.

Alle Titel aus der „Neuen Unterhaltungsreihe“ des Mitteldeutschen Verlages, Halle.

Verbrechen und ihre Aufklärung, erträumte und ersehnte Liebesgeschichten, turbulente, abenteuerliche Handlungen – das sind einige der Ingredienzien, aus denen in der kapitalistischen Welt die sogenannte Unterhaltungsliteratur gebraut wird. Ihr Ziel ist, aus dem Leser einen Konsumenten erwünschter Ideen zu machen. Es genügt den Herstellern derartiger Lektüre, daß sie die in den Köpfen vorhandenen Vorstellungen verfestigen. Auf diese Weise wird selbst aus dem „unpolitischsten“ Roman ein bedeutsames Politikum. Von den Happy-Ends, den Heiraten zwischen arm und reich, führt ein gerader Weg zur hitlerischen „Volksgemeinschaft“, vom „Super-

man“ aller Spielarten ein ebenso gerader zum Atompiloten und Kolonialmörder. In der Zeit der allgemeinen Krise des Kapitalismus wird der Apologie nicht selten ein Schuß Kritik beigefügt, um nicht in allzu starken Gegensatz zu den Realitäten zu kommen. Seit 1917 ist offener oder versteckter Antibolschewismus die giftige Zutat vieler Produkte dieser Art. Die Schmocks sind sich ihres sozialen Auftrags bewußt.

Die „Neue Unterhaltungsreihe“ des Mitteldeutschen Verlages bemüht sich, diesem schlechten Vorbild etwas Besseres entgegenzustellen. Ihre Autoren kennen wenigstens einen Teil der Gesetze, die die Welt regieren, und wollen ihnen dienen.

Doris Brehms „Eine Frau zwischen gestern und morgen“ ist ein Unterhaltungsroman, der vor allem für bürgerliche Kreise Überzeugungskraft haben dürfte. Er spielt in der Nazizeit. Das politisch-gesellschaftliche Moment, um das es der Autorin geht, ist eingebettet in einen verschlungenen Ehe- und Eifersuchtskonflikt. Kitsch und Geschmacklosigkeiten sind vermieden. Das Buch ist erfüllt von einer Ethik, die nicht im Individuellen steckenbleibt, sondern verlangt, das persönliche Leben mit dem der Gesellschaft zu verbinden. Der Stil ist so sauber wie die Haltung der Autorin, und das ist ein großes Lob. Er ist aber auch zuzeiten etwas schwächlich, und das dürfte damit zusammenhängen, daß die Autorin das bürgerliche Milieu nirgends verläßt. Selbst der künftige Schwiegersohn der Heldin wird nur in seiner Rolle als verliebter junger Mensch lebendig. Davon, daß er Metallarbeiter ist, und von seiner kommunistischen Haltung ist so wenig zu spüren wie von den Widerstandskämpfern überhaupt, die nie in Aktion gezeigt werden. Trotz vieler gut beobachteter Einzelzüge des Mittelmilieus und der überall spürbaren Absicht, nichts zu beschönigen, ist die Atmosphäre des Werkes ein wenig zu „edel“.

Politisch konsequenter und klarer ist der Roman „Das gestohlene Logbuch“ von Rudolf Hirsch. Leider verbindet er aber diesen Vorzug mit den Schwächen einer überkommenen Form. Offenbar will der Autor es seinem Leser erleichtern, die Ideen aufzunehmen, auf die es ihm ankommt. Mit unleugbarem Geschick bedient er sich eines bekannten Schemas, das er „umkehrt“. Aus dem subalternen Polizisten wird ein zugunsten der Nazis voreingenommener schottischer Lord. Seine Gegenspielerin, eine hübsche junge Dame, sympathisiert mit den Kommunisten. Zum Unterschied von den hellseherischen Detektiven bürgerlicher Romane gelangt sie zu ihren Erfolgen nicht durch Meditationen im Lehnstuhl, sondern durch ihre

Verbindung zur Kommunistischen Partei, die mit Hilfe des Volkes und durch die internationale Solidarität mehr erfahren kann als alle Regierungsstellen. So kann sie ein politisches Verbrechen aufklären. Der Leser findet Exotik, feinste Gesellschaft in vornehmsten Hotels, wohlschmeckende, meist sehr sachkundig beschriebene Gerichte und Getränke fremder Länder und Völker, und nicht zuletzt zwei Liebespaare, die der detektivischen Spannung auch die erotische hinzufügen. Wir erhalten ein deutliches Bild von den verschiedenartigsten, international verflochtenen Finanzinteressen im Ägypten der Kriegszeit. Keine Frage, daß dies ein gelungener Versuch ist, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen. Das aus den bürgerlichen Detektivromanen übernommene Schema hat eine neue Funktion erhalten: Dort war der Individualist dem Bürokraten überlegen, hier steht Weltanschauung gegen Weltanschauung, und die fortschrittliche erweist sich als überlegen. Allerdings hängen auch die Schwächen des Buches eng mit diesem überkommenen Schema zusammen. Billige und wenig glaubwürdige Charakterisierungen durchziehen das Buch – ein Erbteil jener Literatur, die es zu überwinden gilt. In einem wesentlichen Punkt allerdings ist es Rudolf Hirsch schon gelungen, das Schema zu durchbrechen: Die beiden Liebespaare des Romans „bekommen“ sich nicht, das Happy-End ist nur noch politisch.

Walter Basans „Geliebte Feindin“ spielt ebenfalls in einem „exotischen“ Milieu, im Marokko der Nachkriegszeit, etwa 1955, als dort alle gegen alle kämpften: die Marokkaner gegen die Franzosen, die Berber als Verbündete der Franzosen gegen ihre Brüder, die Kolonisten gegen den Quai d'Orsay, dieser wiederum gegen die parlamentarische Opposition und die Mehrheit der kriegsfeindlichen Bevölkerung des Mutterlandes. Dazu kommt noch die Rolle der Amerikaner, die im trüben fischen und die französischen Kolonialherren beerben wollen. Dieser ganze

Rattenschwanz von Interessen und Widersprüchen wird klar dargestellt. Das Niveau ist beachtlich, die Charaktere rund und plastisch, es gibt kaum Schwarzweißmalerei. Die nationale Unabhängigkeitsbewegung eines unterdrückten Volkes wird verständlich, ihr gehört die Sympathie des Autors. Und trotzdem wird es dem politisch wenig versierten Leser, mit dem die Unterhaltungsliteratur rechnen muß, schwer werden, wirklich Partei zu ergreifen. Das hat – formal gesehen – seine Ursache im Fehlen eines zentralen Charakters, der im Hin und Her des Geschehens einen eindeutigen Standpunkt verkörpern könnte. Der tiefere Grund aber dürfte sein, daß der Verfasser die nationale Unabhängigkeitsbewegung nicht als Teil eines umfassenderen, sozialen Freiheitskampfes sieht.

Günter Hofé liefert mit „Rivalen am Steuer“ einen gut geschriebenen Sportroman, der den Vorzug hat, im Nachkriegsdeutschland zu spielen. Er will dem kapitalistischen Sportbetrieb ein echtes, kollektives Verhalten von Sportlern entgegensetzen. Leider hat Hofé es aber versäumt, uns die neuen Verhältnisse zu zeigen, aus denen die neue Einstellung seiner Helden erwächst. Es entsteht fast der Eindruck, als mache die Luft Thüringens weise. Indessen, der Versuch, ein überaus wichtiges neues Stoffgebiet für unsere Literatur zu erobern, verdient dankbare Anerkennung und Würdigung.

Auch *Otto Horns* Roman „Das Wiener Probejahr“ spielt in der Nachkriegszeit. Das Buch gibt aber einen Ausschnitt aus der Vierzonenstadt Wien, der primitiv anmutet. Der Autor führt seinen Helden, einen ehemaligen Lehrer, durch die verschiedensten sozialen Milieus. Peter, so

heißt dieser Held, steht den Machenschaften seiner kapitalistischen Umwelt fassungslos und unbeholfen gegenüber. Die anständige Haltung, die er bewahrt, soll unsere Bewunderung erwecken, sie wirkt aber in Wahrheit ein wenig trottelhaft. Lange theoretische Diskussionen, die der Autor ihn führen läßt, können den Leser leider nicht überzeugen, und so bleibt die erfreulich starke Parteinahme des Autors für das Gute, das Richtige und Fortschrittliche ohne die Wirkung, die es eigentlich haben müßte.

Der Roman „Die Dongbatänzerin“ von *Bernhard Faust* spielt in Südafrika zu der Zeit, da Buren und Engländer den Eingeborenen immer weitere Strecken ihres Weidelandes fortnehmen, also etwa um die Jahrhundertwende. Das Stammesleben ist schon weitgehend zersetzt, aber die alten Bräuche haben noch nicht ihre Gewalt verloren. Absicht des Romans ist es, die schließliche Niederlage der Stämme zu erklären. Ein schwächlich-pazifistischer Eingeborenenkönig wird als eine Art Quisling gezeigt; dazu kommt die Uneinigkeit der Häuptlinge untereinander und die grausame Unbill der Naturgewalten. Faust versucht ein Bild von der Auflösung der Gentilordnung zu geben. Aber aus der Primitivität unberührter Völker wird oftmals eine Primitivität der Beschreibung. Die willkürliche Anwendung eines Wortschatzes, der von Morgan oder von Engels stammt, kann echte Wissenschaftlichkeit nicht ersetzen, und schon gar nicht ihre Umsetzung in Kunst. In diesem Roman ist keine Belehrung zu finden, aber auch die Unterhaltung ist ungewiß. Er mag nicht schädlich sein, aber ich sehe nicht, welchen Nutzen er stiften kann.

Kohle hilft Kunst

Anfang Dezember, an einem trüben Tag, verwirklichte eine Anzahl Schriftsteller aus Berlin und aus den Bezirken der Republik einen Plan, der gemeinsam mit der IG Bergbau gefaßt worden war: Sie besuchten einen Braunkohlentagebau bei Lauchhammer und die dortige Großkokerei, die einzige in der Welt, in der aus Braunkohle hüttenfähiger Koks hergestellt wird. Der Sinn ihrer Expedition war, nach Wegen zur Verwirklichung der Losung „Kunst hilft Kohle“ zu suchen.

Zuerst standen sie neugierig vor dem Gewirr von Rohren, Kesseln, Ventilen und Öfen. Dann gingen sie in Grüppchen durch dieses Gewirr und ließen sich Sinn und Funktion der Anlage erklären. Sie untersuchten den Koks mit Augen und Händen und spürten in ihren Nasen, daß Gas ein Nebenprodukt der Koksbereitung ist. Ihrerseits wurden sie von den Arbeitern mit neugierigem Interesse betrachtet. Später gingen sie in den Braunkohlentagebau. Am Abend endlich hielten sie Lesungen und Leserversammlungen ab.

Die eigentliche Beratung begann am folgenden Morgen unter dem an der Stirnseite des Saales angebrachten Motto: „Unser Schriftsteller muß wie der Bergmann die Schätze aus der Tiefe holen.“ Werner Lukas, Vorsitzender der IG Bergbau, sprach über Erfolge, Pläne und Schwierigkeiten im Bergbau. Er berichtete Begeistertes über neues Heldentum, über die unermüdlichen Anstrengungen der Bergleute und über ihren Stolz auf das Erreichte. Er erzählte, wie die Kumpel nicht nur mit der Kohle, sondern auch mit dem Abraum der Vergangenheit, mit alten Denkgewohnheiten und Ansich-

ten, fertig werden. Er sprach aber auch von den neuen Bedürfnissen der Kumpel, von ihren kulturellen Ansprüchen.

Horst Salomon, ein junger Wismutkumpel, der jetzt das Leipziger Literaturinstitut besucht, sprach davon, wie man für Veränderungen blind werden kann, die sich allmählich und ohne sichtbaren Bruch vollziehen. Wer heute nach längerer Abwesenheit ins Erzgebirge kommt, entdeckt mit neuen Augen die Wälder der Fernsehantennen auf den Häusern der Wismutbergleute, den Festschmuck ihrer Städte an sozialistischen Festtagen, vor allem aber den Menschen, der sich in der Gemeinschaft der Erbauer des Sozialismus formt.

Sepp Wehner, Held der Arbeit und Nationalpreisträger, berichtete vom Kampf um den Plan in seiner Grube. Wenn bei dem Satz: „Aber wir werden es schon zwingen, wir gehen alle miteinander ran!“ seine Fäuste nach vorn stießen, dann stimmte diese kräftige Geste zu der Entschlossenheit seiner Worte.

In der Mittagspause zeigte das Senftenberger Theater den „Klettwitzer Bericht“ von Heiner Müller: Arbeiter und Bauern, Soldaten und Studenten helfen gemeinsam, einen längeren Produktionsausfall zu verhindern. Die Schauspieler aus Senftenberg haben engen Kontakt mit dem Leben der Kumpel im Braunkohlensrevier, deshalb gelang es ihnen, überzeugende Arbeitergestalten auf die Bühne zu stellen.

Die Konferenz ging mit einem Schlußwort des Bergmann-Schriftstellers Hans Marchwitza zu Ende. Sie war eine Arbeitsbesprechung zwischen Kumpeln, Funk-

tionären und Schriftstellern über die Frage: Was ist zu tun, damit wir schneller unser gemeinsames Ziel erreichen? In Lauchhammer hat die Kohle der Kunst geholfen, damit die Kunst der Kohle helfen kann. Denn was wäre Kunst ohne Kohle?

Heinz Kablau

Bei einer der Autorenlesungen am Vorabend der Konferenz erfuhr man die folgende bemerkenswerte Entstehungsgeschichte eines Buches:

Im Januar 1958 kommt Sepp Zach, Meisterhauer im Oelsnitzer Steinkohlenwerk „Karl Liebknecht“, Verdienter Bergmann, Träger des Vaterländischen Verdienstordens, nach Berlin. Er sucht einen Autor für ein Buch, von dem er meint, daß es unbedingt geschrieben werden muß: eine literarische Gestaltung der vergangenen Klassenkämpfe im Oelsnitzer Steinkohlenrevier. Die Streiks, die Demonstrationen, das Ringen um gewerkschaftliche Rechte, ferner die Skrupellosigkeit der Aktionäre und Schachtdirektoren, der Verrat der Reformisten, aber auch der endliche Triumph der Revolutionäre – sie sollen beschrieben werden, damit die Traditionen des Oelsnitzer Proletariats nicht in Vergessenheit sinken.

Im Gewerkschaftshaus Unter den Linden in Berlin beraten Schriftsteller mit Kumpeln und Arbeiterfunktionären. Sepp

Zach meldet sich zum Wort. Die Skeptiker denken: Das kennen wir – auch so einer von den vielen, die verlangen, daß man Bücher über ihr Leben schreibt, und wenn man dann zu ihnen kommt, hört man meist unbrauchbare Sachen.

Doch einen der anwesenden Schriftsteller, eine Frau, packt die leidenschaftliche Ansprache Sepp Zachs. Regina Hastedt aus Karl-Marx-Stadt will sich an die Aufgabe wagen.

Heute, elf Monate später, sitzen nun im Kulturhaus in Brieske-Ost zwanzig Braunkohlenkumpel mit Regina Hastedt zusammen. Auch Sepp Zach ist da, und er ist sehr aufgeregt, denn es ist ja „sein“ Buch, aus dem sie lesen wird.

Vom ersten Augenblick an sind die Zuhörer tief aufgewühlt. Die Zusammenarbeit einer jungen Genossin mit einem Veteranen der Arbeiterbewegung hat ein gültiges literarisches Werk entstehen lassen. Die Kumpel lärmten vor Begeisterung. Hier sind ihre Sorgen, ihre Nöte, ihre Kämpfe und auch ihre Siege festgehalten, und hier findet die junge Generation ihre Vorbilder. *J. C. Schwarz*

Wir gratulieren

Unsere Kollegen und Freunde Bruno Kaiser und Max Zimmering wurden mit dem Heinrich-Heine-Preis ausgezeichnet.

Gertrud Meyer-Hepner

Neues über Bettina

„Die Zukunft wird einstimmen in den Grundton meines Geistes“, schrieb Bettina von Arnim einmal einem reaktionären Kritiker. Die Wahrheit dieses Wortes beweisen heute, hundert Jahre nach ihrem Tod, einige bedeutende Neuerseinerungen von Texten aus Bettinas Feder.

Am 20. Januar 1859 starb Bettina von Arnim in ihrer Berliner Wohnung in den

Zelten 5. Ihr letztes Buch, „Gespräche mit Dämonen“, war 1852 in ihrem Arnimschen Verlag erschienen als zweiter Band des „Königsbuches“, das 1843 durch seine schonungslose Enthüllung sozialer Mißstände viel Aufsehen erregt hatte. In den „Dämonengesprächen“ fehlt eine solche realistische Zustandsschilderung, und so ist es verständlich, daß sie bei ihrem Erscheinen weniger beachtet wurden. Daß

auch hier „die Zukunft einstimmte“, zeigte sich jedoch ein halbes Jahrhundert später, als es in der Münchner Rätezeit auf schlechtem Papier mit rotem Titelblatt als „Aufruf zur Revolution und zum Völkerbunde“ neu gedruckt wurde.

Wir wissen heute, daß Bettina als Fortsetzung ihres „Königsbuches“ zunächst ein ganz anderes, realistisches Buch hatte herausgeben wollen: die Akten des Prozesses, den der Berliner Magistrat 1847 wegen Beleidigung gegen sie angestrengt hatte und in dem sie zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden war. Sie hat diese Akten zur Veröffentlichung vorbereitet und sie als „notwendige Fortsetzung“ des Königsbuches bezeichnet. Es gibt ausführliche Entwürfe von ihrer Hand über ihr Leben in Berlin, ihr Wirken in der Cholerazeit 1831, Betrachtungen über Rechtsprechung und anderes, was die Eingaben Bettinas an den Magistrat ergänzte. Die Veröffentlichung der Akten schien ihr die beste Verteidigung, so daß sie von einer Revision absehen wollte. Die Gefängnisstrafe wollte sie absitzen. „Es wird Dir nur zuviel Achtung im Gefängnis bezeugt werden“, schrieb ihr der Sohn Friedmund, der die Ansichten seiner Mutter teilte. Aber ihr Schwager, der Justizminister Savigny, erreichte beim Magistrat die Zurückziehung der Klage und wahrscheinlich auch Bettinas Verzicht auf die beabsichtigte Publikation. Jedenfalls wurden die Akten nicht veröffentlicht. Im Jahre 1929 wurden sie auf der dritten Auktion des Wiepersdorfer Arnimschen Familienarchivs als „Akten des berühmten Prozesses des Berliner Magistrats gegen Bettina v. Arnim“ angeboten, jedoch nicht ersteigert. Die Erinnerung an diesen Prozeß, der viel Aufsehen gemacht hatte, war überschattet durch den großen Polenprozeß aus dem gleichen Jahre 1847 und besonders durch die Ereignisse des Jahres 1848. Die Akten fand man nach 1945 im Wiepersdorfer Schloßchen. Sie kamen 1954 mit dem Bettina-von-Arnim-Archiv nach Weimar. Dort wird jetzt ihre Veröffentlichung von den

Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur vorbereitet.

In dieser „notwendigen Fortsetzung“ des „Königsbuches“ finden wir jenen Grundton von Bettinas Geist, der ihre Werke auch heute, hundert Jahre nach ihrem Tode, nicht veralten läßt. Die Problemstellung führt oft bis in die Diskussion unserer Zeit. Hatte doch schon 1844 ein anonym Kritiker die Quintessenz des „Königsbuches“ in dem bemerkenswerten Satz zusammengefaßt: „So steht der Teufel denn entlarvt vor uns, und der Name dieses finster drohenden Gespenstes ist: Kommunismus!“ Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie weit dies auf das „Königsbuch“ zutrifft oder nicht. Aber die Formulierung erscheint beachtlich, wenn man daran denkt, daß sich das gleiche Bild vier Jahre später im ersten Satz des weltverändernden Kommunistischen Manifests findet.

Sehr wenig wissen wir über Bettinas Wirken im Jahre 1848. Es wird uns daher bis jetzt kaum verständlich, weshalb der Minister von Arnim-Boitzenburg 1848 erklärte, sie sei die Ursache (!) des Aufstands, sie habe die Leute aufgehetzt und in ihnen durch Reden und Briefe Hoffnungen erweckt. Nun endlich, ein Jahrhundert nach ihrem Tode, werden wir mehr über diesen Zeitraum im Leben Bettinas erfahren. Briefe, die sie damals an ihren Sohn Siegmund schrieb, konnten vom Goethe-Schiller-Archiv erworben werden. Die Veröffentlichung ist beabsichtigt. Sie wird die Stellung Bettinas zu den Ereignissen des Sturmjahres 1848 erstmalig bekanntmachen.

Die reaktionären Erben Bettinas haben ihren Nachlaß in dem Sinne verwaltet, daß sie lange Jahre in der deutschen Literatur nur als das „Kind“ Goethes fortlebte. Der Goethe-Briefwechsel wurde von den Erben 1881 neu herausgegeben, aber die politische Bettina sollte in Vergessenheit geraten. Weder wurden die schon bekannten politisch-sozialkritischen Schriften wieder gedruckt noch die ungedruckten

herausgebracht. Die Unzugänglichkeit des Nachlasses und die Geheimhaltung wesentlicher Lebensbezirke Bettinas sind wohl die Ursache, daß es keine umfassende deutsche Biographie von ihr gibt. Man weiß zwar von ihrer Hilfe für bedeutende, von der Reaktion verfolgte Menschen ihrer Zeit, denen sie eine Existenz verschaffte oder gar das Leben rettete, man kennt ihre Freundschaften, aber erst durch die Forschungsarbeit des Bettina-von-Arnim-Archivs ist es gelungen, von ihren Beziehungen zu Vorkämpfern der Arbeiterbewegung Kenntnis zu erhalten. Leider war es allerdings bisher nicht möglich, mehr als die äußeren Tatsachen festzustellen: Ein feuilletonistischer Artikel im Leipziger Sonntagsblatt vom 14. November 1862 gibt uns Kenntnis von Begegnungen und Spaziergängen Bettinas mit Karl Marx – vor Abfassung des „Königsbuchs“. Aus unveröffentlichten Familienbriefen wissen wir ferner von Besuchen Bakunins bei Bettina in den Jahren 1847/48. Aber keine Mitteilungen sind uns bekannt, die Rückschlüsse auf den Einfluß dieser Begegnungen zulassen.

In diesen Tagen nun erfahren wir Neues über eine andere, bisher unveröffentlichte sozialpolitische Arbeit Bettinas, das sogenannte „Armenbuch“, dessen Druck sie auf Anraten ihrer Freunde einstellen ließ, weil sie mit Verbot und Beschlagnahme rechnen mußte. Sie hatte am 13. Mai 1844 einen Aufruf veröffentlicht, man solle ihr Material „über die Armut“ zukommen lassen, und sie erhielt darauf eine große Zahl von Zuschriften, besonders von Gemeindevorständen in Schlesien. Das „Armenbuch“ mit den betreffenden Schriftstücken wurde auf der schon erwähnten Auktion 1929 ebenfalls angeboten. Im Henrici-Katalog 148 sind einige Sätze daraus abgedruckt. Es heißt da: „Armuth unter dem Schutz der Arbeiter. Ausbreitung der Macht, welche in den Arbeitskräften liegt; die schwere Frage der einreißenden Armuth allein aufzulösen durch Veredelung der Arbeiter in ihrer Uneigennützigkeit, Selbstverläug-

nung, in ihrem Muth, die Zukunft durch eigene Kräfte zu bewältigen.“ Welch bemerkenswerter Unterschied zu der Auffassung des „Königsbuchs“: Nicht mehr der Volkskönig, sondern der Arbeiter wird „die Zukunft durch eigene Kräfte bewältigen“.

Das „Armenbuch“ wurde seinerzeit vom Hochstift in Frankfurt am Main erstigert, bisher jedoch nicht ausgewertet. Gegenwärtig findet im Frankfurter Goethe-Museum eine Handschriftenausstellung von „Frauen der Goethezeit“ statt, zum Andenken an Goethes Mutter, deren Todestag sich am 13. September 1938 zum 150. Mal jährte. Die „wahre Herzensfreundin“ der Frau Rath, die junge Bettina, ist darin mit einer Reihe von Briefen vertreten. Ein besonderes Ereignis aber ist für den Bettina-Freund die erstmalige Ausstellung der Entwürfe und Materialien zum „Armenbuch“. Im Katalog der Ausstellung sind einige Stellen abgedruckt, die zeigen, wie Bettina an das Problem heranging: „Wer ist des Staates Unterthan? Der Arme ist's! – Nicht der Reiche auch? – Nein! Denn sein erster Genuß ist Selbstbesitz, und seine Überzeugung, daß er nur sich gehöre und thun kann und lassen, was ihm gefällig ist... Die Armen sind ein gemeinsames Volk, aber die Reichen sind nicht ein gemeinsames Volk. Da ist jeder für sich, und nur dann sind sie gemeinsam, wenn sie eine Beute zu theilen haben auf Kosten des Volkes.“

Das ist eine Sprache, die in den Salons Unter den Linden nicht gern gehört wurde, und man versteht, daß Humboldt und Varnhagen vom Druck abrieten. Es ist zu hoffen, daß auch dieses unveröffentlichte Werk Bettinas bald gedruckt vorliegt. Der Aufstand der schlesischen Weber hat in der deutschen Literatur einen starken Widerhall gefunden, aber Bettinas Beitrag dazu, das „Armenbuch“, wird uns erst mit einem Jahrhundert Verspätung bekannt werden.

In einem Brief an Stahr (27. Juni 1844) schrieb Bettina über den Entschluß, auf

die Veröffentlichung zu verzichten: „Traurig ist's zwar, daß es nicht zu rechter Zeit kommt. Allein den Hungrigen helfen wollen, heißt jetzt Aufruhr predigen, hat mir jemand geschrieben... Ach, schwerer Seufzer, wo bist du, daß ich ein Gewicht darauf legen könnte?“

Aus unserer Korrespondenzmappe

Gestatten Sie mir eine Bemerkung zu der Rezension „Produktive Bibliophilie“ in Ihrem Heft 11/1958, S. 149.

Bei der Herausgabe von Proben der sozialistischen Dichtung des 19. Jahrhunderts handelt es sich doch um erheblich mehr als um „Bibliophilie“, und zwar deswegen, weil damit wenigstens der Anfang gemacht ist zur Behebung eines schweren Mangels der literarhistorischen Forschung in der DDR in den vergangenen Jahren. Diese hat sich nämlich fast ganz darauf beschränkt, den in der bürgerlichen Literaturwissenschaft geltenden Kanon von beachtenswerten Dichtern des 19. Jahrhunderts weiterhin zu „bearbeiten“. Die einzige Ausnahme ist Bruno Kaiser, in erster Linie natürlich mit den Ergebnissen seiner Weerth-Forschungen. Für den Gebrauch der Germanistik-Studenten und der Lehrer haben wir aber bis heute noch keine Anthologie der sozialistischen und Arbeiter-Dichtung des 19. Jahrhunderts. Einigermmaßen beschämend ist, daß man, wenn man wenigstens einige Proben kennenlernen will, zu zwei 1932 erschienenen Bänden der bekannten Sammlung „Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen“ greifen muß!

Ihr Rezensent sagt, es handele sich um einen „Wiederbeginn“ proletarischer Literatur. Das gilt nur bedingt. Friedrich Krasser war drei Jahre älter als Weerth; er war auch nicht eigentlich das, was man einen „proletarischen“ Dichter nennt; er war Arzt, utopischer Sozialist und dichtete ganz allgemein für die Arbeiterschaft, darüber hinaus aber für allgemeine anti-

religiöse Bewegungen und Strebungen. Leopold Jacoby war Parlamentssteno-graph, Mediziner und Literaturhistoriker.

Ihr Rezensent sagt ferner, daß sich die genannten und andere Dichter an die „Gestaltungs- und Stilmittel“ der „Gartenlaube“ angeschlossen hätten. Offenbar ist ihm die Geschichte der „Gartenlaube“ nur ungenügend bekannt. Erst in den Zeiten ihres Niedergangs, also im Bismarckreich, entwickelte sie sich zu einem konformistischen Organ, dem man übrigens auch in dieser Periode nicht das Prädikat „muffig“ zuerteilen kann. Muffig waren die Anthologien und Almanache nach Art der „Christoterpe“ und ähnliche Erzeugnisse der Reaktion innerhalb der Literatur. Die „Gartenlaube“ dagegen gehörte in ihren kämpferischen, die Traditionen des freisinnigen Bürgertums von 1848 fortsetzenden Anfangsjahren ausgerechnet zu den „verbotenen Büchern“: Sie war in Preußen verboten! Von einer Übernahme bestimmter Gestaltungs- und Stilmittel aus der „Gartenlaube“ kann nicht gesprochen werden, weil die sogenannte Lyrik damals überhaupt keine Rolle in dieser Zeitschrift spielte. In ihren Stilmitteln schlossen sich die sozialistischen Dichter des zweiten und dritten Drittels des 19. Jahrhunderts in erster Linie an Schiller, Uhland und Heine an. Aber indem sie neue, progressive Inhalte zum Ausdruck brachten, wandelten sich auch diese Stilmittel. Und von einem „Gartenlaube“-Stil finde ich nicht das Geringste etwa in den beiden Schlußstrophen von Leopold Jacobys Gedicht „Karl Marx' Totenfeier“:

*Er hat für unsern Kampf auf Erden
Ein scharfes Schwert verliehn,
Daß eine neue Welt soll werden –
Drum ehret ihn!*

*Noch gab uns ein Geschenk kein Spender
Dem Donnerworte gleich:
Ihr Proletarier aller Länder,
Vereinigt euch!*

Joachim G. Boeckb

„Totenschiffe“ à la Traven

Meldungen über einen Boykott des Internationalen Transportarbeiterverbandes gegen die sogenannten „billigen Flaggen“, wie sie kürzlich durch die Weltpresse gingen, verleihen der folgenden Betrachtung über die Realität eines Travenschen Romanmilieus zusätzliches Interesse.

Letztthin ist viel von Plänen zur Verfilmung eines berühmten Werkes von B. Traven die Rede: Das „Totenschiff“ reizt Drehbuchautoren und Regisseure. Es gibt Leute, die diesen Roman für ein Phantasieprodukt halten. Totenschiffe von der Art der „Yorikke“, meinen sie, gebe es in Wirklichkeit nicht, oder mindestens nicht mehr.

Aber kürzlich berichtete die italienische Presse-Agentur ANSA, daß im Hafen von Genua während des Verladens von Gütern auf ein für Israel bestimmtes Schiff eine Kiste zerbrach und Stahlhelme von einem Typ, wie sie ähnlich in der amerikanischen Armee im Gebrauch sind, daraus hervorkollerten. ANSA teilte mit, daß 27 solche Kisten auf das Motorschiff „Alfonso Pelegrini“ verladen werden sollten. Sie trugen die Aufschrift „Sehr zerbrechlich“, der Inhalt war als „Strohhüte“ deklariert. Tatsächlich bestand die ganze Sendung aus Stahlhelmen. In B. Travens „Totenschiff“ wird von einer Ladung „Mausefallen“ berichtet, die in Wirklichkeit Mausergewehre enthält; ein „allein echtes und unverfälschtes Pflaumenmus ohne Farbzusatz, jedoch mit reinem Zucker, aus Oberndorf am Neckar“ entpuppt sich bei Traven als Maschinengewehr-munition.

Das ist aber nicht alles. Am 2. April 1957 berichtete Associated Press aus Suez, ein vagabundierendes Frachtschiff mit einem großen Vorrat aller nur denkbaren Landesflaggen (wer erinnert sich da nicht an die „Yorikke“, die ihre Flagge häufiger wechselte als ihre Mannschaft die Hemden?) habe am Abend zuvor an der südlichen Einfahrt des Suezkanals gestanden. Der Kapitän erklärte, er wisse

noch nicht, welche Landesflagge er bei der Kanaldurchfahrt aufziehen werde. Und in der Frankfurter „Nachtausgabe“ vom 18. September 1956 las man: „Vor der norwegischen Küste ging der amerikanische Frachter ‚Pelagia‘ unter, wobei 30 Menschen den Tod fanden. Die ‚Pelagia‘ war ein alter verrosteter Kasten, dessen Rettungseinrichtungen völlig vernachlässigt waren.“

Auch diese Meldungen erinnern wieder fatal an die „Yorikke“. Skrupellose internationale Reeder und amerikanische Ölkompagnien lassen bis auf den heutigen Tag ihre Frachter und Tankschiffe unter allen möglichen „billigen Flaggen“ fahren, Schwindelflaggen von kleinen Staaten wie Panama, Honduras, Bermudas, Costa Rica oder Liberia. Insgesamt ziehen Schiffe mit elf Millionen Bruttoregistertonnen, das ist weit mehr als der Schiffsraum der Seefahrernation Norwegen, auf diese Weise über die Weltmeere. Das Ausleihen ihrer Flagge ist für die betreffenden Staaten eine Budgetfrage. In einigen Fällen bezieht die Staatskasse ihre Haupteinkünfte aus den Registergebühren für Schiffe, die nie die Küsten des betreffenden Landes berühren. Neuerdings wollen sogar Zwergstaaten wie Monaco und San Marino, in deren Kassen häufiger Ebbe ist als Flut, sich in dieses einträgliche Geschäft einschalten (San Marino hat nicht einmal eine Küste).

Auch für die Reeder ist die Flucht vor ihrer eigenen Nationalflagge ein Mittel zur Steigerung ihrer Gewinne. Sie zahlen in den kleinen Staaten nur einen Bruchteil der Steuern, die sie in ihrer Heimat zahlen müßten; außerdem stecken sie weitere beträchtliche Gewinne auf Kosten der Gesundheit und der Sicherheit ihres Personals ein, denn Staaten, die weder eigene Schiffe noch Werften oder Trockendocks, noch Kapitäne und Matrosen haben, kennen auch keine Gesetzgebung zum Schutze der Seeleute. Es wird also nicht kontrolliert, ob die Schiffe noch see-

tüchtig und ob die Vorrichtungen und Vorkehrungen für die Sicherheit der Seeleute in Ordnung sind. Die Zustände in den Mannschaftsquartieren spotten auf diesen Schiffen oft jeder Beschreibung. Arbeitszeit und Verpflegung werden einseitig von den Reedern und ihren Kapitänen bestimmt. Die Heuer beträgt oft nur ein Viertel der von den Gewerkschaften der Seeleute festgelegten internationalen Tarife. Es gibt keinen sozialen Schutz und keine Instanz, um rückständige Heuern einzutreiben. Die armen Teufel auf diesen Schiffen sind wehrlos der Willkür ihrer Kapitäne ausgeliefert.

All das erklärt, warum Reeder wie

Onasis und Niarchos so rasch groß und reich werden konnten. Kein ehrlicher Seemann, der seine guten Papiere und sein Gewerkschaftsbuch hat, geht auf die Schiffe dieser Freibeuter, die oft nur alte verrostete Kästen und bei geeigneter Gelegenheit auf den Grund des Meeres geschickt werden – nachdem sie als Waffenschmuggler und Blockadebrecher ausgedient haben –, denn so bringen sie zuletzt noch die Versicherungssumme ein.

Man sieht, Travens „Totenschiff“ ist keine bloße Fiktion. Es zieht in vielerlei Gestalt noch heute über die Weltmeere. Die kapitalistische Seefahrt sorgt dafür, daß die „Yorikke“ Nachfolger findet.

Lothar Kusche

Herrn Zadeks Ausflug ins unsägliche Grauen

Wenn einer aus Tel Aviv oder gar einer aus München das Gruseln zu erlernen wünscht, so begeben er sich zweckmäßigerweise nach Berlin-Pankow. Ehe der Fremdling noch den U-Bahnhof Vinetastraße verlassen hat, laufen ihm schon kalte Schauer über den Rücken. Denn, so plaudert ein Herr Walter Zadek über seinen Besuch „Bei Arnold Zweig in Ostberlin“ (in der Münchner Zeitschrift „Die Kultur“), denn „wir Ausländer werden immer wieder von etwas wie Atemnot befallen, wenn wir die aus Westberlin heranbrausende U-Bahn in der nördlichsten Station ‚Vinetastraße‘ verlassen. Bedrückt klettern wir in eine dürftige Arme-Leute-Welt hinauf.“

So ergeht es den Ausländern; selbst der Herr Zadek, welcher seit fünfundzwanzig Jahren nicht hier war und jetzt einen ersten und einzigen Besuch in Pankow gemacht hat, wird immer wieder von etwas befallen – von etwas wie Atemnot vor dieser *dürftigen Arme-Leute-Welt* am oberen Ende der U-Bahn-Treppe. Das ist das Los der Reichen. Der begüterte Zadek, das Dreißig-Pfennig-Billett in der

Tasche, braust aus Westberlin mit der U-Bahn heran, diesem Verkehrsmittel der Exklusiven – und nun plötzlich diese *dürftige Arme-Leute-Welt*. Man wundert sich direkt, daß es nicht regnet oder daß der Himmel nicht fahl ist, aber immerhin wirkt „der Mittelteil des Vororts Pankow mumifiziert seit den 25 Jahren, die ich nicht in Deutschland war“, und das ist ja auch etwas. Es hat sich gar nichts verändert, seit Zadek fort ist, außer ein paar belanglosen Kleinigkeiten, außer den Folgen eines Bombenkrieges und außer den Folgen eines großzügigen sozialistischen Neuaufbaus.

Wenn man die U-Bahn verlassen hat, „wagt man kaum, nach der richtigen Elektrischen zu fragen“. Warum das denn? „Da man nicht als Fremder auffallen will.“ Um nicht aufzufallen, hat Zadek offenbar während der ganzen Straßenbahnfahrt, statt einen Blick aus dem Fenster zu werfen, seine Schuhspitzen angeschaut und sich ausgedacht, wie es in Pankow wohl aussehen mag; er ist zu diesem Ergebnis gekommen: „Sauber gehalten, jedoch wenig erneuert.“ Wie ge-

sagt: Es ist eben halt alles wie vor fünf- undzwanzig Jahren, abgesehen von belanglosen Kleinigkeiten, beispielsweise von der Kleinigkeit, daß die Grabbe-Allee, durch welche er mit der Straßenbahn fuhr, mittlerweile erneuert ist.

Das nächste Abenteuer hat der kühne Reisende beim Eintritt in Arnold Zweigs Haus:

„Ich klinge. Der Herr Präsident der ‚Akademie der Künste‘, des ‚PEN-Club‘ und anderer Verbände hat keinen livrierten Diener zum Öffnen. Es macht überhaupt niemand auf. Nach dem zweiten Läuten kommt eine Frau, eine schlichte deutsche Fünfzigerin. Ohne Anzeichen irgendeines Interesses läßt sie die Garderobe anhängen und weist die Tür zum Arbeitszimmer.“

Daß der schlichten deutschen Fünfzigerin irgendein Interesse fehle, kann zwei Gründe haben. Entweder sie hatte keine Ahnung, welche bedeutende Persönlichkeit da ins Haus gekommen war, nämlich König Walter Zadek aus dem Morgenlande, welcher die bedrückende Atmosphäre der mumifizierten Arme-Leute-Welt mit den Blitzen seines Geistes neu aufzuladen gedachte – oder sie wußte, mit wem sie's da zu tun hatte. Diesen schlichten deutschen Fünfzigerinnen eignet nämlich nicht selten mehr Menschenkenntnis, als einem Herrn Zadek lieb sein kann.

Alsdann berichtet Arnold Zweigs Gast über sein Gespräch mit dem Dichter des „Sergeanten Grischa“, und „entsetzt sperrt er den Mund auf“ über die Ansichten, welche „dieser Materialist“ Arnold Zweig sich vom Zustand der Welt und von den Chancen der Menschheit gebildet hat. Beispielsweise kommt die Unterhaltung auf König Saud, dessen antiimperialistische Bestrebungen Arnold Zweig durchaus erwähnenswert findet. Nicht so Zadek. „Der Sklavenhalter und hinterhältigste Despot unserer Zeit als Fortschrittsfanal? Zweig lächelt und lenkt ein: ‚Wichtig ist nicht der einzelne Mann, sondern der Wille des Volkes. A la

longue entscheidet die Stoßkraft der Massen.“

Diese Bemerkung hat dem Zadek (wie er behauptet) die Sprache verschlagen.

Das hindert ihn jedoch nicht, noch zwei weitere Kolumnen vollzuplaudern.

Obwohl Walter Zadek sich nicht geniert, den Arnold Zweig beiläufig als Mitglied einer Clique von notorischen Lügnern darzustellen („Er und seine Freunde haben keine Gewissensbisse, die Wahrheit einfach der Taktik unterzuordnen“), kann er doch nicht umhin, auf ein paar Kleinigkeiten hinzuweisen, welche Arnold Zweig „jetzt im Ostsektor gefunden“ hat, nämlich:

„... wirtschaftliche Unabhängigkeit, gesellschaftliche Geltung, gesinnungsmäßige Sympathie und eine Umwelt, die seine Schaffenskraft anspornt. Geben wir es zu: das jüdische Volk hat diesem Schriftsteller aus dem deutschen Kulturkreis nicht wohlwollend gegenübergestanden, es hat ihn in der auch von ihm erträumten Heimat unterdrückt und nicht gefördert... Ich höre mich gedankenlos fragen: ‚Wie fühlen Sie sich denn nun so ganz privat in dieser Welt?‘

„Wunderbar!“ srahlt Arnold Zweig.“

So steht es also um die Tragik des Schriftstellers im totalitären Staat, welche Zadek im Untertitel seines Artikels darzustellen versprach! Also fehlt da nicht noch etwas am vorgeschriebenen Pensum? Und so beklagt Walter Zadek, daß es seit 1945 zweierlei Deutsch gebe, und auch Arnold Zweig bediene sich jener beiden Arten von Deutsch. Zadek will beobachtet haben: „Zweig schreibt in den meisten seiner Romane das reinste, wunderbarste Deutsch der kapitalistischen Blütezeit. Macht er aber Kotau vor der Masse, so zeigen seine Abhandlungen grobe Fehler im Bau.“

Mit der Masse ist es allerdings – Zadek zufolge – so: „Zweig ist dadurch verblendet, daß er eine Diktatur über das Proletariat für eine Diktatur des Proletariats hält.“ Ja, was denn nun? Ich denke, er macht Kotau vor der Masse – obgleich

die Masse gar nichts zu sagen hat, weil eine *Diktatur über sie* ausgeübt wird? Walter Zadek scheint selbst das Opfer der Verwirrung geworden zu sein, die er in den Köpfen seiner Leser anzurichten gedachte; hier zeigt *seine Abhandlung grobe Fehler im Bau*. Da wir aber gerade von groben Fehlern sprechen, wollen wir doch nachsehen, wie denn die Sprache eines Mannes beschaffen ist, der vor dem Antibolschewismus Kotau macht. Der Mann, der es „bitter und unfassbar“ findet, „daß wir mit unseren alten Freunden keine gemeinsame Sprache mehr reden können, wenn sie einige Zeit im Osten gelebt haben“, schreibt so:

Über Arnold Zweigs vielfältige berufliche und gesellschaftliche Betätigung: „Daneben laufen, Tag für Tag, die Lasten und Ehren der übernommenen Ämter.“ Wohin mögen *die Ehren der übernommenen Ämter* laufen?

Über eine politische Formulierung Arnold Zweigs: „Solche und andere unsinnige Geistesemfälle haben mir inzwischen in der Sprache verschlagen.“ Was um alles in der Welt sind *unsinnige Geistesemfälle*?

Über Arnold Zweig und seine Freunde: „Sie geben ihren östlichen Tonangebern so sehr nach, daß sie frei im Ausland herumreisen können und doch dort in den Zeitungen nichts lesen wie Lügen. Schon die dabei gebrauchte Sprache denkt in ihnen fremden Begriffen.“ Die unglaubliche Tragödie, daß die Schriftsteller frei im Ausland herumreisen können, hat den Zadek so verstört, daß er *wie* mit *als* verwechselte. Was freilich die von ihm *dabei gebrauchte Sprache* betrifft, so denkt sie nicht *in ihnen fremden Begriffen*; man möchte überhaupt nicht behaupten, daß sie *denkt*, es handelt sich einfach um schlechtes Deutsch – mehr nicht.

Über Arnold Zweig: „Das Echo seiner Worte würde im Westen umfassender hallen als im Osten.“ Ein Stück für Sammler: das *umfassend ballende Echo* im Komparativ.

Selbst die Straßenbahn verhält sich ungewöhnlich, wenn Zadek mitfährt; sie „kreischt in den Schienen“, was man ja verstehen kann, und sie „schwenkt in weiten Bögen in der verbauten Vorstadt herum“. Es ist geradezu überschwenglich, wie sie *in weiten Bögen herumschwenkt*. Ich glaube zu hören, wie laut die Straßenbahn kreischte, als sie Herrn Zadek wieder zurückbrachte – beinahe so laut wie er „über die Lage des Schriftstellers im totalitären Staat“ zu kreischen beliebte.

Also so macht man das: Man setzt sich in die Straßenbahn, läuft ein paar Schritte in Pankow herum, ohne recht die Augen aufzumachen, unterhält sich mit einem Manne wie Arnold Zweig, ohne recht zuzuhören (weil man selbst ohnehin alles viel besser weiß), und dann füllt man eine Druckseite mit verworrenen Gedankensplittern, die sich in ihren Fassungen aus schlechtem Deutsch nicht eben sicher halten – und fertig ist der Essay über das unsäglich Grauen hinterm eisernen Vorhang. Immerhin, wer Sinn fürs Alberne hat, dem hat Walter Zadek mit seinem munteren Geblödel doch ein wenig Spaß gemacht.

Umkrempelung eines Rundfunkhörers

An den Süddeutschen Rundfunk
München

Sehr geehrte Herren! Da haben Sie vor einiger Zeit ein erhebendes Hörspiel gesendet, zu dem ich Ihnen gratulieren möchte. Ich glaubte bisher, derartiges sei nur im Kintopp anzutreffen, aber ich erkenne freudig meinen Irrtum. Sie haben, lassen Sie mich das sagen, ein neues Courts-Malheur entdeckt. Waren es früher die Angehörigen des Hochadels (die auch heute in der periodischen Literatur noch nicht ganz ausgestorben sind), waren und sind es hin und wieder markige Bauernburschen mit sauber gepflegten Fingernägeln, Heideförster, Dorfschullehrer, in neuester Zeit sogar Bundesbahnoberssekretäre, welche Ihre Autoren inspirierten, so

haben Sie nun die sauber aufgebügelte Gestalt eines Industriekapitäns auf die Beine gestellt.

Das Hörspiel heißt „Kopfgeld“ und stammt von Horst Mönnich ab. Handlungsverlauf nach meiner Erinnerung: Ein hartgesottener Industriekapitän und ein edelempfindender Künstler leben nach dem Krieg in einer Baracke zusammen, weil sie aus dem Osten flüchten mußten, wo man sie zu Dauerwurst verarbeiten wollte. Sie leben recht und schlecht vom Schrotthandel und horten, in Erwartung der Währungsreform, diesen ehemals kriegswichtigen Rohstoff. Genau am Währungstag kriegt die Frau des Industriekapitäns ein Kind (der Künstler war es aber nicht, wie Sie vielleicht denken werden; dazu empfindet er, obwohl er sie liebt, viel zu edel). Der Industriekapitän geht für alle miteinander Geld umzuwechseln, während der Künstler eine Ladung Schrott von fragwürdiger Herkunft auf einem gepumpten Lastwagen durch die Gegend kutschiert, geschnappt und eingebuchtet wird. Der Industriekapitän fährt indessen mit dem umgewechselten Geld in die nächste Industriestadt, zeigt sein Kapitänspatent vor und wird auch sofort Industriekapitän. Nachdem er Industriekapitän ist, ringt er alle Konkurrenzler nieder und kriegt die Managerkrankheit. Die in Schmalz gehauene Marmorstatue des obersten Medizinalprofessorstabsrates behandelt ihn, und die Familie sitzt weinend im Vorzimmer; auch der Künstler, zwischenzeitlich aus dem Teng entlassen, tut solches. Der Künstler will auch partout nicht die DM 4 000 (i. W.: Viertausend) annehmen, die der Industriekapitän ihm geben will, als Ausgleich für die erlittene Strafhafte und dafür, daß er ihm, nämlich dem Künstler, mit dem Kopfgeld durchgebrannt ist: er will nicht, obwohl er arm, aber rechtschaffen ist – so edel empfindet der Künstler, und dann weint er, weil er dem Industriekapitän noch nicht verziehen hat. Es darf aber niemand zu dem Industriekapitän, weil sonst das professorale Gehabe nicht

mehr halb so feierlich wäre. Deshalb dürfen Industriekapitäne ja auch nicht von der vertrauensärztlichen Dienststelle der AOK untersucht werden, weil die so roh sind. Der Industriekapitän und das Gute überleben aber schließlich, und wie es weitergeht, weiß man nicht.

Was hat doch so ein armer Industriekapitän für Sorgen. Da sieht man wieder einmal, wie das dumme Volk diese Leute erkennt, die sich abrackern und aufreiben, nur damit der ohnehin seelisch schon reiche Arbeiter auch noch der materiellen Güter dieser Welt teilhaftig werden kann. Der Prolet, der sich an seinem Arbeitsplatz einen Herzinfarkt, eine Staublunge, die Schwindsucht, zerschlagene Knochen oder irgend etwas anderes geholt hat, verfügt ja über die Tröstungen der AOK und der Kirche. Wie schlimm aber steht es in dieser Hinsicht mit den Industriekapitänen. Daß ein Arbeiter zehn, zwölf oder noch mehr Stunden am Hochofen, am Fließband oder sonstwo steht, das ist ja geradezu noch eine erholende Beschäftigung gegenüber der Tätigkeit eines Generaldirektors. Auch sein „Kopfgeld“ hat so ein Arbeiter damals bestimmt nicht für eine Autofahrt verbraucht, sondern er kaufte wahrscheinlich seinen Kindern etwas zu essen – Arbeiterkinder sind ja so gierig. Im Krankensaal, in der dritten Klasse, wird er kaum von privat engagierten Professoren geplagt werden, die ihm teure Medizinern verabreichen, und seine Familie wird sich keine Gewissensbisse darüber zu machen haben, daß sie lieblos zu ihm gewesen ist, sondern sie wird sich um die Höhe des Krankengeldes kümmern müssen. Endlich werden keine idealistischen Freunde, Künstlernaturen, im Vorzimmer auf sein Erwachen warten, die einmal für ihn ins Gefängnis gingen und denen sie sich deswegen verpflichtet fühlen: Wenn Proletarier sitzen müssen, dann in eigener Person.

Sie sehen: Sie haben mich bekehrt, und ich bin nunmehr der Meinung, daß es keine brennenderen Probleme gibt, als die von Generaldirektoren zu bewältigenden.

Ich möchte deshalb vorschlagen, eine „Woche der Generaldirektors-Probleme“ zu veranstalten und einen Dichterwettbewerb um eine „Ode an unsere Wirtschaftskapitäne, die vom Kollaps bedrohten Führer unseres Wirtschaftswunders“ auszuschreiben. Und dachte ich früher, daß es Wichtigeres zu sagen gäbe: etwa einiges über die Wiederbewaffnung, über die Atombombe, über die Restauration des Faschismus, über Wohnungen, Preise, Sozialstruktur – so gestehe ich nunmehr meinen kleingeistigen Irrtum. Ich darf der Versicherung Ausdruck geben, daß ich ab heute meinen Generaldirektor mit ganz anderen Augen ansehen werde, daß ich nicht mehr heimlich denken werde: „Wissen möchte ich bloß, wie dieser Idiot Direktor geworden ist.“ Kurz: bin jetzt geradezu umgekrempelt, und das verdanke ich Ihnen und Ihrem Hörspiel.

Erwin Müller

Rundfunkbörer in Frankfurt/Main

Die armen Unternehmer

oder

Besitz macht nicht glücklich

Was wir im folgenden etwas gerafft wiedergeben, ist eine in der „Frankfurter Allgemeinen“ veröffentlichte Geschichte von Hellmut Holthaus, die in einem erdachten Land namens Zachurien spielt. So lächerlich absurd sie uns anmutet, Autor und Redaktion haben sich etwas dabei gedacht. Versuchen wir einmal, ihnen nachzudenken, und fügen wir den zweifelhaften Frankfurter Würstchen, die unter dem Titel „Chef gesucht“ über drei Spalten serviert werden, unsern gereimten Senf zu.

In Zachurien also ist – auf der Grundlage des kapitalistischen Wirtschaftswunders – unbegrenzter Wohlstand ausgebrochen. Alles, was Arbeiter ist, lebt demzufolge wie Gott in Frankreich. Wer aber trägt die Kosten, wer wird von dem Übermaß sozialer Errungenschaften geradezu erdrückt? Die armen Arbeitgeber natür-

lich, die Aktionäre, die Fabrikherren und Generaldirektoren, die Manager und Chefs. In unermüdlicher Tag- und Nachtarbeit haben sie an nichts anderes gedacht als an das Wohl ihrer „Sozialpartner“ (früher nannte man das auf gut deutsch Gefolgschaftsmitglieder), und nun geht es ihnen selbst dreckiger denn je. Niemand mehr will sich unter solchen Umständen auf einen Chefessel setzen. Im Inseratenteil der führenden Zeitung des Landes Zachurien suchen die Betriebe deshalb händeringend Direktoren und Fabrikherren, da die bisherigen alle verdorben, gestorben, geflohen sind.

*(Denn die Soziale Partnerschaft
bat sie sämtlich hinweggerafft.)*

Autor Holthaus nun fährt in der Eisenbahn erster Klasse, „um die führende Gesellschaftsschicht des Landes kennenzulernen“. In seinem Abteil trifft er drei gepflegte, tadellos gekleidete Touristen, spazierenfahrende Herren, die sich – wie könnte es anders sein – als Proleten, als Arbeiter erweisen.

*(Das Wirtschaftswunder,
leicht läßt sich's erraten,
macht aus Arbeiter
Aristokraten.)*

Die bittet nun der Chronist um Aufklärung, und sie bestätigen: Furchtbar hat die Managerkrankheit unter den Chefs und Fabrikherren gewütet.

*(Ausgezehrt von Sorgen
um das allgemeine Wohl,
liegen sie am Morgen
unter Gras und Kobl
drei Meter tief im Sande.
Sie gönnten sich keine Rub
im Wirtschaftswunderlande.
Nun deckt die Erde sie zu.)*

Dem Fremdling, der vielleicht von sozialistischen Gedankengängen angekränkt ist, entfährt es: „Ja, zum Kukuck! Einer aus Ihren Reihen kann doch Chef werden!“ Da kommt er aber schlecht an: „Meinen Sie denn, wir sind verrückt? Meinen Sie, wir wollten arbeiten bis in

die Nacht, keine freie Stunde haben, kaum das historische Wochenende, vom fortschrittlichen zachurischen gar nicht zu reden?“

(Denn der Arbeiter, das kann man schließen, will die Partnerschaft eben nur genießen. Wie er nun mal ist, faul und gefräßig, kennt er Arbeit nur verhältnismäßig.)

Dagegen die armen Unternehmer: „Mit Fünzig in die Grube fahren... Siebzigstundenwoche... Kein bezahlter Urlaub, keine Sicherheit, dafür aber Sorgen, Sorgen, und die ganze Verantwortung!“

(So zum Beispiel dieser Krupp aus Essen hat vor lauter Mühsal schon vergessen, daß er Mensch ist und ein Schloß besitzt. Auch der arme Stinnes, wie er schwitzt! Und wie Pferdenges die Nacht vergrübelt! Ist da wer, der ihnen das verübelt, wenn sie zwischen ihren Wertpapieren schon Gesundheit und Verstand verlieren?)

Und niemand da, der ihnen hilft. Denn die Arbeiter: „Wir wollen was vom Leben haben!... Wir wollen die sozialen Errungenschaften genießen, dazu sind sie ja da.“

Es ist also gekommen, wie es kommen mußte: Die Chefs, soweit sie nicht schon gestorben waren, haben mit dem klassischen Ausruf „Macht euern Dreck alleine!“ die Arbeit hingeschmissen. Wie sind die Arbeiter da ratlos! Denn: „Die Sache muß ja klappen! Die Wirtschaft muß funktionieren, florieren, sonst wird das Sozialprodukt, an dem wir immer mehr teilhaben wollen, kleiner statt größer, und dann?“

Ja, und dann?

„Die Zachuren ließen die Köpfe hängen... Wenn wir bloß einen Chef fänden, seufzten sie.“

Moral

Na bitte, der Arbeiter, satt und dick, der will sie ja gar nicht, die Fabrik! Professor Erhard, und mit ihm im Vereine

die brave Frankfurter Allgemeine wissen der Schwierigkeit Lösung schon: Die Preise hoch und herunter den Lohn! Erhaltet uns die Kuponabschneider, die Chefs, Fabrikherren und so weiter! In Gottes und in Adenauers Namen, Amen.

Günther Deicke

Gerhard Branstner

Geschichten von Nepomuk

Nepomuk wurde gefragt, wie es ihm gehe. Er gab gewissenhaft Auskunft - und wurde nicht wieder gefragt.

Aus einem Gespräch ergab sich, daß einer seiner Bekannten ein von Nepomuk sehr geschätztes Buch gelesen habe. „Oh“, sagte Nepomuk betroffen, „das habe ich ihm gar nicht angemerkt.“

Nepomuk unterhielt sich mit seinem Nachbarn über das Wetter. Als es anfang zu regnen, wechselte er das Thema.

Nepomuk stand gewöhnlich morgens auf und legte sich gewöhnlich abends zu Bett. Die Selbstverständlichkeit, mit der er das tat, verdroß ihn. Er beschloß, es fortan methodisch zu tun.

In einer Gesellschaft wurde die Behauptung aufgestellt, viele Fehlurteile über Kunstwerke rührten nur daher, daß deren Verfasser noch nicht berühmt seien. Nepomuk stimmte dem zu, bemerkte jedoch ergänzend, daß mindestens die gleiche Zahl Fehlurteile der Berühmtheit geschuldet sei.

Nepomuk wurde von einem Bekannten aufgehalten, dem in Kürze ein einigermaßen wichtiges Amt übertragen werden sollte. Der Betreffende sprach davon, wie er sich auf diese Arbeit freue und wie er das und jenes tun werde. Aber eine Sorge, so sagte er, bedrücke ihn sehr: „Ich mag gar nicht daran denken, was werden wird, wenn ich dieses verantwortungsvolle Amt einmal nicht mehr selber betreuen kann.“

Nepomuk hatte sich einen Anzug anfertigen lassen, dessen Hosenbeine verschiedenen lang geraten waren. Als er auf diesen Umstand aufmerksam machte, fragte der Schneider, ob er in Nepomuk einen Fachmann vor sich habe. Nachdem Nepomuk verneint hatte, wurde ihm bedeutet, daß er in diesem Falle zu einer Kritik nicht berechtigt sei.

Nepomuk hatte sich die Mühe gemacht, einen Gedichtband in Prosa zu übersetzen. Die Übersetzung lautete: Das Wetter ist schön. Das Wetter ist nicht schön.

Nepomuk hörte von der Unzufriedenheit einiger Leute darüber, daß aus den Theaterstücken nicht hervorgehe, welche Gedanken der Dichter den Werken anderer Autoren entnommen habe. Um diese Kritiker zufriedenzustellen, schrieb Nepomuk ein Stück, in dem eine Fußnote auftrat, welche die Herkunft aller nicht absolut originalen Gedanken angab. Für diese Rolle war ein berühmter Schauspieler verpflichtet worden, der seine Aufgabe glänzend bewältigte. Nach der Aufführung äußerten die betreffenden Kritiker ihre

Zufriedenheit. Nur, so bemängelten sie, gehe aus dem Stück nicht hervor, woher der Autor den Gedanken mit der Fußnote habe.

Nepomuk nahm an einer Debatte über das Theaterstück eines jungen Autors teil, welches soeben aufgeführt worden war und, wie man einhellig versicherte, im ganzen gefallen hatte. Als die Kritik ins einzelne ging, wurden jedoch nur Fehler festgestellt. Nepomuk äußerte sein Befremden darüber, daß soviel Fehler, im ganzen gesehen, gefallen konnten.

Nepomuk war ein Gemälde gestohlen worden, auf dem eine Perlenkette abgebildet war. Er kaufte sich ein anderes Gemälde. Auf ihm war ein Paar alter Schuhe zu sehen.

Nicht des Weges achtend, stieß Nepomuk mit einem Herrn zusammen. Indem er den Hut lüftete, erkannte er sein Gegenüber. Erfreut entschuldigte sich Nepomuk, Herrn Keuner unversehens auf den Fuß getreten zu haben. Auch Herr Keuner lüftete den Hut, war jedoch vorsichtshalber nicht erfreut.

Zu unseren Beiträgen

Eine Anzahl Beiträge dieses sowie unseres vorigen Heftes entnehmen ihre Stoffe dem Kampf der deutschen Arbeiterklasse gegen Reaktion, Imperialismus und Faschismus. Wir widmen sie dem Andenken an Ereignisse, deren 40. Jahrestag in diese Tage und Wochen fällt: Die Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands, die Januarkämpfe 1919, die Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg.

Das Schauspiel von Hans Marchwiza, aus dem wir in diesem Zusammenhang mehrere Szenen abdrucken, ist eine Dramatisierung des Romans „Sturm auf Essen“.

Alfred Kurellas Aufsatz über Liebknecht erschien zum erstenmal 1923 in einer vom Verlag Jugendinternationale herausgegebenen Broschüre „15. Januar“.

„Ich schlief auf Dynamit“ von Paul Körner-Schrader war in einem Sammelband enthalten, den der Malik-Verlag im Jahre 1932 unter dem Titel „30 neue Erzähler des neuen Deutschland“ veröffentlichte.

Unter dem Titel „Die Heimkehr“ veröffentlichen wir einige größere Abschnitte aus einem neuen Buch, das Willi Bredel abgeschlossen hat. Es wird im Aufbau-Verlag erscheinen.

Christoph Hamms „Szenen gegen den Atomkrieg“ sind einer Folge entnommen, die am Leipziger Schauspielhaus in einer Studioaufführung gespielt wird.

Auf Seite 27 unseres Dezemberheftes, 4. und 5. Zeile, muß es richtig heißen: „... daß das Leben in seiner Grenzenlosigkeit siegt, menschlich wird – *ausdenkbar*.“

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Rudolf Braune: Junge Leute in der Stadt. Roman. Dietz Verlag, etwa 370 S.

DM 5,50

Franz Fühmann: Grenzstation. Novellen. Verlag der Nation, etwa 180 S.

etwa DM 4,80

Lea Grundig: Gesichte und Geschichte. Erinnerungen. Dietz Verlag, etwa 360 S.

etwa DM 8,50

Klaus Herrmann: Der Sommer nahm kein Ende. Roman. Volksverlag Weimar, etwa 200 S.

DM 6,-

Konstantin Fedin: Begegnung mit der Vergangenheit. Erzählungen. Aus dem Russischen von Georg Schwarz und Monica Huchel. Aufbau-Verlag, 420 S.

DM 16,80

Béla Illés: Brennende Theiß. Roman. Aus dem Ungarischen von Bruno Heilig. Dietz Verlag, 740 S.

etwa DM 10,50

Alexej Tolstoi: Aelita. Roman. Aus dem Russischen von Hertha von Schulz. Aufbau-Verlag, etwa 216 S.

DM 1,85

Elsa Triolet: Die Liebenden von Avignon. Erzählung. Aus dem Französischen von Ewald Czapski. Aufbau-Verlag, etwa 136 S.

DM 1,85

Menschen im Frühling. Nordische Liebesgeschichten. Hrsg.: Hans Marquardt. Verlag Philipp Reclam jun., etwa 620 S.

etwa DM 9,-

Literaturwissenschaft

Annemarie Auer: Landschaft der Dichter. Sachsenverlag, 544 S.

DM 10,50

Alfred Kurella: Der Mensch als Schöpfer seiner selbst. Beiträge zum sozialistischen Humanismus. Aufbau-Verlag, 136 S.

DM 2,70

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Kritische Bemerkungen zu einigen Kunsttheorien von Peter Hacks, von R. Bahro, U. Döring, H. Mühlberg, „Theater der Zeit“, Beilage zu H. 12. 58/S. 19

Ein Jahr junge Lyrik, von Adolf Endler, „Junge Kunst“ H. 11. 58/S. 48

Die Entwicklung von Brechts Theorie des epischen Theaters 1918-1933, von Werner

Hecht, „Theater der Zeit“, Beilage zu H. 12. 58/S. 2

Muschg contra Mann, von Dietrich Mallwitz, „Junge Kunst“ H. 11. 58/S. 77

Über Kunst und Literatur, von Lew Tolstoi, „Sowjetliteratur“ H. 9. 58/S. 149

Um den Sieg des Neuen in der bildenden Kunst, von Helmut Schlemm, „Einheit“ H. 11. 58/S. 1631

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig.

Druck: 1/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 5259. A 1453